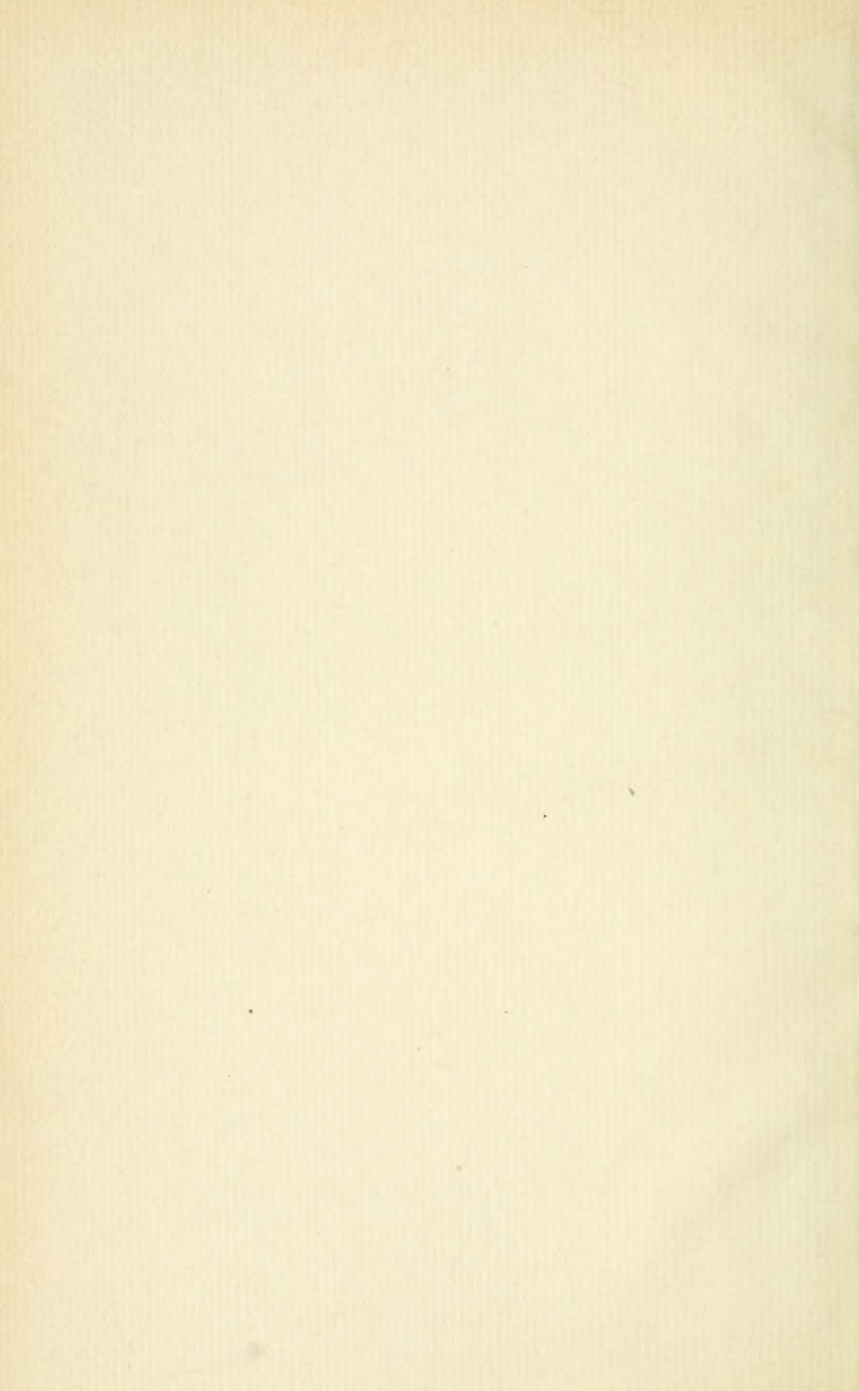

Jos. Victor
von
Scheffel
Gesammelte
Werke.



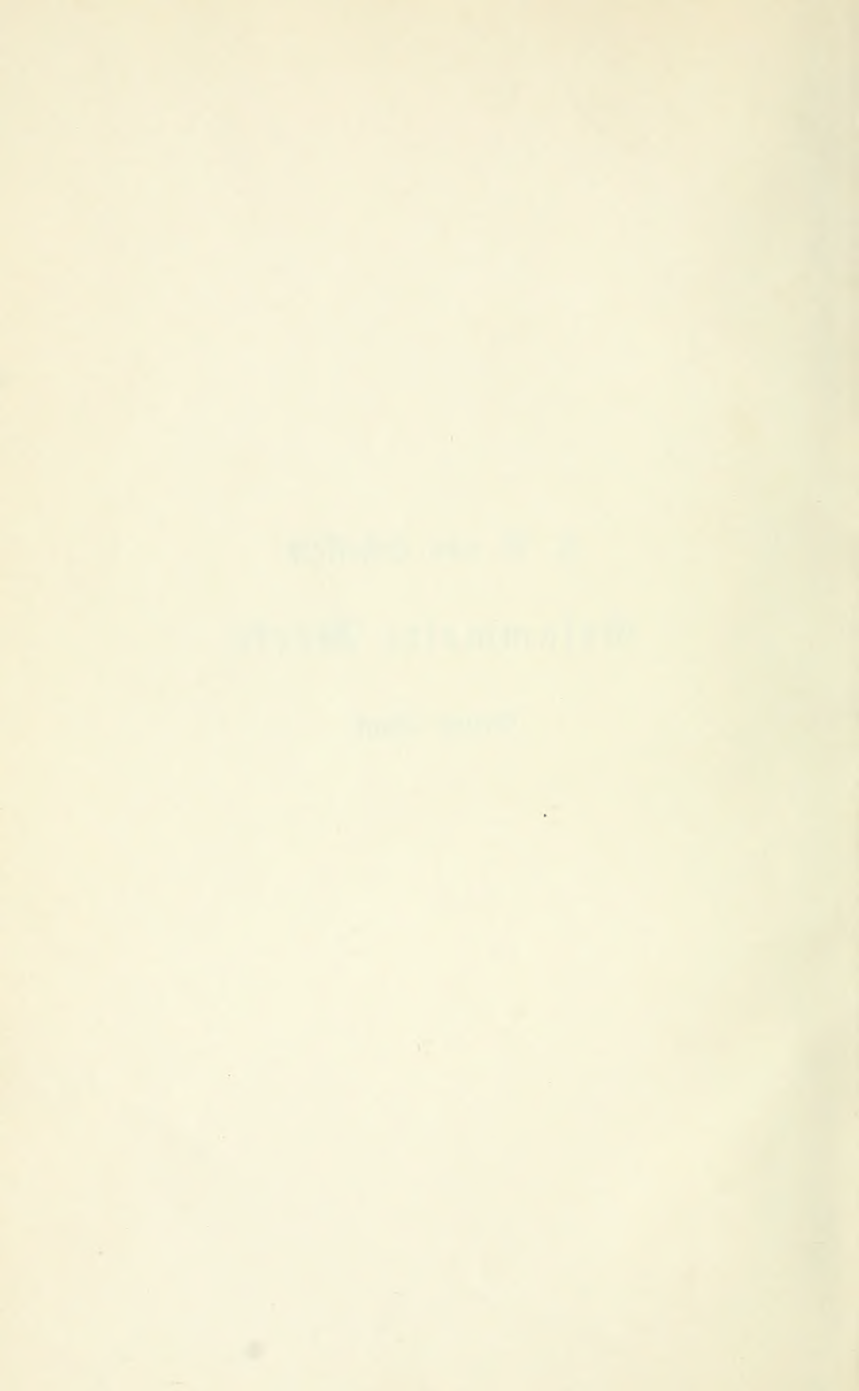




J. V. von Scheffels

Gesammelte Werke

Dritter Band



J. V. von Scheffels Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Mit einer biographischen Einleitung

von

Johannes Proelß

Dritter Band

Hugideo — Juniperus — Reisebilder.

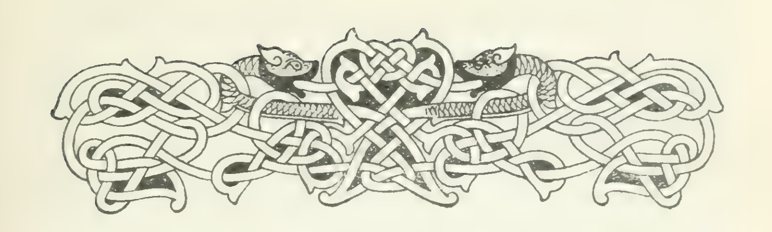
Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Hugideo

Eine alte Geschichte.





Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung seine Stromveränderung gen Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumtürmte Heimat gemahnen. Doch schickt ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als diensttuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umsäumt.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinflut abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeschobener Posten jener großen Heerschar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmutige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Aeußern halber mit nicht schmeichelhafter Benennung der „Klotz von Istein" geheißen. Wächst übrigens heutzutag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unsres Herrn Erscheinen vierhundert und fünfzig Jahr, war's ein spärlich bewohnter, wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer sich hinzog. Drüben am städtereicheren linken Ufer galt römisch Recht und römisch Wesen, diesseits aber saßen und schweiften die Alamannen, ein rauh, streitbar, bärbeißig, dreinschlagend Volk — und war somit am Isteiner Klotz das alte Sprichwort „auf einen groben Klotz ein grober Keil" bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerstreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fischfang in Bach und Strom, verschliefen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken

manch liebe lange Nacht beim Bierkrug und harrten, bis das Heerhorn blies und sie zu keckem wildwütigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinüberrief.

Zu selber Zeit kam einstmals ein Mann den Rhein entlang geschritten, der sah trüb und traurig drein, war auch eine hochaufgeschossene blondlockige, rotwangige Gestalt, aber kein Landbürtiger, trug ein faltig Gewand, wie einer, der bei den Römern drüben gehaust, und schien einen schweren Kummer als Reisegepäck mit sich zu führen, denn er schaute oftmals in des Rheines grünflutende Wogen, als zög' es ihn zu ihnen hinunter und möcht' er am liebsten auf kühlem Stromgrund sein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einsamer Wanderung jene Kalkwand erschaute und über Stein und Fels pfadlos bergan schritt, gefiel ihm der Platz, denn in der Bergwand war ein schattiger Höhlenraum, wo sich ungestört in den Rhein hinunter und zum Vogesenwald hinüberschauen ließ; kein Menschenlärm umtönte sein Ohr und friedlich und groß trug der Strom seine rauschende Flut vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und sprach: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen, wie eine Mauerschwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!"

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfischer, der hieß Nebi und gab ihm Bescheid, daß niemand einen Zwing und Bann über den Klotz von Istein übe, und daß Nester bauen könne, wer da Gelüste trage und des Mauerns kundig sei.

Da hub der Fremde an sich einzubauen in die Höhlung des Felsens; er schien den Römern ein Stück ihres Architekturwesens abgesehen zu haben: in kurzer Frist stund ein steinern Gelaß keck und wohlgeschirmt in schier unnahbarer Abgeschiedenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italischen und gallischen Berg manches eingeklebt stund, denn ein anständiger Mensch hatte in selbiger Zeit eher Drang und Grund, die Welt zu fliehen, als sie zu suchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wieder kam, trug er einen Korb mit Fisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweiße Marmorbüste auf dem Haupt und trug Geräte und Marmor den Berg hinan in seine Klause.

Die Büste aber war das Abbild einer jugendschönen Römerin,

einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausende später den Altmeister Wolfgang von Frankfurt anmutete wie ein Gesang des Homerus: — das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Reif um die Stirn.

Jenseits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorsprung Raum gibt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Nische in die Wand und stellte das fremde Frauenbildnis darein, als sollt' es der schirmende Geist des Ortes sein und aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß sich jener Stelle nahe, steilte er die Felswand senkrecht ab und baute aus Tannenstämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klause Rückfenster hinüberwandeln mochte. Was er sonst trieb, ward nicht viel ruchbar im Land; Schiffer und Fischer, die in leichtem Kahn rheinabfuhren, sahen ihn oftmals bei sinkender Sonne droben sitzen und hinausschauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß einer sich viel drum kümmerte, was der andere tat, und noch viel weniger, daß von Obrigkeitswegen einem jeden der Deckel von seinen Töpfen gelupft ward — so ließen sie ihn gewähren.

Der Rhein aber schuf dem Klausenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält besondere Ordnung in betreff der Toten, die seine Wellen forttragen sollen. Wer fern im Bodensee oder an helvetischem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelassen weiter durch rauschenden Fall und Strudel und Höllhaken hindurch, bis er den westwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden in des Rheingaues fröhlich Rebengefild nimmt er die Leichen des oberen Landes nicht mit und in der stillen Bucht am Klotz von Istein spült er sie sorgsam ans Ufer.

Da kam oftmals Nebi, der Salmenfischer, zum Klausner gestiegen und rief ihn herab, den stillen unbekannten Gästen die letzte Ehre zu erweisen, und sie schaufelten manchem ein Grab, den bei Schaffhausen oder im tosenden Strudel bei Laufenburg die Wellen verschlungen, und manchem, den an der Aar oder Reuß der Fischfang ins Verderben geführt; kam auch mancher geschwommen, dessen Schädel von alamannischem Schwerthieb klaffte oder dessen Brust noch eine abgebrochene Speerspitze trug . . . Alte und Junge, Nackte und Bekleidete, wie solche, die nur noch einen Bundschuh am rechten Fuß oder ein zerrissen Lederwams

am Leibe trugen: alle wurden sie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhundert ein und fünfzigsten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen und hatten nicht viele Leute Muße, dem Sprossen der Schlüsselblumen und Sang der Nachtigallen zu lauschen. Vielmehr war ein Drang in alle diesseits des Rheins gefahren, als müßten sie selber Zugvögel werden und gen Süden und Westen ausschwärmen, nicht Singens halber, sondern bewehrt und beschildet auf Beute, Raub und Völkerschaft.

Und wieder kam Nebi, der Salmenfischer, herauf und sprach: „Hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüstet Euch zur Heerfahrt; schon steht der König Etzel mit seinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms und sein heller Haufen wird über den Rhein schwimmen, daß denen drüben Hören und Sehen vergeht. 's ist noch manch Stück Beute zu holen und manch römisch Muttersöhnlein tot zu schlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenschweif. Alles muß ruiniert sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter!"

Aber der Klausner schüttelte sein Haupt und sprach: „Nein!" Da sagte Nebi: „So besorgt statt meiner den Salmenfang."

Mählich ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beschlossen auf ihren Malstätten, sich den Hunnen zuzugesellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug ins Herz von Gallien zu tun; im Schwarzwald klang die Axt und viel Flöße kamen rheinab geschwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beschaffen; wer ein rostig Schwert hatte, schliff es blank, wer eine Neige Weins im Keller barg, trank sie aus — die mongolische Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germanische Eisen an.

Einstmals kam ein Schwarm des jungen reisig streitbaren Volkes zu Hugideos Klause, ihn zwangsweise mitzunehmen zur Heerfahrt, und sie sprachen: „Heraus, du Höhlensitzer, Bergspaltmeister, Zeitverträumer! heraus und mit uns! Der Etzel soll leben, der große Held! kannst drüben im Gallierland auch Tote begraben, dafür soll dir gesorgt werden." Er aber sprach wieder: „Nein!" und wie sie einen Grund wissen wollten, sprach er: „Ich bin ein freier Juthung und eurer Cent am Rhein nicht pflichtig, und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben."

Da schalten sie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einst Serapion der Alamann, von fremder Priester Witz betört, Vaterland, Heerpflicht und den eigenen Namen vergessen.

Hugideo aber fuhr unter sie wie ein Bär unter die Rüden und scheuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klause hinaus; und wie sie in ganzer Schar anstürmten, trat er an das Klausenfenster, schwang sich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenstämme an sich und stand nun jenseits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten sie ihn zwei Tage, er aber verteidigte sich kühnlich und manch ein Felsstück flog wohl geschleudert von seiner Hand in den tobenden Schwarm, so daß sie letztlich sprachen: „Das ist ein sonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die sonst kaum ihrer drei erschwingen möchten, statt mit Gründen um sich — lassen wir ihn auf seinem Klotz!"

Bald schallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegsgesang vom Herzog Krokus; sie zogen auf die Heerfahrt, die einen zu Roß, die andern auf wohlgeschirrten Ochsenwagen, wieder andere in schmalen Nachen, ein wenig bekleideter, aber mit Schwert, Axt und Schild gewaffneter wilder Kriegerschwarm — alle landab zum großen hunnischen Rheinübergang.

Jetzt war's lange stiller und einsamer um den Klotz von Istein, als je, und Hugideo saß wieder wie sonst auf seinem Felsenvorsprung.

Die Welt war ein klirrendes, schwirrendes Kriegslager geworden, dessen Lärm den Kaisern zu Ravenna und Byzanz manch schlaflose Nacht bereitete, — die Wogen der großen Völkersündflut schlugen über dem armen Gallien zusammen — er hörte nichts davon.

An einem nebligen Herbstabend stand sein Freund, der Salmenfischer, wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger, als da er ausgezogen, und sonst noch etliche namhafte Spuren von Zerhackung und Zersäbelung, aber einen Gürtel um den Leib, schwer von römischen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

„Bei der Seele meiner Mutter! das war das ärgste, seit die Welt steht und bis sie wieder untergeht!" sprach er . . . und erzählte ihm die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern, wo die Alamannen auf Attilas rechtem Flügel mit Franken und

Gepiden wider des Aëtius Legionen gefochten. „Waffen und Weh! König Etzels Kapp ist zerschnitten, sein Mantel abgesägt, unsre Besten sind tot, was übrig blieb, hat kehrt gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergefolg heim . . . es steht unterwegs noch etliches zu verwüsten, sonst wären sie schon da, wie ich."

Hugideo aber ging wieder hinüber auf seine Felsplatte, und wie er jetzt nach seinem teuern Steinbild schaute, war der Marmor rostfleckig und eisenfarbig überlaufen von dem aus den Steinritzen träufenden Kalkgewässer. Darum nahm er's heraus und stellte es auf die Mauer der Felsterrasse und reinigte es sorgsam — und wie er davor stand und seinen Blick darauf haften ließ, als wolle er sich ganz versenken in die Pracht der Züge, da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll stiller Majestät auch zu ihm herüberblicke mit beseelten Augen, ein seliger Schauer zog durch des einsamen Mannes Herz und er drückte einen Kuß auf die steinerne Stirn. Da wich die Büste von dem Mauerrand und stürzte hinab, schlug an die Felskanten auf, ohne zu zerschellen, zischte in die Rheinflut und versank . . .

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die letzten Wasserringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor sich hin, ging in seine Klause hinüber, griff Schaufel und Hacken und grub ein Grab am Abhang seines Berges — seitwärts von der Rheingestrandeten gemeinsamen Ruhestatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klause heim gekehrt war, kam plötzlich ein Gedanke über ihn, als habe er etwas zu tun vergessen — „noch etwas," sprach er, „noch etwas! . . . Wie steht geschrieben in dem Liederbuch, dessen Sprache sie mich einst gelehrt?

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu . . ."

Und er stieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erste. Und seine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und spät seinen Berg hinaufstieg, stand ein greller Feuerschein am südlichen Himmel und die Röte nahm nicht ab die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber schritt unruhig auf seinem Fels auf und nieder, als scheuchten ihn alte Erinnerungen, er spähte und spähte durch den Schimmer der Nacht und

sprach hastige, abgerissene Worte vor sich hin, und sein Herz klopfte beim fernen Feuergefunk.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römerkolonie, die Munatius Plancus einst als Vormauer gegen die Alamannen unweit Basel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Wasserleitungen und Theatern, aber dem beutehungrigen Grenznachbar wie ein verlockendes Schaugericht vor Augen gestellt und jetzo dem Untergang verfallen.

Der hochaufschlagende Feuerschein zeigte, daß die von den katalaunischen Feldern heimkehrenden Alamannenscharen ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fischer. „Habt Ihr gesehen?“ sprach er. „Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augst, was taugst? . . .“ er blies über die hohle Hand weg . . . „Waffen und Weh! Waffen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!“

In der Bucht des Rheines auf dem weißen schimmernden Ufersande lag angeländet einer Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunica wasserschwer um die schlanken Glieder geschmiegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klaffte ein leiser Riß im Gewand, wie vom Stich einer schneidigen Waffe.

„Merkwürdig,“ sprach Nebi, der Fischer, „wie die blasse Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt.“

„Ja wohl . . . merkwürdig!“ sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche . . .:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.“

. . . Er hob sie empor und trug sie mit starkem Arm den Berg hinauf.

„Was habt Ihr gesagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo?“ rief Nebi, der Fischer, und ließ erstaunt seine Schaufel fallen. „Die Gräber stehen ja dort zur Rechten.“

„Begrabe sie heut nacht!“ sprach Hugideo.

Und er trug sie hinauf in seine Klause und setzte sie sorgsam auf die steingehauene Bank der Zelle und setzte sich ihr gegenüber und hielt schweigend Totenwache und flocht vom Efeu,

das den Fels umrankte, zwei Kränze und schmückte das Haupt der Leiche und sein eigenes damit und füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte, und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er sie hinab, wo die zwei Gräber, von seiner Hand aufgeworfen, zum Empfang gerüstet standen, und senkte sie ein und warf drei Schollen alamannischer Erde als letzten Gruß auf die tote Römerin und begrub sie in einsamer Stille der Mondnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fischers Hütte und rief hinein: „'s ist besorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr ist für mich, merk' dir's!"

Den folgenden Tag trug der Rhein manchen ans Ufer, an dessen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Mordbrand von Augusta Rauracorum mit blutigen Zügen geschrieben stand.

„Auch du, Junius Messianus, alter Baumeister, Freund und Lehrer!" sprach Hugideo, da sie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluten zogen.

Aber bei einem Anblick schütterte er zusammen: ein trotzig keckes, axthiebdurchfurchtes Männerhaupt tauchte auf, ungerührt zog Nebi, der Fischer, mit langem Schiffshaken den Toten ans Land, Rüstung und Schmuck zeigten die Leiche eines Centurio der zweiundzwanzigsten Legion, der primigenia pia fidelis, noch hing im Gürtel sein zweischneidiger Dolch.

Da flog ein höhnisch Lächeln über Hugideos Antlitz, er löste die reichgeschmückte Waffe vom Gürtel des Toten und beschaute sie lange — ein großer Onyx prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus" stand um das fein geschnittene Bildwerk geschrieben.

Hugideo steckte den Dolch zu sich und sprach grimmig zum Fischer: „Alle hier! . . . nur diesen nicht!"

Und sie schleiften den Erschlagenen an seinem dunkeln, stellenweise brandversengten Lockenhaar in den Nachen, verdeckten ihn mit übergeworfenen Netzen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reißenden Talweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluten, auf daß er landabschwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

„Es ist gut!" sprach Hugideo. Dann fuhren sie heim. „Schau morgen früh ein wenig bei mir nach," rief er zum Abschied dem Fischer zu.

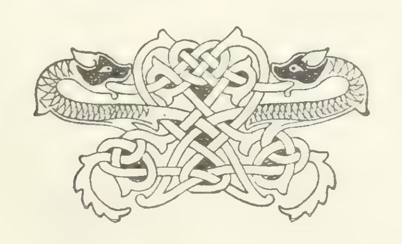
Wie Nebi, der Salmenfischer, des nächsten Morgens zu Hugideos Klause kam, saß der aufrecht auf der Steinbank und hatte sich den Dolch des Centurio durchs Herz gerannt, daß er bis zum Griff im Körper haftete; ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da begrub ihn der Fischer an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Tote hieß Benigna Serena und war die Tochter des Asinius Abundantius, eines reichen, vornehmen Mannes und kaiserlichen Steuereinnehmers zu Augusta Rauracorum. Sie hatte den priesterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnisvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erst seit Frist eines Jahres. Früher war sie ein heiter Weltkind, die schönste im Reigen der Jungfrauen, von vielen umschwärmt, von den geistreichen Pflastertretern der Provinzialstadt als „Perle des Rheines" besungen.

Hugideo, der Juthung, war vormals auch in Augst gewesen bei den Römern . . .

Heutigen Tages ist unweit jener Strandgrabstätte ein Tunnel in den Berg gebrochen und die Lokomotive saust quer durch den Isteiner Klotz. Von Augusta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backsteinmauern aus dem Wiesengrunde, darüber statt römischer Imperatoren jetzt die weisen Väter des Kantons Baselland herrschen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen güldenen Ring oder eine gewundene Armspange oder einen ehernen Hausgötzen aus den Furchen heraus und ein spätgeborner alamannischer Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Greisenalter fallen den Menschen wie den Völkern die Geschichten der Kindheit lebhafter ins Gedächtnis, als sonst, wo noch Taten der Männer zu tun sind.



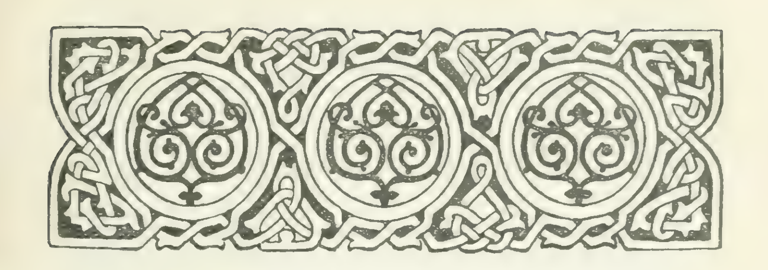


Juniperus

Geschichte eines Kreuzfahrers.

Quando Suevus nascitur
vel cum in cribro ponitur
dicit ei mater
simul atque pater:
foramina quot cribro
hoc ordine sunt miro,
tot terras circumire
debes, sic vitam finire.

Altschwäbischer Gedenkspruch.



In kühler Gartenveranda des Klosters auf Berg Karmel saßen im Jahre des Herrn eilfhundertundneunzig etliche deutsche Kreuzfahrer ritterlichen Standes aus dem Heere, das Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen, dem großen schwerfällig zu Land einherziehenden Pilgerheer seines Oheims, des Kaisers Friedrich Rotbart, vorauseilend, von Brundusium über Meer vor Ptolemais geführt hatte. Bei dem letzten großen Mauersturm verwundet, waren sie zur Pflege und Heilung aus dem Lager nach des Karmels wohlbefestigter luftfrischer Einsamkeit verbracht worden. Ein jeder trug sein Denkzeichen von sarazenischem Gewaffen oder Brandgeschoß griechischen Feuers am Körper. Trotz ungeheurer Anstrengung war jener Sturm am Sonnabend nach dem Feste Christi Himmelfahrt ein siegloser geblieben.

Unter den thüringischen, rheinländischen und flandrischen Herren war ein ihnen unbekannter junger Kriegsmann, der auf dem ganzen Kreuzzug seither als ein stummer Pilgrim mitgezogen. Erst als sein Fuß die Umwallung des „verfluchten Turmes", jener Hauptbefestigung von Ptolemais, stürmend betreten, hatte seine Zunge sich gelöst, und mit dem Schlachtruf: „Hilf Sankt Georg und Grab des Herrn, hie Neuenhewen und sein Stern!" war er unter die mauerverteidigenden Kämpfer Saladins gesprungen und stand tapfer zudruckend und mit seinem Streitkolben Bahn hauend im Gewühl, bis er schließlich schwer gewundet in den Festungsgraben hinabgeworfen von den Seinigen weggetragen ward.

Die Lazarettlangeweile zu kürzen, erzählten sich die invaliden Kämpfer ihre Geschichten und was ein jeder daheim erlebt und erstrebt, bis er, das Kreuz seinem Waffenrock anheftend und den heißen Sand Syriens gegen der Heimat geliebten Boden eintauschend, als Soldat des heiligen Grabes über Meer gekommen.

Als die Reihe des Erzählens den jungen Kriegsmann traf, dem erst seit jenem Sturmtag sich von des Schweigens Gelübde zu entbinden gestattet war, berichtete er seinen ritterlichen Gefährten, wie folgt, des Juniperus Geschichte.

„So heb' ich denn im Namen Gottes des Herrn an und erzähle euch, teuerwerte Genossen, alles, wie es ging und kam und mich von Donau und Rhein bis vor Akkons Wälle geführt . . . und wenn ich weit aushole und in strömendem Erguß der Rede euch beschwerlich falle, so wollet es einem zu gut halten, über dessen Lippen in zwei Jahren außer dem, was er unfreiwillig im Traume geredet, kein Sterbenswort kommen durfte. Und wenn euch, was ich zu berichten habe, nicht alles ein Wohlgefallen erregt, so wollet es der Jugend zugute halten, deren Angebinde heißes Blut ist und wenig Tugend.

Weit entfernt von euren Burgen und Städten, droben im glückseligen Schwaben ist meine Heimat, und als die Muhme Petrissa den Neugeborenen im geflochtenen Wiegenkorb wider das Licht hob und als untadeligen Sohn seines Vaters erfand, da sprach sie: „Du gutes festes Schwabenkind, es soll mich selber Wunder nehmen, wo überall hin durch die Welt dich deines Lebens Wege noch tragen und verschlagen werden." Und so jung ich annoch bin, so möcht' ich schier vermeinen, jenes Wort wolle sich erfüllen, denn vom Neuenhewen im Hegau bis auf den Karmel im mediterranischen Meer ist ein weiter Weg und wohl noch nicht mein letzter.

Zwischen Bodensee, Rhein und Schwarzwald hebt auch manch stolzer Berg sein Haupt, und wenn ich Flügel trüge und wenn noch alles stünde daheim, wie es stand vor der Fastnacht Anno Domini eilfhundert acht und achtzig, so wollt' ich wohl am liebsten zur Stelle über das blaue Meer zurück und heimfliegen und nach meinem guten Hewenberg schauen, denn es muß etwas der schwäbischen Luft zugemischt sein, was uns hinaustreibt weit in alle Welt, aber auch ein Zweites, was wieder heimwärts zieht mit starkem Haken der Sehnsucht. Was an mir zieht zu

den Höhen, die meine Wiege trugen, das ist die Pracht Gottes, die dort alltäglich vor den Fenstern sich auftut . . . die Pracht Gottes in Land und See und Strömen und Alpengebirgen der Ferne . . .

Darf zwar hier oben mit vollen Zügen des Karmels balsamische Luft trinken und aus einem Schwall von Blüten, die unsere Tannwälder nicht kennen, hinabschauen wie aus einem Gewürzgarten auf Meer und Land,

mare velivolum terrasque iacentes,

wie wir in der Schule es lasen, aber käme ich auch auf jenen andern Berg zu stehen, von dem einst der Versucher dem Heiland alle Herrlichkeiten dieser Welt gewiesen, nimmer würde ich vergessen, wie es auf meiner guten neuen Hewen bestellt sei. Hei, daß ich euch weisen könnte, was dort in meine Jugend hereingeglänzt: die grünen Wälder von Engen, einst des austrasischen Reiches wohlumwallter Grenzstadt . . . die steil aufgeschossenen Felsgipfel des Hegaus in einsamer Schöne . . . den blau im Widerschein blauen Himmels mit gedoppelter Buchtung zu uns sich herbiegenden Bodensee . . . die fernen riesigen wie ein Hauch im Abendrot verschwindenden Schneeberge! In krummem Flußlauf windet sich die kaum entsprungene Donau durch ein Ried und strebt dem Städtlein Geysingen vorüber ... so einer von dort eine kleine Weile gen Sonnenaufgang reitet, steht er auf schwarzem Basaltstein vor meines Vaters Behausung und mag all die Pracht erschauen, von der meine Zunge jetzt, da sie wieder reden darf, in voller Erinnerung überströmt.

Die gute neue Hewen aber ist nur ein Burgstall; ihr und der Stadt Engen gebieten die edeln Freiherrn auf dem Hohenhewen, der als der nächste in der Reihe der Hegauberge mit sanfter Schwingung seinen waldigen Gipfel erhebt. Aus fernem Hessenland kam das Hewengeschlecht einst herübergewandert in das Revier der Hegauer Kegelberge und hat von dort sein Wappen mitgebracht, den silbernen Stern im schwarzen Feld, den sie auch all ihren Dienstleuten zu Schildzier verliehen, daß sein Zeichen glückverheißend aufgepflanzt werde über dem Tor ihrer festen Berghäuser.

Darum soll keiner mich schmähen, daß ich zu Unrecht mich fremden Wappenschildes angemaßt, als ihr mir gestattet habt,

in euren Reihen den Stern meiner Heimat auf Akkons Wällen dem Sarazenen zu weisen.

Selten steigt ein Hewen von seinem Berggipfel hernieder, Lehen zu suchen . . . sitzen in semperfreier Stille daheim, wie der alte Krenkinger Freiherr im unweiten Thiengen, der selber, als der Kaiser Rotbart durchritt, nicht aufstand vom Armstuhl, darin er vor seinem Hoftor saß, und nur grüßend sein Käpplein lupfte, sprechend: „Mehr bin ich nicht schuldig."

In der Eckstube des Burgstalls Neuenhewen, den man auch das Stettener Schlößlein nennt, bin ich geboren, der Sohn eines rittermäßigen Dienstmannes, der Gottfried heißt und wie viele seines Standes mit Stichen und Schlägen aus der Jugend in sein Alter kommen und Speerkrachens viel vernommen. Nach dessen Namen tauften sie auch mich Gottfried. Die Mutter aber, ein feinfühlig Weib, der Gott ihre Treue lohnen möge, ist früh weggestorben . . . und so weit die Welt vor den Fenstern der Burg ausgebreitet lag, so eng war sie in den innern Räumen, die wir hälftig zu teilen hatten mit zwei andern hewischen Dienstmännern, ihren Frauen und Kindern. Saßen darum nahbeisammen in der einen Eckstube, aber nur wenn schlecht Wetter war; bei gutem kroch ich draußen herum auf den Felsen und stieg zum Wächter auf den großen viereckigen Turm und schaute den Sperbern nach, die drüber hinwegflogen, oder zerrte den Vater am Leibrock, wenn er zu Rosse stieg, daß er mich heraufgriff und vor sich in den Sattel sitzen hieß, und blieb ein frischer Bub, der seiner Muhme Petrissa, die jahraus jahrein am schnurrenden Spinnrad im Eckfenster saß und allen das Linnen zum Gewand spann, viel Sorge schuf.

Wie ich so ein acht Jahre geworden, hielten sie Rat, was aus mir werden solle; da sprach die Muhme: „Ist ein Knab', in dem steckt etwas. Deß mag eine Ursache sein, daß seine Mutter, da er ungeboren unter ihrem Herzen ruhte und der Vater in den Krieg geritten war, so oft hinüberging zu ihrer Schwester auf der Burg zu Aach und lange Stunden am tiefblauen Quell saß, der dort mit Flussesgewalt aufsprudelt aus den Tiefen des Erdreichs, und daß ihr nichts lieber war, denn unter dem Schatten der Linden in die rinnende Flut zu schauen und mit sehnendem Weh des abwesenden Eheherrn zu denken.

Wer weiß, was Art Geister dort schalten: sie sagen, es sei ein Stück Donau ins Erdreich verschlupft und ströme plötzlich

wieder zu Tage . . . in das Gottfriedlein ist etwas Elfisches hineingekommen, daß es anders geraten ist denn andere.

Auch hat dazumal das Gestirn Jupiter regiert, das schafft, daß seine Kinder sanft und der Weisheit vergangener Tage zugetan sind und fromme Leute und guten Rat und Gerechtigkeit lieb haben, aber viel Neigung zur Stille und verborgenem Sinnen. Vom Quellhauch der Aach aber ist ein Zug zu allem, was rinnt und strömt und braust, ihm eingeprägt, der wird ihn kaum geruhig auf dem heimatlichen Berggipfel dulden. Werdet finden, daß er für unterirdisch Fließen der Quellen einen verborgenen Sinn hat, und wenn ihr durch die Felder mit ihm geht, wird's an ihm zucken, wo in der Tiefe ein Sprudel sprudelt und oben ein Brunnen zu graben ist. Und wie es Schicksal der Regentropfen, die unserer Neuenhewen Dachtraufe, wenn sie südwärts abfließen, zum Rhein, wenn nordwärts, zur Donau entsendet, so wird auch er in die weite Welt hinaus rinnen und schwimmen müssen, vom Fels zum Strom, vom Strom zum Meer, und Gott weiß, wann er die Heimat wieder sieht.

Ein anderweit befremdlich Zeichen aber ist des Buben absondere Freude am Strauch Wachholder, zu dem er eine Neigung spürt wie ein Birkhahn oder ein Krammetsvogel. Warum hat er allzeit zu schaffen in des Wächters Gaden? Weil droben aus des Gesteines Ritzen eine große Wachholder aufgewachsen ist und ihr stachlich Geäst heraufstreckt zum Fenster! Muß immer dort was herumzuknistern haben, Zweiglein auf die Kappe stecken, Beeren im Munde führen, Wurzeln im Sack nachschleppen.

Wo all dies hinauszielt, weiß die alte Petrissa nicht . . . aber ein strenger Kriegsmann wie sein Vater wird er kaum, sonst wäre er geboren im Zeichen des Planeten Mars und trüg' einen Sinn für Feuer und Eisen und Erz im Erdboden, statt für Wasser, und Neigung zu Roß und Gewild, statt zu Strauchwerk. Und dennoch deutet ihm Wachholder Späne und Stiche mancherlei."

Dieser Rede hab' ich zugehört und sie wohl im Gedächtnis behalten. Mein Vater aber lachte und sprach: „Gib dich zufrieden, du Burgfabuliererin; so etwas in ihm steckt, wird's auch zutage kommen, und, so Gott in Ungnaden es gefügt hat, am Ende gar ein Scholastikus. Brüder hat er genug, die ein Streitroß tummeln; wollen's versuchen und ihn in eine Klosterschule eintun."

Wenige Tage darauf stund das große Ritterpferd gesattelt und die Muhme hatte mir ein Bündelein zurechtgerichtet und schöne Schreibtafeln und hängte mir einen wohlgeschnitzten Griffelfisch an den Gürtel, und mein Vater hieß mich wie sonst vor sich in den Sattel sitzen und ritt mit mir in das Kloster zu Rheinau am Rhein und übergab mich dem Abt Heinrich, der ihm wohl befreundet war. Die Klosterbrüder zogen mir ein lang Gewand an, schoren meine Locken und wiesen mich zu den andern, die dort zur Schule und Unterweisung in den freien Künsten eingetan waren.

Und so war mir's ergangen wie den Wassertropfen, die von unserem Burgdach südwärts abfließen . . . war vom Neuenhewen mitten in den Rhein gekommen, wußte nicht warum. Dort auf der stillen flutumrauschten Insel im krummen Umschweif des jungen Stromes, wo des heiligen Fintan aus Irland Gebeine ruhen, hab' ich gute Tage und Jahre in Fleiß verlebt . . . und mich gehalten wie ein guter Klosterschüler und die lateinischen Buchstaben lesen und schreiben gelernt und kein ander Ziel gehabt, als mit den Jahren selber ein frommer Bruder zu werden, der am Steinsarg des irländischen Heiligen im Chor der großen Kirche seine Psalmen singt, im Scriptorium die alten Schriften abschreibt und an des Abtes Tafel mit benedicite und laudate dominum den herzstärkenden goldgelben Korbwein trinken darf.

Die Sprache der Lateiner aber ging mit voller Gewalt in meiner Seele auf; oft wandelte sich mein Denken aus der Muttersprache in ein lateinisches, und wenn bei sonntäglichem Hochamt die Orgel ihren Vollton durch des Münsters Gewölbe brausen ließ, so klang es in mir wider von Hymnen und frommen Chören der Altväter, als müßt' ich das Rauchfaß schwingen und in des Weihrauchs weiß emporwallendes Gewölk lateinische Lobpsalmen hauchen zu Ehren des Herrn Himmels und der Erde.

Unser Lehrer Tannastus tummelte sich im Wissen der Alten nicht so festgesattelt, daß allzuviel von ihm zu lernen stand. Oft hub er den Zeigefinger und sprach: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, laß dir Zeit. Brauchst heute nicht mehr auf die Spitze der Eloquenz und des Parnassus emporzuklimmen, morgen ist auch noch ein Tag, sprach Cicero, da er nach dem Mittagessen schlafen ging."

Aber ich ließ ungern ab, und als wir, in die Klasse der Poesie vorgerückt, angeben sollten, wen sich ein jeder zu nacheiferwertem Vorbild erwähle, gab ich an: „Ich möchte werden wie des Grafen von Veringen teuerwerter Sohn Hermann der Lahme, der vor hundert Jahren als Stern der Wissenschaft in der Reichenau erglänzte, und wollte es willig hinnehmen, mangelhaft auf den Füßen zu stehen, wenn ich wie er die hehren Hymnen Salve Regina und alma redemtoris mater angefertigt und erlebt hätte, daß die Kirchen der Christenheit von ihren Klängen erschalleten. Und gleich ihm möcht' ich ein Präfekt der Schule werden und alte und neue Geschichten in ein Chronikbuch verzeichnen und Musikinstrumente ersinnen und denen, die im Herren starben, schöne Disticha zu Grabschrift machen, wie jener seiner Mutter Chiltrudis."

Da sprach Tannastus der Lehrer: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, dein Eifer ist gut. Und deinem Vorbild immer näher zu kommen, sollst du statt meiner die Handschrift von des ehrwürdigen Beda Unterricht in der metrischen Kunst, die wir von den Reichenauern leihweise erhielten, abschreiben."

Und in den Stunden, da er im Scriptorium arbeiten sollte, setzte er mich an seinen Schreibtisch und ging dafür Weinprobe zu halten mit dem Cellerarius. Dieweil jener in außergesetzlicher Zeit die Auslese des am gewundenen Hügelufer des Rheins prangenden Rebgartens, der Korb genannt, trank, schlürfte ich statt seiner noch edleren Korbwein aus des Angelsachsen Kommentaren . . . und so tief hat sich alles mir eingeprägt, daß ich heute noch vermöchte, seitenweise aufzusagen, was auf jenen Pergamenten geschrieben steht von sapphischem Metrum und iambisch hexametrischem und iambisch tetrametrischem, von Schema und Tropus, Rhythmus und Modulation."

„Habt auch redlich Vortrag darüber gehalten, dieweil das Wundfieber Eure Zunge zum Phantasieren zwang," sprach einer der gern zuhörenden Waffengefährten.

„So kam es," fuhr der Jüngling fort, „daß all meine Lerngesellen mich den Lateiner hießen, und weil ich, wie meine Muhme schon früher erwittert, in seltsamer Neigung zum Strauch Wachholder oft mit einem Zweiglein desselben im Gürtel vor ihnen erschien oder Speise und Trank mit den schwarzen Beeren versetzte, gaben sie mir den Uebernamen Juniperus, der ist mir durch alle Jahre hindurch verblieben, daß bald keiner in der

Abtei anders wußte, als ich sei Juniperus getauft, wiewohl sie solchen Heiligen vergeblich im Kalendarium gesucht hätten.

In selbiger Zeit gewann ich einen Freund, der war wie ich Schüler im Kloster und schlief in derselben Kammer, ein treues stilles Menschenkind und bald mir unzertrennlich; hieß Diethelm von Blumenegg.

Im wilden Wutachtal stand der Burgstall, darauf die Seinen als Dienstmannen der Zäringischen Herzoge saßen. Oft fügte es sich in fröhlicher Vakanzzeit, wenn wir als flügge Nestvögel die Lernsäle verlassen und heimschwärmen durften, daß ich mit ihm hinüberging zur Burg seiner Väter . . . heia, wie waren wir wohlgemut, in seinem felsengen Heimattal auf und nieder zu klettern, bei den Meiern auf den Herrschaftshöfen anzusprechen und Forellen zu fangen im klaren Wildwasser.

Gedenke ich aber des Tales der W u t a ch, so klingt es wie ein lateinisch Lied in mir zu Ehren des Wunderbaues, den Gott der Herr in seiner Felsenschroffe dort aufgerichtet . . . Gegenüber dem einsamen Steinklotz, der die gute Blumenegg trägt, streckt sich eine riesige steilnackte Wand von Kalkgestein, die bricht senkrecht mit einem Eckpfeiler ab und öffnet dem Auge den Fernblick durch das waldige Tal vorwärts zum Rhein und hinüber zum helvetischen Alpenschnee . . . ihr zu Füßen zieht wuchernder Laubwald, pfadloses Dickicht, trümmerbesätes Ufer, Marmorgefelse im Wildwasser. Wenn wir dort hinabkletterten, dem Flußlauf entgegen, und die klaffende Wildnis der Abgründe zurückließen, so bog sich milder und freundlicher das Tal und wir gehorsamten dem weisen Schulspruch im Regimen Vitae:

Mane petas montes, medio nemus, vespere fontes!

und kamen über schwanken Brückensteg zur alten Linde von Achdorf, allzeit Halt und Wahrzeichen unserer Wanderung. Dort hielt ein wackerer Vogt das Zeichen des Wirtes ausgesteckt an seinem Steinhaus; der hatte eine Tochter mit krausem Haar und lieblichem Lächeln und fand sich bei ihm allezeit ein frischer Labetrunk Weines, fröhliche Gesichter, Reigentanz und bäuerlicher Hoppaldeia um die Linde. Dort haben wir, wie es fünfzehnjährigen Jünglingen ziemt, oftmals, wenn die Angelruten abgestellt waren und der Weinkrug aufgestellt, geschwärmt von ewigen Banden der Freundschaft und Taten der Zukunft und minnigen Augen der Frauen, und als ich einst krank daheim auf

dem Schragen liegen mußte, hab' ich meinem Freund einen lateinischen Erinnerungssang gefertigt und hinübergeschickt; der fand viel Beifall und lautete also:

Laeticia silvestris.

Silvae nigrae corde toto
Qui devinctus sum, aegroto
Distans in exilio:
Quondam falco perbeatus,
Iam deterrime mutatus
Tristis vespertilio.

Ubi stas, vetus sodalis
Cuius vultus amicalis
Hilarabat oculum?
Scisne quoties laetabundi
Visebamus finem mundi
Blumnegg, florum angulum?

Cominus saltus proclives
Eminus alpinas nives
Sol illustrat occidens;
Subtus arva per fecunda
Susurranti ruit unda
Wutach, aqua furiens.

Tunc per rupes prominentes
Et convallia descendentes
Scisne, quo tetendimus?
Septus hortis et pometis
Portus adnuit quietis
Achdorf, pagus rusticus.

O dulcissimam tabernam,
O rosaceum pincernam,
Rusticas delicias!
Vinum tilia sub frondosa
Haurit filia graciosa
Marigutta — Springmitdemglas!

. . . Die Muhme Petrissa, die damals mit Spinnrad und Kunkel aus ihrem Eckfenster herübergesiedelt war an meine Lagerstatt, sprach kopfschüttelnd, da ich's auf langen Pergamentstreifen geschrieben: „O weh uns, ist das der verborgene Schatz, den ihm die Wasserelfen verheißen? Mit lateinischem Bacchantenlied wird kein Platz unter den Heiligen Gottes und keiner unter des Kaisers Ritterschaft gewonnen; von bösem Elementargeist rührt, was in dir steckt." Und sie schickte, ohne daß ich's erfuhr, ein frisch geschossen Reh in den Pfarrhof zu Geysingen, daß gebetet werde für Aenderung meines Sinnes.

Die Marigutta Springmitdemglas aber mit ihrem krispen Haar hat mir es nicht angetan, und der kühle Lindenschatten von Achdorf auch nicht . . . von einem anderen stolzeren Krauskopf blitzenden Augs kam Leides viel über mich und über den Diethelm.

Oftmals wenn wir in der Vakanz, die Armbrust umgehangen, durch die Baar streiften, Federwild zu erjagen, kehrten wir beim alten Markwart von Almishofen an, dessen fester Ritterhof aus der Tiefe des Donaurieds die breiten Giebel reckte, ein freier Herrensitz, vor dessen Tor das vierfach geteilte Wappenschild mit der Almishofer Blume im Feld rechts grüßend herabwinkte. War ein fadengerader rauher alter Herr, von dem die Leute scherzweise sagten, es stecke ein Scheit Tannenholz in seinem Rücken, wenn er im Sattel sitze, aber viel Löbliches von ritterlicher Art und Pflicht stund von ihm zu erfahren, und hatte einen reichbesetzten Harnischsaal, die zahlreichen Männer des Geschlechts, das in ihm den Senior ehrte, zu waffnen, denn der Almishofer waren viele, weit herum seßhaft in der Baar, in Hüfingen und an der Wutach und drüben zu Ymmendingen, wo allzeit ein Jüngerer des Stamms als Kirchherr seiner Pfründe genoß.

Uns aber zog es meistenteils bald aus Stube und Waffensaal hinaus in den großen Baumgarten, wo wir des Alten drei Töchter trafen. Und wenn das Jagdglück ein Wildentenpaar beschert oder einen guten Trappen, brachten wir jenen die Beute, waren in guter Kurzweil mit ihnen zusammen und spielten das Kinderspiel: „Weih, Weih, was klopfest du?" Da mußte der Diethelm als Weih mit heiserem Raubvogelgeschrei uns umschwirren, die drei Edelfräulein duckten sich wie die Küchlein ängstlich zusammen oder flohen im wilden Rennlauf und ich mußte zu ihrer Verteidigung den Feind kampflich bestehen.

Die erste der Töchter hieß Liutgard, zu der sagten wir kurzweg Luggi; die zweite der Töchter hieß Yrmgard, zu der sagten wir kurzweg Yrmi; die dritte hieß Rothraut, der gaben wir keinen Beinamen.

Die Rothraut war nicht wie ihre Schwestern: jene schlank, hochgewachsen in ihres Vaters Art, gutmütig, scheu und sittig . . . sie minder groß, minder schön, fesselnd durch unergründbar Spiel der Seele im großen dunkeln Auge . . . ungleich im Wesen, oft ausgelassen wild, dann wieder verschlossen und verträumt und niemanden anschauend als die Fischlein im Becken des Donauquells . . . zumeist einherwandelnd wie eine Katze, die sich ihrer samtweichen Sauberkeit freut und stets bereit hält, mit scharfem Sprung den harmlos sie umhüpfenden Vogel zu erkrallen . . . so ging sie mit unnachahmbarem und keckem Wurf des Hauptes durch die Leute, mit niemanden Freund, selten um ein spitzig Wort verlegen und dennoch vielen wohlgefallend. Wenn ihre Vettern geritten kamen, der Vikk von Almishofen von der Neuenburg am Gauchenbach, der Hug von Almishofen, dessen Haus zu Opferdingen stand, und Symphorion, der Kirchherr von Ymmendingen, den sie Symphorion den Dusler nannten, so drängten sich alle um Rothraut, mit ihr zu reden und zu spielen, und die Schwestern gingen leer aus.

Wenn die sich am Spinnrocken und mit Arbeiten der Frauen die Zeit kürzten, huschte die Rothraut bei ihres Vaters Falkenmeister herum und ließ sich unterweisen, wie der Stoßvogel auf der Hand zu tragen, wie ihm die Kappe abzunehmen und wie er mit sicherem Wurf in die Luft zu schwingen . . . oder sie streichelte das Schimmelfüllen, das im Baumgarten weiden durfte, und sprach: „Bis das groß geworden, bin auch ich groß und hab' ein Jagdkleid mit braunem Scharlach und einen Sattel mit klingenden Schellen, dann muß mir der Vater das weiße Roß schenken und ich reite mit euch ins Ried und reite durch Strauchwerk und Gräben und Sumpfesgefahr auf die Reiherbeize, hussa ihr Klosterlateiner, seht zu dann, wie ihr mir folget!"

So hielten wir etliche Sommer lang Vakanzeinkehr im Almishofer Ritterhaus, bis die Rothraut so emporgewachsen wie wir selber. Dann ward unser Kinderspiel: „Weih, Weih, was klopfest du?" fürder nicht mehr gespielt, denn als einsmals der Diethelm wieder den Weihenruf anstimmte, riß die Rothraut eine Stange aus dem Boden und ging selber auf ihn los, statt

sich zu ducken wie ein Küchlein, und setzte ihm tapfer zu mit Hieb und Stich, daß er fliehen mußte und ihr Kranz von Herbstastern, den sie um das Haupt geschlungen trug, in des Kampfes Hitze aufgelöst und zerzaust zu Boden fiel.

Wie ich mit dem Diethelm wieder eingeheimst saß im Rheinauer Klosterschulsaal, ward es ein schlimmer Lernwinter uns beiden. Nur lässig stunden meine Gedanken zu dem erwählten Tugendvorbild Hermanns des Lahmen: ich vermeinte, es sei frischer und manneswerter, ein Roß zu tummeln und mit Speerbrechen und Schildzerhauen um Minnepreis zu werben ... der lateinische Hymnenton, der sonst oft mit Stromesrauschen durch die Seele scholl, verstummte; minder ernste Reimklänge fuhren mit irrlichtelndem Aufzucken um mich auf und nieder:

> crines eius adamavi
> quoniam fuere flavi*

oder

> O sagissima virago,
> ecce Palladis imago
> dixi te conspiciens ..**

so daß Tannastus, unser Lehrer, kopfschüttelnd sprach: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, du gefällst mir nur noch halb.“ Zu meinem Stubengenossen aber sprach er: „Diethelm, Galea Populorum, du gefällst mir gar nicht mehr.“

Er mochte recht haben. Mein großer fröhlicher Herzbruder ward täglich stiller und schweigsamer und floh seine Gesellen ... es war zur Fehde kommen zwischen ihm und der Freude. Oberhalb des Felix Regula Kirchlein beim Badeplatz auf grünem Damm stund ein alter Weidenstamm morsch und hohl, die Höhlung dem Talweg des Rheines zugekehrt. Dort störten wir ihn oftmals auf, daß er sich eingenistet hatte und vom hohlen Baum umschildet hinabstarrte in die kräftig strömenden Rheineswellen, wie ein in Sorgen Schwebender, und den Ruf des Glöckleins überhörte, das zur Lernstunde mahnte oder zur Vespermahlzeit.

---

* Ihre Haare mußt' ich lieben,
Denn blondgolden waren sie.

** Jungfrau klug und zauberhaftig,
Pallas Ebenbild leibhaftig
Schaut ich, als ich dich erblickt.

Keinem verriet er, was ihn drückte. Da fiel nächtens einmal der Mondschein voll in unsere Stube und brach mir den Schlummer. Die Augen öffnend seh' ich den Diethelm auf seinem Lager aufgerichtet knien; um die Brust trug er allzeit eine große silberne Kapsel, seiner Mutter Geschenk, eine Heiligenreliquie dreingefaßt . . . wie er die Kapsel öffnete, ersah ich, daß er eine welke Herbstaster dreingelegt hatte, und er küßte sie und netzte sie mit rinnenden Tränen. Leise stand ich auf, schritt zu ihm hinüber, schlang den Arm um ihn und sprach: „Diethelm, Trautgesell, was weinest du?" Er aber stieß mich unsanft zurück und rief drohend: „Was kümmert's dich, Juniperus, apage, geh schlafen!"

Nachdem er aber wegen Einschneidens eines großen Rbuchstabens in die Holzdecke eines Psalterbuches eine Strafe mit Ausschließung vom gemeinsamen Tisch, Wasser und Brotkost erduldet, wachte ich nächtens wieder auf und sah ihn halbangekleidet von seinem Lager weggehen, das Fenster aufreißen und sich hinausschwingen. „Wohin, Diethelm?" rief ich betroffen. „Fort, Juniperus, auf Nimmerwiederkunft," gab er zur Antwort und saß schon im Geäst der Ulme, die vom Rhein zu unserem Fenster emporragte, und ließ sich hinabgleiten, sprang in das Wasser und schwamm wohlgemut über an das rechte Ufer.

Deß war ich sehr betrübt, und es summte mir an jenem Tage lange eine lateinische Reimfügung durch den Kopf, die endigte:

non est unda tam profunda,
vis amoris furibunda
nos immergit fluvio.*

Dachte dabei nicht, daß bald auch an mich die Reihe kommen sollte, gleiches zu erproben.

Aber von sehnendem Weh befreit nicht Heilkraut noch Gebet. Und in all mein Denken stellte sich der Rothraut wohlgetane Gestalt, ihr Mund rosigrot, ihr Haar goldblond und lauter, ihrer Hände Paar fein und weißblank.

Und vier Wochen darauf trug derselben Ulme Geäst mich selber aus dem heimlich geöffneten Fenster hinab zum Rhein,

---

* Stärker als der Wogen Strandung
Reißt der Minne wilde Brandung
Uns in Strom und Strudel fort.

und ich sprang in das Wasser und schwamm hinüber auf das rechte Ufer, desselben Pfades, den mein Diethelm geschwommen.

Valeas, magister care,
Rhenum cogor pernatare,
Coenobitas desero,*

rief ich aus den Fluten, da ich von des guten Tannastus wohlbekannter Zelle sein Lichtlein durch die Sommernacht schimmern sah.

Wie ich, in die nassen Kleider eingeschlüpft, durch die Waldstille am Schwabenegg dahin schlich und das Turmpaar der Abtei fern und ferner zurückwich, da konnt' ich freilich die Tränen nicht bannen und dachte: „Du gute, gute Rheinau, darin ich so viel gelernt und so viel an mir emporgebessert, wenn sich's tun ließe und kein Frevel wäre, daß ich jenes andere **R**, das mich hinübergezuckt wie der Magnet den Eisenspan, herbeiholte und mit ihm einziehen und leben dürfte in deinen Mauern, nimmermehr wollt' ich dich verlassen haben! . . ."

Auf der Neuen Hewen hub sich wieder ein böses Kopfschütteln an, da ich heimgelaufen kam. „Heilige Kummernis!" rief die Muhme Petrissa, „da haben wir's!" Der Vater brummte eine Weile, dann sprach er: „Die Schulbank hat noch achtzehnjährige rotbackige Kraft in dir gelassen, daß du in ritterlichem Handwerk dich einüben magst." Da hub ich an, in Stall und Waffenkammer mich umzutun, kam tagelang nicht aus dem Sattel, ritt, daß die Heerstraßen stäubten, jagte, daß die Hunde zurückblieben, tummelte mich in allem, was einem Garzun zu lernen geziemt, und die lateinischen Buchstaben und Reimverse schufen mir fürder nicht viel Sorgen. Unser Herr zu Hewen aber sagte willig zu, mich als Schildknappen mitzunehmen, wenn er die nächste Heerfahrt tue.

Jungfräulein Rothraut war damals oft bei ihres Vaters Schwester auf der Burg zu Laufen über dem Rheinfall. Zu ihr ritt ich eines Tages hinüber, bracht' ihr ein weißes Pärlein aus meiner Muhme Taubenschlag und stand mit ihr auf dem Söller hoch über der wellenumschäumten Klippentiefe des durchfurchten

---

* Teurer Lehrer, Gott befohlen!
Durch den Rhein schwimm' ich verstohlen
Und verlaß' euch Klosterherrn.

Rheinbettes und deutete rheinaufwärts und sagte: „Rothraut, ich bin kein Klosterlateiner mehr, bin ein Ritterskna b und reit' in Eisengewand und reite auf die nächste Heerfahrt mit unserem Herrn, den Rittergürtel zu erstreiten und ein trauliches Heim, darin Mann und Weib Platz finden . . ."

Da fiel sie mir lächelnd in das Wort: „Gestern ist der Diethelm bei uns eingekehrt, der hat mir das gleiche gesagt."

Und wie ich einen schwermütigen Blick auf sie richtete und sagte: „Und all das tue ich um eine, deren Name hebt mit dem Buchstaben **R** an, und möcht' wissen, ob sie es gut heißt, daß ich mich in ihrem Dienste nicht sparen und ihr zu Lohne fahren will, wohin sie mir gebietet, mag's auch nach Babylonien sein ..." Da lachte sie wieder und sprach: „Auch das hat der Diethelm zu mir gesagt; besinne dich auf was Neues, Juniperus, und schau dir einstweilen Berg und Tal an!"

Es gefiel ihr, die Landschaft durch ein Stück roten Glases zu betrachten, das aus dem Mantel des heiligen Christophorus im wohlbemalten Chorfenster des Burgkirchleins herausgebrochen war. „Gelt," sprach sie, „das schaut anders drein?"

Mir grauste, wie ich durch das rote Glas gesehen, und ich sagte: „Was dem einfachen Auge mild und freundlich erscheint, das wird unter deinem Glas, o Rothraut, wild und unheimlich: fahl rötlich schäumt mir der Rheinfall, im Feuerglanz die sonst weißglänzenden sonnebeschienenen Häuser des andern Ufers, und die grauen Wolken flammen und glasten, als wenn unterirdisch Feuer, empordringend aus den Tiefen der Erde, durch Fels und Berg und Wiesengeländ durchschimmere und am entgegengesetzten Himmel seinen infernalen Schein widerspiegle . . ."

„Eben darum ist's schön!" sprach sie mit kaltem Lächeln . . . „und so wird's aussehen am Vorabend des Tages, da die Posaunen strafender Engel erklingen und das jüngste Gericht heraufbricht über alternde Erde und Menschheit."

„Frevle nicht, Rothraut, werde milder!" sagte ich . . . aber sie warf ihr Haupt stolz zurück: „Gerade so sprach der Diethelm gestern; o ihr lateinische Seelen!" lachte sie und ließ mich stehen, huschte in den Hof und spielte mit ihren Hahnen, denen hatte sie Glöcklein von Erz um die Hälse gebunden, und hetzte sie umher, daß der Schellen Tintinnieren und der Hahnen Gekräh seltsam durcheinander tönte.

Da ritt ich betrübt heim. Folgenden Tages sandte ich einen

Knaben nach Blumenegg mit einem Zettel, darauf hatte ich in heimlicher Notenschrift, wie einst wir Klosterschüler sie in Uebung hatten, geschrieben: „Diethelm, kannst du von dem Buchstab **N** lassen?"

„Neinâ!" war Diethelms Antwort.

Gleich darauf kommt ein Bote des Blumeneggers mit einem Zettel, darauf steht in gleicher Schrift: „Juniperus, kannst du von dem Buchstab **N** lassen?"

„Neinâ, Diethelm!" war meine Antwort.

Da brach harte Zeit für uns zweibeide an, die wir bis dahin gute Gesellen und Herzbrüder gewesen.

Nun begab es sich im Lenzmonat des eilfhundert acht und achtziger Jahres, daß mit großem Zulauf aus nah und fern in Almishofen die Fastnacht begangen ward. Gastlich hatte der alte Markwart sein Haus aufgetan, viele Edle und Rittersleute aus der umliegenden Bertholdsbaar und dem nahen Schwarzwald kamen zu Kurzweil und Mummenschanz geritten, denn dort in Schwaben wird um diese Zeit viel Fröhlichkeit geübt mit Schneckenessen, Umtrunk und Reigentanz, und wer vermummt Gassen und Häuser durchlaufen will, der steckt sich in das weiße, figurenbemalte schellenbehangene Gewand des Heini Narrô, legt die Holzlarve Scheme vor das Antlitz, zieht die mit Blumenkranz und Fuchsschwanz verzierte Kapuze darüber und rennt hüpfenden Schrittes, hellauf „Narrô!" rufend und Aepfel und Nüsse unter die Kinder auswerfend, durch die fröhliche Menge.

Auch die Muhme Petrissa hatte ihr Turmfenster verlassen und ritt mit mir und etlichen reisigen Knechten zum Fest. Anlangend trafen wir auf gleicher Heerstraße die Blumenegger; die kamen in großer Sippe, alle in weißen Narrenlinnen zu Rosse, ein seltsam stattlicher Zug. Alsbald hielten sie, schüttelten allzusamt die Riemen mit den Metallschellen, daß fernhin die Fensterscheiben erklirrten . . . und einer der Vermummten, dessen Stimme ich wohl kannte, sang, wie es der Hansel Brauch und Recht, den Spottreim:

> Wo aus, wo ein, Wachholderbusch
> Vom Turm zu Neuenhewen?
> Gelt, bei der Almishofer Blum'
> Wär's lustiger zu leben? Narrô!

Da hub auch ich mich im Bügel und gab, wiewohl ich kein Mummkleid trug, dem Necker als Antwortreim:

> **Wenn Blumen blühten auf Blumenegg,**
> **Wie sie ein Herz begehrte,**
> **Wüßt' ich auch einen, der kurzweg**
> **Im Trab nach Hause kehrte. Narrô!**

So ritten wir zusammen in Herrn Markwarts Burgfrieden ein. Es war kein guter Anfang des Tages.

In der holzvertäfelten Halle hub sich groß Gedräng und Durcheinanderwogen. Als Wirt des Hauses schritt der alte Markwart durch die Reihen, seine weiße Zipfelkappe als Narrenhelm auf dem Haupte . . . bei ihm, wohlgetan in blühender Jugend, die drei Töchter. Und sie empfingen die Gäste nach höfischem Brauch, hießen sie mit schönem Verneigen willkomm und küßten von den Alten und Vornehmen, wen ihr Vater sie bat zu küssen.

Wie war die Rothraut stolzstrahlend jenes Tages! In anschmiegend niederwallendem braunem Gewand, die fliegenden Zöpfe mit Goldfaden durchwoben, einen ehernen Reif um das Haupthaar geschlungen, glänzte sie neben den Schwestern . . . aber, als ob des Schönen Vollklang ohne zugemischten Mißton nicht sein möge, statt eines Straußes erster Lenzblumen trug sie die blattlosen mattroten Blütenzweige des giftigen Zylandstrauches, der als unheimlicher Frühlingsverkünder dortlands unter dem Ersten erscheint, was nach verschwundener Schneedecke aufblüht.

Mein Blick begegnete dem Blick Diethelms, der seine Holzlarve abgenommen, die Maid zu begrüßen. Sie aber hatte wenig Auge und wenig Sinn für uns, und wie ich vor sie trat, als sei ich grüßenden Kusses gewärtig, hielt sie mir mit vornehmem Wink ihren Strauß an die Lippen und sprach: „Narrô!“ Ich aber sagte: „Rothraut, das sind nicht die rechten Blumen, dich zu schmücken; schön sind sie, aber giftsüß und tückisch zugleich: will das Aug sich ihrer Pfirsichblütfarbe ergötzen und der Geruch sich ihres Hyazinthenduftes laben, so endet's mit einem wehen, kranken Haupt.“

Da lachte sie ihr bekanntes Lachen und sprach: „Was ich dir reiche, Juniperus, du sanfter Fisch ohne Gräten, das soll dir recht sein!“ und wendete mir den Rücken.

Und meine Sehnsucht nach ihr, trotz geringschätzenden Gebarens und giftrötlicher Zylandblüte, ward stark und stärker und war mir zum Troste nur, daß sie auch dem Diethelm lachend mit dem Strauß durch das Antlitz fuhr.

Einem aber reichte sie gemessen und minnig den Kuß des Empfanges, das war in grünblauschillerndem Seidenrock, darauf das Wappenzeichen der drei roten Schilde im silbernen Feld kunstreich gewirkt, Reinald von Urselingen, den Sohn des tapfern Urselinger Konrad, den unser Kaiser Rotbart seiner Feldhauptmannstugend auf italischer Heerfahrt wegen mit der Herzogswürde von Spoleto beliehen.

War ein unschlanker, aber gutmütiger Gesell, der sich viel auf seine Kenntnis höfischer Sitten einbildete und sein großes Haupt schwer und unbehilflich trug. Sie hießen ihn darum und ob seines Wappenrockes Farbenschiller Reinald den Eisvogel.

Der Rothraut aber mochte alles, was sein Mund sprach, lieblich und höfisch dünken, denn sie lächelte ihm mit ihrem süßesten Lächeln zu und sprach, was sie sonst nur ungern tat, in Franzosensprache: a bien veniant, gentil Rainald! und wiegte ihr Haupt auf dem schlanken Hals, als wolle sie ihm deuten, es sei wohlgeschaffen, dereinst zur Seite dem seinigen herzoglichen Kronreif zu tragen.

Wie sie einmal wieder an mir vorbeistreifte und in meiner Augen trübnisschwerem Blick lesen mochte, wie wenig ich davon erbaut, sprach sie leichthin: „Weißt du auch etwas von Spoleto, Juniperus? Von Spoleto im Land Italia, wo der Himmel blau und die Aepfel golden?"

„Bin ein arm jung Blut, Rothraut," gab ich zur Antwort, „und habe noch keine Heerfahrt getan dorthinüber. In der Schule lernt man, daß der Weg nach Rom dort vorbeizieht, es stehen im Itinerarium zwei andere Orte in der Nähe verzeichnet, der eine heißt der Narr, der andere der Tod* und in Spoleto werden in Sommerszeit die Hunde wütend. Spoletaner aber gibt es, sind eigentlich in Urselingen drüben bei Rottweil daheim, wo man den Ostwind Heubergerluft und den Nordwind Kniebisluft heißt."

Da schlug sie mir einen Schlag mit dem Daphnestrauß auf die Wangen und ließ mich abermals stehen.

* Narni und Todi, zwei Bergstädte des ehemaligen Herzogtums Spoleto. „Vom Narren zum Tode" lautete der scherzhaft wegweisende Pilgerspruch der Romfahrer.

Die Alten und Matronen nahmen bei dampfenden Schüsseln von Fleisch und Kraut Platz und schlürften die wohlgekochten Schnecken aus ihren Häuslein und sogen schnalzend des kriechenden Wildbrets Fettsaft, denn die Fastnacht wäre nicht rechtmäßig gefeiert, wenn dieser Leckerbissen fehlte, und meine Muhme Petrissa hätte keinen Fuß gerührt von ihrem Eckfenster herüber, wenn die Schneckenmahlzeit nicht lockend ihr vorgeschwebt.

Die Jungen sammelten sich auf dem grünenden Anger des Baumgartens, und wiewohl die benachbarten Berge noch mit beschneiten Häuptern dreinschauten, war es ein sonnig milder Vorfrühlingstag.

Dort ordnete Reinald von Urselingen den Tanzreigen an und hub sich buntfarbig Gemisch von Vermummten und erlesen höfischen Gewanden, wie die Paare, mit zierlicher Verschlingung der Hände sich geleitend, in Kranichsschritten dahinschritten. Jener aber tat sich etwas zu gut auf seine Führerkunst und hielt es für Amt und Dienstpflicht, als erfindungsreicher Vortänzer den Reigen nicht nur in den gewohnten Geleisen, sondern bei steigender Lust des Tollens auch über Tische und Bänke und anderweit zu führen.

Und weil am Ende des Baumgartens, von steinerner Umrandung sauber gefaßt, der große Almishofer Quell aussprudelt, der sein gesteinfrisches Wasser mit den andern Donauquellen vereinigt, fügte es Herr Rainald, daß die im Reigen paarweise Dahinwandelnden am Wasserbecken halt zu machen hatten. Flötenspieler, Sackpfeifer und Tamburer waren hinbestellt, die erhuben Getös und tönenden Festschall. Auf ihr Zeichen mußte, wer von den Tänzern vorüberkam, einen Sprung tun in die klar aus klarem Bodensand aufquillende Flut, und die Mundschenken eilten herzu und reichten einen gewaltigen Weinpokal, den mußte jener, bis zum Knie im Wasser stehend, leeren und zu Ruhm und Preis der Jungfrau, die mit ihm im Reigen schritt, einen Spruch sprechen. Dann hub sich wieder Musik; die Kehle vom Rheinwein, die Füße vom Donauwasser gefeuchtet, durfte der doppelt Genetzte in die Reihen zurückkehren; schallend Gelächter war sein Dank.

Anmutig zog sich Herr Rainald aus seiner Narreteiverpflichtung. Er führte in jenem Gang des Hauswirts ältestes Töchterlein, die Liutgard. Als zweites Paar folgte ich mit der Yrmi; der Blumenegger führte die Rothraut. Wie die Floitirer

und Tamburer das Zeichen gaben, sprang der von Urselingen wacker hinab, griff den Becher, nickte vergnüglich mit dem großen Eisvogelhaupt und sprach: „Im Reifenglas den rheinischen Wein, den Donauquell zu Füßen, soll hier der Preiß getrunken sein, der Wonniglichen, Süßen. Der Becher leider klein ist, darin der gute Wein fließt, das Wasser quillt ohn' Ende: wüßt' ich's in Wein zu kehren, den ganzen Quell zu leeren, spräng' ich hinein behende."

Damit verdiente er denn vollen Beifall, und als er mit geleertem Pokal wassertriefend zurückschritt, hub sich Zuruf und Händeklatschen, und wer am meisten klatschte und ihm ein Zweiglein ihres Straußes zuwarf, war die Rothraut, so daß der Diethelm an ihrer Seite ungeduldig mit dem Fuß aufstampfte. Rainald der Eisvogel nahm dessen nicht wahr, unbemerkt von ihm entschwand der Zylandzweig in der Quellflut. Das hatte auch mir die Gedanken erregt und gewirrt . . . immer die Rothraut . . . überall die Rothraut . . . und alles, was süßleidenschaftlich die Gedanken dachten, in lateinischem Tonfall die Seele durchschütternd . . . Als die Reihe an mich kam, vergaß ich ganz, daß als Tanzgefährtin ihre Schwester, nicht sie, an meiner Seite schritt, und vergaß, daß lateinisch nicht deutsch ist, sprang in die Flut, hob den Zweig auf, den die Rothraut dem Rainald zugeworfen, steckte ihn an die Brust, griff den Pokal, da ihn der Mundschenk hinabreichte, und rief:

O formosa et spinosa
Rotraud Almishovae rosa
Te salutant hospites!*

Ehe ich aber den Pokal an die Lippen setzen konnt', war der Diethelm mit großem Sprung in den Quell gesprungen, hielt meinen Arm gepackt und sprach: „Wie magst du wagen, für die zu sprechen, die ich im Reigen führe, Yrmi heißt dein Tanzgespons und nicht Rothraut!" Und er strebte mir den Pokal aus der Hand zu winden und rief: „Der Spruch soll gelten, aber Diethelm von Blumenegg ist's, der das Wohl der Almishofer Rose trinkt!" Ueber die Brüstung schalt Herr Rainald zu mir

---

* Dornentragende, schöne, lose,
Rothraut, Almishofens Rose,
Alle Gäste grüßen dich.

herunter: „Ist das courtoys, des Tanzes Brauch und Ordnung brechen? Und ist das courtoys, mit Namen zu nennen, wen ritterlich man ehrt? Und ist das courtoys, in Minnesache Pfaffensprache?“ Oben am Quell stand gekränkt Yrmi, meine gute blauäugige, sanft sich anschmiegende Tänzerin . . . das Antlitz verfärbt vor Röte und darüber strömenden Tränen. Den Strauß vor die Lippen haltend, kalt mit durchbohrendem Blick sprach die Rothraut zu ihr: „Ist ein Klosterlateiner, wird zeitlebens kein ritterlicher Minner . . .“ So stürmte es von allen Seiten wider mich los.

Der gröblichste von allen war des alten Markwarts Vetter, der Bikk von Almishofen, der auf der Neuenburg an der Gaucha seinen Sitz hatte; der rief: „Holet Strick und Eisenkette, daß wir den pfäfflichen Ritterknaben gefesselt in sein Kloster zurückschicken, dem er zu Unrecht entronnen . . . die lateinischen Schnäbel taugen nicht zu uns!“

So stund ich, ein Unseliger, im Quell und senkte das Aug' auf den weißen Sand, den das klar aufsprudelnde Gewässer quirlend emporhub. Den Diethelm ließ ich den Pokal nicht gewinnen, drehte ihn um, daß der goldene Wein ungetrunken verströmen mußte in das Donauwasser, dann stieß ich den Angreifer zurück: „Wem nicht gefällt, was ich getan, sprech' ich, dem will mein Schwert Antwort stehen! Hier aber sind minnige Frauen und gastliche Wirte . . . Vergebung, wenn es zu Unrecht war. An der Fastnacht ist jeder ein Narr in seiner Art, Narrô!“

Und ich winkte den Spielleuten, daß sie mit Musik einfielen, und stieg heraus, mich wieder zu meiner Reigengefährtin zu gesellen.

Da unterbrach eine fremde Erscheinung den Tumult.

Auf einem Esel sitzend war ein weißbärtiger Alter in den Baumgarten eingeritten, den hielten die andern Gäste erstlich auch für einen Faschingsgast; entblößten Hauptes, den Leib in einen groben Sack gesteckt, welcher der Arme Bewegung kaum freiließ, lenkte er sein Tier; zur Seite schritten zwei Knaben, die trugen wie Kirchenfahnen gemalte Bilder an Stangen. Wie man aber näher zuschaute, war auf dem ersten Bild der Heiland gemalt, den geißelte und schlug ein Sarazen, so daß sein Antlitz bluttrünstig war . . . und auf dem zweiten stund das heilige Grab zu Jerusalem zu sehen, das war von Saladins Reitern zerstampft, verunreint, zu einem Stall umgewandelt.

Der Alte auf dem Esel war der Bruder Berthold von Gnadental, der drüben in der Scharte des Längenberges hinter Neidingen sein Klausnerhäuslein hatte. „Wehe," rief er, „wehe! in Sack und Asche klage dich, o Christenheit! sehet euern Herrn und Heiland an, wie ihn Muhammed der Lügenprophet mißhandelt; sehet sein Grab, für das unsere Väter ihr Herzblut gaben, wie trauert es itzo geschändet! Vernehmet die Botschaft des Jammers und der Schmach!" Der Bischof von Konstanz hatte ihm Briefe mitgegeben, von den Christen jenseit des Meeres in ihrer schweren Bedrängnis an den Papst und ihre abendländischen Brüder um rettenden Beistand geschrieben . . . itzt wollt' er den Trauerbericht vorlesen über der Tempelherrn Untergang vor Tiberias, über des heiligen Kreuzstammes Verlust, über des Königs von Jerusalem und seiner Ritter Gefangenschaft und all den unsäglichen Jammer, der dem Papst Urbanus das Herz gebrochen.

Aber das tanzreigenlustige Völklein war nicht gewillt, von Kreuzfahrt und Sarazenenlärm sein Fest stören zu lassen, und der Gnadentaler Einsiedel, dem die großen Jagden so manches gute Stück Wildbret auf den Herd seiner Klause jagten, war allen zu wohl bekannt, als daß er Ehrfurcht erregte.

In anderer Zeit als Fastnacht hätten sie geweint bei seinen Worten, sich zu seinen Füßen geworfen und begeistert das Kreuz sich an die Brust geheftet, aber ein Schwab läßt sich die Fastnacht nicht stören. Bald war er umringt von lustigen Gesellen. „Narrô! Bruder Berthold," rief ihm der Bikk von Almishofen entgegen und brachte ihm das volle Reifenglas zu, „seid um drei Tage zu früh ausgeritten, Aschermittwoch kommt später, Narrô!"

„Nehmet hin den Saladinszehnten," rief Diethelm von Blumenegg und verlängerte seine hölzerne Narrenschere, daß sie schwirrend mit einem Stück Rehbraten dem Prediger unter die Nase fuhr.

Der greise Bruder aus dem Gnadental ließ sich so leicht nicht abweisen. „Wendet und kehret euch," rief er im Sattel aufgerichtet, „tut von euch den sündigen Mummentand, vernehmet . . ."

„Wollen nichts vernehmen heut außer diesem," rief Rainald von Urselingen und pfiff den Flötierern hinüber, daß sie ihre unterbrochene Tanzweise weiterspielten. „Narrô!" schrie ein Trupp Vermummter und sang schellenklirrend den wohl-

bekannten Narrenmarsch. „Sacrilegium!" rief ein anderer, „wir sind gute Christen, aber auch gute Schwaben, und kommt uns ein Pfaff auf die Fastnacht geritten, soll er Predigen lassen sein."

Derweil hatte mir der Bruder Berthold klagenden Blickes eines seiner Pergamente gereicht, das war der ausführliche Brief eines Ritters vom Hospital, der mitgefochten in der großen Schlacht am Berge Hittin, an Archimbald den Hospitalmeister in Italien, und stund genau drin erzählt, wie sich alles zugetragen . . . die Kampfnot auf der in Brand gesteckten dürren Heide, Rainalds von Chatillon Gefangenschaft und Mord, der Seestädte Fall . . . Da schien mir unbillig, solche wichtige Kunden den Anwesenden vorzuenthalten und mit tönendem Narrô dem Prediger den Mund zu sperren.

„Haltet ein, gebt Gott die Ehre!" rief ich und suchte dem Bruder von Gnadental, den der Bikk mit seinem Schwarm in den Narrenumzug hineinreißen wollte, Luft zu machen.

Das war denn erwünschter Anlaß, den Streit mit mir fortzusetzen.

„Hat er sich wieder ein besonderes, der Lateiner?" rief der Bikk von Almishofen. „Fahr in die Heiden, laß uns in Freuden!" schrie der Diethelm, glühend von Wein und Zorn und verhaltener Eifersucht; und sie griffen ihre hölzernen Flamberge, wie sie die Hansel führen, und stürmten pritschend auf mich ein. „Narrô oder Ernst?" fragte ich. „Wie du willt, Seehäsulein!" war des Bikken Antwort. Andere drängten den Bruder vom Gnadental samt Grautier und Bildfahnenträgern zu des Baumgartens Pforte. Vermittelnd warf sich Rainald von Urselingen dazwischen, es frommte nicht, Streit sollte sein! . . . Als der Bikk und der Diethelm wie in schwerem Buhurd auf mich den Ungewaffneten einhieben, rief ich: „Jetzo genug, Narrô ein Ende!"

Unter der Linde am Donauquell stund in eiserner Nische ein Holzbild der heiligen Barbara, das hielt ein stumpfes Eisenschwert in Handen. Da wußt' ich mir anders nicht zu helfen, als der Heiligen ihr Schwert zu entreißen und Hieb um Hieb tauschend mich durch die Menge zu hauen . . . geängsteter Aufschrei der Jungfrauen schreckte die Alten von ihrer Mahlzeit . . . Verwirrung allum . . . dem Bikk zog ich einen flachen Streich über das Antlitz, daß er betäubt wich . . . den verfolgenden Diethelm schwang ich wie eine Garbe Haferstroh unter den Armen und

schleuderte ihn an einen Baumstamm, daß aller Trotz von ihm floh . . . grimmig rannt' ich in den Burghof: „Heda, Knappen, Hans Eisenhut, Rüdiger, Brun von Zimberholz, herbei, wer zu Hewens Stern gehört!" ... Drohend sammelten sich die Meinen, bald waren die Rosse gesattelt. Da taten sich oben die Fenster der Waffenkammer auf; wie ich in den Sattel mich schwinge, streift ein Bolzen zischend an meiner Seite vorbei in des Rosses Nacken, daß es gewundet sich aufbäumt . . . der Bikk hatte den Schuß getan und stand hohnlachend am Fenster, die Armbrust von neuem spannend. „Soll dir nicht vergessen sein, dir und deiner Neuenburg nicht!" winkt' ich hinauf. „Bin unwert hier worden, Herr Markwart," rief ich, zum bestürzten Wirt des Hauses mich wendend, „will Euer wacker Haus nicht zum Kampfplatz machen; von jetzt ab zwei Stunden lang halt' ich mit Schild und Lanze auf dem Anger jenseit der Breg; wer mich finden will, mag mich suchen, sorgt für die Muhme Petrissa!" Ohne Abschied entritt ich auf wundem Rosse mit den Knechten.

Draußen auf dem Anger hielt ich streitgerüstet . . . kein Widersacher kam . . . die Alten und der Klausner mochten geschwichtigt haben. Aber in mir schäumte und kochte es von erlittener Unbill und unbesonnener Jugend und Sehnen nach Rache . . . und als mein gutes Roß, da wir des Bikken Bolzen auszogen, zusammenbrach, sprach ich in Wut: „Aug' um Auge. Zahn um Zahn! wohlauf, ihr Knechte, dem Schädiger einen Gegenschaden!"

Das todwunde Roß schleppten wir in sichern Gewahrsam, stellten die andern Rosse dazu und suchten auf wohlbekannten Schleichwegen selbsieben den Gauchabach, in dessen verborgenen Schluchten der Bikk auf seiner Veste Neuenburg horstete.

Und mein Anschlag war, meinem Roßverderber seine Burgmühle in Brand zu stecken, daß ihm ein Rachefeuer entgegenleuchte, wenn er heimgeritten komme vom Gelag.

Von jener Stunde an war ich Gottes und seiner Heiligen nicht mehr eingedenk.

Sonst, wenn ich über die Höhen von Tekkingen kam, hielt ich bei einem hölzernen Kreuze, darob das Bild des Erlösers in das Grün der Tannenwälder schaut, betete ein Paternoster und tat einen rundschauenden Blick über das wildschöne Land. Noch steht alles wie ein reiches Farbenbild vor meinem Aug': die Hochebene mit den eng hinabgeklüfteten Spalten des Bodens,

durch welche der Wildbach Gaucha auf dem Eillauf zu seinem Hauptfluß sich durchgefressen und schäumend zum Tal rennt . . . jenseit der mühlenbesetzten Schluchten lange Rücken dunkler Tannwälder, den dem Rhein entgegengekehrten Wutachlauf zeichnend, darüber klar und duftig, Wandersehnsucht und Hochgebirgsverlangen in der Seele wachrufend, die helvetische Alpenferne! In der guten Klosterzeit hatte ich zu Ehren jener Schluchten eine Cantilena angefertigt — sie begann:

e caligine nocturna
prominet arx taciturna,
fortis, soli aria* —

und hatte die ganze Landschaft bis zu den mit scharfem Umriß in die Himmelbläue sich einzeichnenden Gipfel des Mönchs und der Jungfrau in das Gedicht verwoben . . . jetzo stieg ich durch den Tekkinger Eichwald, die einst besungene Burg mit Feuer und Schwert zu schädigen.

Und weil mir jener Tag mit allem, was geschah, unverlöschlich in der Erinnerung haftet, so erlaubet, daß ich auch den Weg schildere, der zum Ziele des Ueberfalls führen sollte: es sind böse Pfade, die einer im Schwarzwald zu schreiten hat, wenn er Fehde anhebt.

Ein hoher senkrechter Felsvorsprung trägt die Neuenburg. Rings umschließt und umtürmt steilste Felswand das enge Bett des Wildbachs . . . in verborgenem Winkel am Ufer geht das Rad der Burgmühle . . . ein Steg führt über das Gewässer.

Unvermerkt die Mühle zu beschleichen, mußten wir Tiefe und Bach gewinnen. Erst ging's über schwindelnd am Saum des Abgrundes niedersteigenden Fußpfad; von gefrorenem Schnee überlastet zwang er uns, in wildem Rutsch, mit Einstemmung der Lanzen das Gleichgewicht haltend, talab zu fahren.

In eine Seitenschlucht drangen wir ein, dort überraschte gespenstiger Anblick: Dunkel der Steinwand, rings kahle Bäume, wenig Tageslicht von oben einfallend, aber gegenüber der Talkessel von gefrorenem Wasserfall ausgefüllt; kristallhell übereist

---

* Nächtig dunkeln Abgrundschauer
Überragt mit starker Mauer
Einsam trotzig eine Burg.

breitete sich der Fels, und zur Rechten an der Höhe, starr unbeweglich wie ein Toter im Sterbelinnen, lehnte ein zweiter in Eis verwandelter Waldbach.

Feucht und schneidig kam es aus der beeisten Wildnis wider uns geweht, daß Rüstung und Gewaffen tauig anlief: hei des kühlenden Ganges nach Narrenhitze und Narrenstreit! So einer in bösem Sinnieren des Weges zieht, ist dort ein Anlaß gegeben, sich des Näheren zu bedenken. In Sündersweise schlug der alte Waffenknecht Rüdiger an die Brust, ein Gebet murmelnd, und der Brun von Zimberholz, der sonst den Teufel in der Hölle zu knebeln sich vermaß, sprach zwinkernden Auges: „Jungherr, es wird wilde!"

Ich aber war allzu zornmütig, abzulassen.

Je weiter wir dem Bache nachdrangen, desto enger ward der Uferraum, desto steiler sprang die Kalkwand entgegen. Endlich verbaut sie den Pfad ganz. Aus dichtem Geäst des noch nicht grünenden Buchwaldes ragte jenseit der Neuenburg Turm, in der Tiefe der Burgmühle breiter Giebel. Vor uns Tosen der Gaucha. „Klappre mir mit den Zähnen nicht!" rief ich dem alten Waffenknecht zu, der abermals sein Gebet murmelte, und schritt watend, die Waffen hochgehalten, durch das schäumende Gewässer. Schier hätt' es wie Steingeröll uns fortgerissen.

Drüben angelangt schleichen wir schweigsam, gezückten Schwertes wider den Steg. Da sitzt unbefangen einer im weißen Faschinggewand als Heini Narrô auf der Holzbrücke, läßt seine Beine schaukelnd herabhangen und sonnt sich. Auch wie er uns kommen sieht, bleibt er unverwundert sitzen. „Stich ihn herab," rief ich dem Brun zu, der die längste Hallparte trug . . . Der rennt mächtig vor, da steht der weiße Narr langsam und lächelnd auf, fährt mit dem Finger spöttisch deutend nach der Stirn, als wolle er sagen: „Was fällt euch ein, ihr Männer?" greift sein Hörnlein und bläst anmutig den ersten Absatz des allbekannten Narrenmarsches; der klang fremdsonderbar, der Seele unvergeßlich durch die einsam wilde Schlucht; aber eh' der Widerhall an den Steinwänden melodisch verklungen, stürmte von allen Seiten, auf Mühlweg und Burgweg, ein Narrenschwarm heran, alle im weißzwilchenen Pickelheringgewand, aber statt hölzerner Flamberge und Pritschen mit scharfen Bauernspießen gewaffnet.

Und sie besetzen den Brückensteg, wälzen Wurfsteine heran, schütteln die kreuzweis übergehangenen Riemen mit den Metall-

glocken, daß furchtbares Schellengetös das Waffengeklirr übertönte, und singen den Spottgruß:

> **Willkomm, willkomm am Mühlebach**
> **Fremde Spieß und Stangen:**
> **Heini Narrô ist auch schon da,**
> **Euch wacker zu empfangen! Narrô!**

Unser Anschlag war verraten. Holzhauer, die einen Tannenbaum fällten auf der Höhe, hatten unsern Wasserpfad erlauscht und waren hinübergesprungen in das große Dorf Bachheim, wo der Burgmüller mit seinen Mühlknappen äpfelauswerfend des Narrenlaufes pflag, und hinüber nach Unnadingen, wo die von der Burghut in Mummenschanz den Wein tilgten, und hatten den ganzen Schwarm mit „Waffen, Narro!" aufgejagt, daß sie keine Zeit mehr nahmen, in Streitgewand zu fahren . . . selbst das Bauernvolk war dem Vikk zugetan, denn auch des Geplagtseins und Gepacktseins alte Gewohnheit kann Neigung begründen.

Wie ein losgelassen Wespennest summten sie mit Uebermacht herzu.

Da entspann sich wüster Raufhandel um den Brückensteg . . . ein ritterliches Fechten war es nicht, aber ein merkwürdiges, wert auf Pergament gemalt zu sehen: in tannendüsterer Wildnis die von sinkender Sonne rotgolden umstrahlte Brücke . . . der Streitenden Fastnachtaufzug . . . quellendes Blut auf weißen Narrenjacken . . . Niedergestochene mit Schellengekling in die Fluten der Gaucha versinkend . . . und dazu des Mühlrads einförmig weitergehend Geplapper, des Wächters Alarmhorn vom Turm, herbeieilenden Volkes die Waldschlucht durchtönend Geschrei . . . verzeih mir Gott, daß es mir nicht mißfiel.

Als der Abendstern am Himmel aufging, war es uns nicht gelungen, des Vikken Mühle in Brand zu stecken. Aber sein Müller samt dem Mühlknappen schwamm erschlagen talab und aus vielen Wunden floß neuenburgisch Blut.

Selbfünft zogen wir uns in das Waldesdickicht der Wutachberge flüchtend zurück und heim.

. . . Drei Tage darauf, als noch mein wundes Haupt von dem Essig schmerzte, damit die Muhme Petrissa es gewaschen, jagte von des Wächters Turmgemach mitternächtiger Hornstoß

uns vom Lager . . . eh' wir gewaffnet hinausspringen konnten, Feuerschein und lohender Strohdachbrand auf einem der Häuser der Vorburg . . . jammernd kamen Weiber und Kinder gelaufen; Haus und Fruchtscheuer, darin der Herrschaft Kernen und Roggengilten gespeichert lagen, stund in Flammen . . . enteilender Hufschlag tönte von der Geysinger Straße.

Das war des Bikken von der Neuenburg und des Diethelm von Blumenegg einstweilige Antwort. Sie hatten uns das gebrannte Leid angetan und einen Burgmann, im Schlaf überfallen und geknebelt, mannraubend mit fortgeschleppt.

Da sprach ich zu meinem Vater: „So darf es weiter nicht spinnen, daß unser Handel den Landfrieden bricht und unsere Lehenherren wider einander in die Waffen ruft; was ich angefangen, sei von mir allein zu Ende gefochten."

Etliche Weile später sollte zu Schaffhausen eine ritterliche Hochzeit begangen werden mit Ringelrennen, Speerschaftbrechen und mannigfachem Waffenspiel. Die Rothraut war wieder bei ihres Vaters Schwester auf der Burg am Rheinfall. Da wußt' ich, daß der Diethelm bei jenem Fest nicht fehlen würde.

Ritt also aus, zu mildem wie scharfem Fechten wohlgewaffnet, von niemanden begleitet, zum Schlimmsten entschlossen.

Wie der hohe Randen hinter mir lag und schon Schaffhausens Munot aus seiner Tiefe heraufragte und zur Rechten in dumpfer Ferne der Rheinfall rauschte, da erschau' ich auf nachbarlichem Waldweg einen Reiter traben, gewaffnet wie ich in Eisengewand, um den Helm ein Kränzlein mit Frühlingsblumen geschlungen. Ich kannte des Blumeneggers Abzeichen, hielt mein Roß, rief ihn mit dem Kampfruf „Juniperus!" hart an und legte den Speer in die Seite. Der Diethelm verstand den Zuruf. „Rothraut!" antwortete sein Krîe, den Speer eingelegt, sprengte er heran. Da tyostierten wir so gewaltig wider einander, daß mein Schaft ihm den Schild mit den roten Balken und blauen Wolken mitten durchbohrte, den Arm zerstach und den hintern Sattelbogen wegriß.

Aber auch ich mußte durch seinen Stoß erlernen, was Fallen sei. Beide stunden wir, ab den Pferden gehoben, im frischgepflügten Ackerfeld . . . nun ward der Schwerter nicht vergessen, triefend in Schweiß und Blut droschen wir auf einand, als stünde Christ und Sarazen im Streit; dem Diethelm war nur ein Fetzen des Schildes noch verblieben, da erklang's an

beiden Helmen, da trafen, wie erst die Lanzen, beide Schwerter gleichzeitig ihr Ziel. Ueber das Haupt gehauen, taumelte ich nieder; der Diethelm, vom Sturz schon betäubt, sank meinem ungefügen Streich . . . stöhnend lagen wir in des neugebrochenen Ackers Furchen.

Es war ein einsamer Ort und Abendstille, niemand Kampfzeuge, als die dunkeln, blaugrauen, von schwerem Gewölk überzogenen Häupter der fernen Alpen. Die Wipfel des Bergwaldes durchkrachte Gewitterwind.

Mählich klärte sich da und dort der Himmel. In zerrissenem Gewölk ging die Nacht auf. Betaut von Regen und Blut lag ich auf dem Rücken, über mir unbekannte klare Sterne, die Landschaft tief schwarz, jenseit um den fernen Schwarzwald aufzuckend elektrisch Leuchten, von hellen Blitzen durchschnitten. Auch am Boden unfern von uns hub sich zuckend Schimmern, daß Helm und Harnisch vom Sankt Elmsfeuer umsäumt glasteten.

So lag ich, ein wunder Mann, eingetaucht in der Erde phosphorisch blauleuchtenden Dunst, des Himmels siderische Ruhe zu Häupten. Und auf dem finstern Waldweg scholl ein Glöcklein und schritt mit vorgetragener Kienfackel der Leutpriester von Moerishausen, einem Sterbenden die letzte Wegzehrung bringend.

Da kam fremde Kraft und fremdartig Denken über mich. Schwerfällig schob ich mich zum Diethelm hin, löste den Dolch Misericordia aus dem Gürtel, kniete an dem Schwergewundeten empor und rief ihm seinen Namen in das Ohr. Er schlug die Augen auf. „Stoß zu!" stöhnte er.

„Magst du noch immer vom Buchstab **R** nicht lassen?" fragte ich.

„Neinâ!" sprach er matt und trotzig, „stoß zu! Ich hab's verdient. Nicht um dich: der Rainald . . ."

„Um Gottes willen," schrie ich und hielt die Hand abwehrend wider seine Lippen, „ich will nicht wissen, was du dem Rainald getan . . ." Den Dolch stieß ich in die Scheide zurück. „Schau, Diethelm," sagte ich, „alte Brüder und Lerngesellen, wie wir, sollten einander nicht mit Dolch und Gnadenstoß das letzte Fahrwohl sagen. Des Streites wäre genug. Wenn wir nicht auf freiem Felde verenden und wieder heil werden ..."

. . . „müssen wir wiederum fechten auf Leben und Sterben!" fiel Diethelm ein.

„Müssen wir?" unterbrach ich seine Rede, „sieh zu, alter

Gesell, ob wir müssen. Eins bleibt wahr, solang keiner von uns den Buchstab **R** vergessen mag, ist einer von uns zu viel auf der Welt . . ."

„So ist es!" seufzte der Diethelm.

„Aber nicht unsere Hand soll Raum schaffen, Diethelm," sprach ich; „Blutschuld am Freund mag nicht um Minne werben. Ein anderer soll das Urteil fällen!" Ich wies nach dem Rhein, der grollend durch die schweigsame Nacht seines Falles Brausen ertönen ließ. „Wollen jenen zum Schiedsrichter machen," fuhr ich fort, „ihn, durch den wir dem Kloster entschwommen, da jene Unsegensminne die Herzen zu umstricken begann, unsern alten guten treuen Rheinauer Rhein! wollen wieder eintauchen in seine Flut, nicht gegen ihn, mit ihm, da wo er, der Rothraut Söller nahe, über Klippen und Felsen tobend hinabstürzt. Dort im Laufenfall sprüht der Tod so sicher wie von unserer Schwerter Schneide; dort laß uns hindurchsausen! Wem der Rhein durch seine Fälle Paß gestattet, der mag die Rothraut freien; wen es zerschmettert, gut, der läßt es sein."

. . . Bauern aus der Nähe hatten unsere Rosse eingefangen und fanden uns im Felde liegen. Schreiend kamen sie mit Tragbahren, uns nach der Stadt zu schleppen.

„Eingeschlagen!" sprach der Diethelm, da wir auseinander kamen, „eingeschlagen, mein Leben ist verwirkt, im Rheinfall sehn wir uns wieder!" . . .

Und was ich jetzo zum Schluß meiner Geschichte zu erzählen habe, ist schwere Aventiure. An meinem Krankenlager erzählten sie, der Rainald liege auf den Tod geschossen auf der Urselinger Burg, wisse nicht von wem.

Es dauerte lang, bis unsere Wunden heil waren. Aber als der Mai die Wiesen zu blümen begann, erhielt ich vom Diethelm die Frage: „Bist du bereit, Juniperus?" und gab zurück: „Ich bin's, Diethelm." Stumm, das Geheimnis in der Brust verschlossen, einen Zweig vom alten Turmwachholder an der Jägerkappe, verließ ich die gute Neuenhewen.

Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Und am Morgen des fünften Maien — da wir stürmten am Fluchtturm war der Jahrestag — knieten wir in der Kirche des Allerheiligenklosters oberhalb Schaffhausen, taten eine christliche Beicht für alles Vergangene und machten Frieden mit Gott.

Der Diethelm zitterte, wie er von dem Priester kam. Ohne unsern Vorsatz zu offenbaren, schritten wir zum Rheinstrand. Jeder hatte seinen Kahn bereit, mit Rudern und einem Fähnlein, das sein ritterlich Wappen trug.

Auf das Laufenschloß über dem Fall hatten wir einen Boten gesandt mit der Botschaft: „Wenn Rothraut von Almishofen heutigen Morgens den Söller nicht verläßt, mag sie auf dem Rhein Aventiure erschauen." Der Bote hatte nicht verraten, von wem er komme.

Mit fest ausgepolstertem Lederwams taten wir uns zu der Fahrt an. Zwei ungleiche Halme in der Hand verschließend, bat ich den Diethelm zu ziehen, wem auf rechter, wem auf linker Stromseite zu fahren zufalle. Er zog für sich die linke Seite. Wir umarmten einander lang und schweigend.

„Ohne Groll!" sprach er endlich.

„Ohne Groll!" sprach ich. „Im Namen Gottes, ab!" . . .

. . . Gleichzeitig stießen wir vom Lande und ruderten nebeneinander an Schaffhausens Mauern und Türmen vorbei. Laut und lauter begann das Herz zu schlagen. Es ging dem Rheinfall entgegen. Des Frühlings Hochgewässer hatten ihn geschwellt, daß er stärker toste denn gewöhnlich.

Einmal war's, als bringe der Wind Zitherspiel durch die Lüfte, hoch über uns, auf dem Söller des Laufenschlosses stand ein Kreis von Frauen; ich erkannte der Rothraut braunes Gewand, das sie um Fastnacht getragen.

Schon rissen die Wogen schneller die Boote. Wie sein Los bestimme, steuerte der Diethelm nach der linken Stromseite, zwischen dem Laufenschloß und dem dunkeln Fels, der in Mitte des Stromes schief emporragend den Fall in zwei Hälften teilt. Er hatte sein Ruder niedergelegt und stand aufrecht im vorwärts schießenden Nachen, in seiner Rechten flatterte das Fähnlein mit Blumeneggs roten Balken und blauen Wolken im silbernen Feld.

Ich ruderte zur Rechten. Im offenen Eisenhammer am Ufer hämmerten die Schmiedknappen ein glühend Eisen platt, Funken stiebten um die dunkle Halle.

Einen letzten Blick warf ich hinüber zum Söller . . . o daß meine Augen blind geworden und mein Herz zerbrochen wäre für immerdar! . . . Die Rothraut zog in diesem Augenblick ihr rotes Glasstück aus der Tasche, damit der Strom und was in ihm

vorübertrieb, sich farbenwilder ausnehmen möge . . . und sie schaute unbeweglich durch.

Da legte auch ich mein Ruder nieder, kreuzte die Arme über der Brust und ließ dahintreibend dem Strom sein Recht.

Jetzt schwankte und tanzte zuerst des Diethelms Boot und schoß wie ein Pfeil in die Stromschnelle; fortgerissen tauchte es unter, noch einmal hob es aufbäumend sich empor, noch einmal schwang Diethelm sein Fähnlein, dann von Gischt und Schaum und der Wellen tobendem Zusammenschlag überströmt, sank Mann und Schiff.

Durch meinen Nachen fuhr schütternd ein Stoß. Wasserwirbel riß ihn wie einen Taumelnden; hinausgeschnellt flog Ruder, flog Wappenfähnlein in die Flut . . . ich fühlte der Strömung gähes Bergabschießen . . . schaumumzischt hob ich noch einmal den Blick, da sah ich nichts mehr rundum als tauig aufsprühenden Wasserschwall, durchglänzt von regenbogenfarbener Spiegelung und hoch über mir Gottes blauen Himmel . . . als wollte er Zeuge sein des vermessenen Schauspiels, hielt gerade ein Gabelweih unbeweglich droben im Aether und schwebte, die krummen Fittiche ausgebreitet, ruhig und starr über der Brandung. Jetzt krachte und schütterte ein zweiter Stoß . . . angeprallt an verborgenem Fels barsten des Nachens Planken . . . bogenförmig hinausgeschleudert flog ich in die milchweiß aufschäumende Sturzflut . . . hochauf pochte das Herz, als sterb' es und sei schon gestorben, und um die Ohren toste ein Getöse, als wenn tausend Schmiedehämmer schwer einschlagend niederdonnerten auf eiserne Ambose und wenn tausend Blasbälge zischend in die Glut schmelzenden Eisens hineinbliesen, prasselnde Wassergüsse drauf strömend, aufdampfend, lärmend, unfähig die Glut zu löschen . . . so von infernalem Gebraus das arme Haupt durchtobt . . . Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Donner Gottes und Qual der Hölle, alles mit Schnelle des Blitzes um den Versinkenden wirbelnd . . . so durchsauste ich des Rheines gräßliche Schrecken und fuhr kopfüber hinab zum Tale, wo auf zerspültem Kalkfels die Bretterwände einer Fischerhütte friedlich emporschauen in den tosenden Strudel.

. . . Wie ich weiter schwimmend mich hindurchgearbeitet, weiß ich kaum. Als mein geschwunden Bewußtsein wieder aufzuleben begann, war ich in der alten Klosterschulheimat Rheinau. Fischer vom Nohl hatten den Dahintreibenden aufgefischt.

In die Vorhalle der Büßer hatten mich die Mönche gelegt . . . Kloster und der Kirche Inneres dem Sünder sperrend.

Wie ich die Augen aufschlug, brannten Lichter in dem Vestibulum; von den Steinpfeilern schauten der vier Evangelisten Säulenbilder auf mich hernieder, vor mir stund der Abt Heinrich von Wartenberg und ließ seinen strengen Blick auf meinem zitternden Körper haften, besprengte ihn mit geweihtem Wasser und sprach:

„Ihr habt Gott versucht mit eurem Stromordal, du und jener andere, den der Rhein verschlungen. Und wer im Frevel üppigen Herzens die Schwelle des Todes überschritt und vernahm, wie die Donner der Unterwelt über ihm zusammenschlugen, der soll als ein neuer Mensch aus Gottes Stromtaufe zum Leben erstehen.

Gottfried von der Neuenhewen, auf daß die Bürger dieses Landes nicht mit Fingern auf dich deuten und sprechen: der hat an seinem Schöpfer gefrevelt! sollst du Buße tun als ein echter und rechter reuiger Büßer, sollst kein farbig Gewand mehr tragen und die Waffen nur gegen der Christenheit Erbfeind, sollst fasten bei Wasser und Brot jeden Mittwoch und jeden Freitag, und wo du in einer Kirche zu Gott beten willst, sollst du barfuß sie betreten und eine Rute in der Hand halten.

Von der schwäbischen Erde sollst du dich abscheiden, sollst deines Namens vergessen und deines Standes, sollst von heute ab zwei Jahre lang kein Wort mehr über die Lippen bringen und dich als der niedrigste der Knechte Gottes seinem Dienste stellen, sobald die Drometen rufen zum Streite für des heiligen Grabes Befreiung.

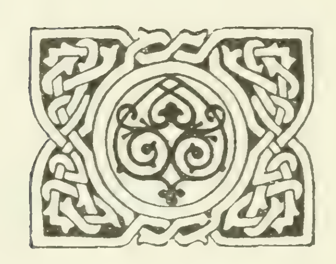
Gottfried von der Neuenhewen, sei gebannt von heute an und abgeschieden aus der Gemeinschaft deiner Kirche und deiner Heimat, ein schweigender Mann, bis deine Buße gelöst!"

Grabtiefen Tones stimmten die Brüder einen Psalm an, ich aber warf mich dem Abte zu Füßen und küßte reumütig den Saum seines Gewandes und legte die Finger auf die Lippen, Schweigen gelobend und Heerfahrt des Kreuzes. Des Gehens wieder fähig, fuhr ich in Knechtsweise von dannen. Vale dulcis patria, suavis Suevorum Suevia! Ein Brief des Abtes wies mich nach Reinhardtsbrunn, das mit Rheinau durch gemeinsame Beobachtung hirsauischer Ordensobservanz verbrüdert ist.

Das weitere, werte Herren und Streitgenossen, wisset ihr.

Am Tage, da ich euch zur Seite auf Akkons Wall in die Heiden schlagen durfte, war meines Schweigens Frist abgelaufen.

Und also lief des Juniperus Weg vom Berg Neuenhewen im Hegau zum Berg Karmel im gelobten Lande.“





Anmerkungen.

Die von Heven.

Die ehemalige Herrschaft Hohenhewen in Hegau, deren Grenzen, Dörfer und Höfe Kolbs Lexikon des Großh. Baden I. p. 83 einzeln aufzählt und J. Baders Badenia I, 105 landkartlich verzeichnet, erscheint, soweit geschichtliche Nachweise reichen, als unmittelbare Reichsherrschaft.

Ihre ersten bekannten Besitzer, die Herren von Hewen, nach Ueberlieferung der Familie gleicher Abstammung mit den alten Gaugrafen von Ziegenhain in Hessen, zählten zu den edelsten und ältesten Geschlechtern des Landes. 877 Gotfrid von Heven prepositus in coenobio Pussen-Buron (?) S. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, XVII, 85 not. 1. Die fabulierenden Aufzeichnungen des Rüxnerschen Turnierbuches machen beim ersten Turnier zu Magdeburg im Jahr 938 einen „Karl, Herrn zu Hohenhewen, Turniervogt des Landes in Schwaben" und einen zum Grieswärtel erwählten „Herrn Marquarden von Hewen" namhaft. Urkundlich verbürgt treten diese mächtigen Edeln seit dem XII. Jahrhundert auf.

1189. Bertoldus de Hewin, Stifter von Gütern pro memoria sui suorumque an das Kloster Reichenau. Zeitschr. I, 323.

1207. Rudolfus et fratres eius nobiles dicti de Hewen verzichten auf Güter in Eheluntal zugunsten Conrads von Neuenhausen. S. Fickler, Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ostschweiz, p. 72, Mannheim 1859.

Ohne Jahrzahl: Bertholdus de Meinewanc miles qui postmodum factus et conversus in Salem „domino suo Walthero nobili viro de Hewin" resignavit pratum quoddam in loco Undiraichi et ipse ad peticionem eius dedit ecclesie Salem. Zeitschr. I, 329.

1224. Vir illustris Rudolfus dominus de Hewen tritt eine

Huba in Mowinhain, quam Bertoldus miles de Almishoven de manu eius iure tenuit, quasi per concambium an Reichenau ab. Zeitschr. II, 87.

1226, 17. Aug. Rudolfus homo nobilis de Hewen, Bürge in einem Vergleich zwischen dem Kloster Kreuzlingen und dem Grafen Albert von Rotenburg. S. Schmid, Monumenta Hohenbergica, p. 12, Stuttg. 1862.

1251. Rudolfus et Rudolfus nobiles de Hewen milites, Schirmvögte sankt blasischer Besitzungen, in Fehde mit dem Kloster. M. Gerbert, historia nigrae silvae, St. Blas. 1783. tom. III. p. 156.

1258. Rudolfus et Rudolfus fratres nobiles de Hewen bezeugen und gewähren die Schenkung eines Hofes zu Nagolt: „in Nagelte in nostro situm territorio," an das Kloster Kilchperg. Schmid, monum. Hohenberg. Nro. 39.

Urkunden des Cisterzienserstiftes Salem tun ihrer noch mehrfach Erwähnung. Zeitschr. III, 66.

1330 u. 31. Herr Rudolf von Hewen, „dez diu alte Hewen ist," Oheim des Grafen Rudolf von Hohenberg. Mon. Hoh. Nro. 301. 319. 336.

1355. Peter Herr zu Hewen, Schwager der Hohenberger, ib. Nro. 517.

1377 ward „Her Hainrich von Hêwen" Burger zu Constanz „und swur funf jar burgerrecht ze haltend und gewärtig ze finde mit sinen vestinen die er inne hat, sie sitzen gar sin oder halb, als die îm werdent . . ." Zeitschr. IV. 142.

1381. Hainrich und Hans Herren von Hewen Gebruder, Neffen des Grafen Egino von Freiburg. Zeitschr. XVII. 84.

Viele zeichneten sich im Kirchendienst aus. 1252. Burkart von Hewen, Abt in der Reichenau. 1270. Burcard de Hewen rector ecclesie in Haiterbach, mon. Hohenberg. Nro. 58. 1387 bis 1398 Burkhart von Hewen, 1436 bis 1462 Heinrich von Hewen, Bischof von Konstanz. Ihr gemeinsames Grabdenkmal im Kreuzgang des Domes zu Konstanz, von Bischof Heinrich sich und seinem Vorfahr errichtet, s. bei Bergmann, Merkwürdigkeiten des Großh. Baden, Bd. I. Heft 1. Konstanz bei Ruegg 1825. Die Sarkophagumschrift lautet: Vita functi domini de Hewen Burchart anno 1398 et Henricus 1462 epi. Constant. hic pie quiescunt amen.

Im XVI. Jahrhundert Verena von Hewen, Abtissin des Frauenklosters Paradies ober Schaffhausen. 1484. Anna von Hewen, Abtissin in Zürich. 1518. Heinrich von Hewen, Bischof zu Chur.

1570 ging als letzter des Geschlechtes Albert Arbogast, Land-

vogt zu Mömpelgard, Sohn des berühmten 1542 im Türkenkrieg gefallenen Jerg von Hewen, Herrn zu der hohen Trüns in Graubündten, mit Tod ab.

In der kleinen Kirche des heiligen Martinus zu Engen ist der Familie Erbbegräbnis, leider, seit Verwendung der Kirche zum Magazin für Schienen und Schwellen der neuerbauten Eisenbahn, gänzlicher Zerstörung ausgesetzt. Das Kloster Lichtental bewahrt als Erinnerung an hewensche Damen ein Reliquienkästchen aus vergoldetem Silber mit der Umschrift: „dieses Pazem hat lassen machen Fraw Adelhait von Hoewen geborene zu Eberstein und Fraw Bertha, Grefin von Sultz geborene von Hoewen." S. Krieg v. Hochfelden, Gesch. der Grafen v. Eberstein, p. 294.

Die Herrschaft „die vesten Althewen, die vest und stat Engen und die vest Hewnegg" mit aller Zubehör wurde um 1398 von den Brüdern Peter und Wolvelin schuldenhalber dem Herzog Leupold von Oesterreich für 28 800 fl. auf Wiedereinlösung verkauft. 1399 mußten die Bürger von Villingen ihrem gnädigen Herrn von Oesterreich zu diesem Ankauf tausend Gulden schenken. S. Quittung in Zeitschr. VIII, 383. Sie wurde dann von den Grafen von Lupfen, welche Forderung an die Kaufsumme hatten, eingenommen, kam nach deren Aussterben an die Marschälle von Pappenheim, dann durch Heirat an die landgräflich stühlingische Linie des Fürstenbergischen Hauses.

Die Herren von Hewen selbst erwarben nach dem Verkauf ihrer Stammgüter Besitzungen in Rhätien, z. B. 1498 durch Kauf von denen von Castelwart Stadt, Schloß und Grafschaft Werdenberg, welche jedoch schon 1517 Wolfgang von Hewen, Domherr zu Straßburg und Konstanz, und Georg von Hewen an die Landgemeinde von Glarus für 21 500 fl. wieder verkauften. S. J. G. Schlehens Eygendtl. Beschreibung der Landschaft unterhalb St. Lucis Stayg, p. 5. Ems 1616.

Das hewensche Wappen, ein schwarz und gold quer geteilter Schild, der im obern schwarzen Feld einen sechsstrahligen silbernen Stern trägt, wird von Rüxners Turnierbuch p. XIX, einer Wappenrolle der Bibliothek zu Donaueschingen Nro. 150, wie an dem Konstanzer Bischofdenkmal gleichartig abgebildet. Es stimmt in dieser Form vollkommen überein mit dem Wappen der Grafschaft Ziegenhain in Hessen, welches in Kuchenbekkers Analect. Hassiac. colectio III, p. 48 und collect. VII, p. 126 beschrieben ist. S. Falkenstein, thüring. Chronica, II, 644. Erfurt 1738. Heraldiker, welche Gott mit freier Zeit gesegnet hat, mögen übrigens nähere Untersuchungen darüber anstellen, denn an der Urkunde von 1207 im Archiv

Allerheiligen zu Schaffhausen führt das Rundsiegel des Herrn Rudolf von Hewen einen Schild, in welchem drei belaubte Lindenzweige quer übereinanderlaufen, welches Wappen mit dem der benachbarten Freiherrn von Bodmann identisch wäre, und an der Urkunde von 1381 im Landesarchiv Karlsruhe trägt das sigillum domini Hainrici de Hewen in der untern Hälfte des Wappenschildes ein „kaum sichtbares Bäumchen". Zeitschr. XVII, 85.

Die Stammfeste auf dem durch Gipslager mit versteinerten Schildkröten auch geologisch bemerkenswerten Hohenhewen, unweit Engen, wurde auch die alte Hewen genannt. Der dreißigjährige Krieg brachte ihr gelegentlich der Belagerung von Hohentwiel durch die Bayern die Zerstörung für immer. „Anno 1639 den 6. Juli ist der Vorhoff auf Hochwiell von Kaiserischem Volkh ingenummen und verbrendt worden. Gleich hernach den 12. dis das Schloß Hewen auch verbrendt worden." Eintrag im Hüfinger Anniversarium.

Von Althewen aus wurden, vermutlich in früher Zeit, die Nachbarburgen Hewenegg und Neuenhewen erbaut. Urkundliche Nachrichten über die durch ihre Fernsicht berühmte, 2898′ über den Spiegel des Mittelmeers sich erhebende, im Volksmunde immer das „Stettener Schlößlein" genannte Burg Neuenhewen, deren 70′ hoher massiver Turm in seinem Schatten alljährlich bergfröhliche Schwärme von Besuchern rasten und zechen sieht, sind ziemlich spärlich. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts war dieselbe nicht mehr im Besitz derer von Hewen, und im Beginn des vierzehnten, als Meister Burkhart von Frikke mit der Genauigkeit eines Kameralbeamten des neunzehnten dem Haus Oesterreich seine Rechte an „Leut und Gut, Nutz und Gült" in Schwaben, Schwarzwald, Elsaß u. s. w. verzeichnete, war sie bei Oesterreich, das sie durch Kauf vom Grafen Albrecht von Haigerloch erworben.

LVI. OFFITIUM HEWEN.

Dis sint nutze unde reht, die diu hêrschaft hat an liuten und an guote, die mit der burg ze der Niuwen Hewen koufet sint umbe grâven Albrecht von Heigerlôch.

Bi der burg ze der Niuwen Hewen diu der hêrschaft eigen ist, lît ein akker der giltet der hêrschaft ein malter kernen. Da lît ouch ein brüel der giltet ze dem meisten IIII fouder höwes, bî dem minsten II fouder höwes. — In der Vorburg ligent ouch VI hiuser, ein schiure, zwô riutinen unde X garten; die geltent VI vierteil kernen unde II vierteil roggen unde XXXI hüenr.

Dâ ligent ouch XIIII½ juchert an ruitinen, die geltent alle mitenandren ze zinse VII müt und ein vierteil roggen. Ze Zimberholz lit ein schuopôs die ouch zuo der burg hoeret, diu giltet ze zinse ein malter kernen. Dâ ligent ouch hofstette und endriu güetlin diu an sant Martin hoerent, diu geltend ze vogtrehte II malter unde II vierteil roggen . . .

S. Habsburg-österreichisches Urbarbuch, ed. F. Pfeiffer, p. 288. Stuttgart 1850, erläutert bei Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenburg, p. 594 ff. Stuttg. 1862.

Durch welchen Erwerbtitel Neuenhewen an die Grafen von Hohenberg-Haigerloch gelangte, ist nicht klar ermittelt. Schmid a. a. O. p. 13 und Beilage 4 „Ueber das Dynastengeschlecht von Hewen" vermutet Verwandtschaft zwischen beiden Häusern infolge einer Heirat im dreizehnten Jahrhundert und nimmt als möglich an, Neuenhewen mit Zubehör könne als Widerlage der Mitgift einer Hohenberger Tochter an dieses Haus gekommen und es könne Herr Rudolf von Hewen mit einer Schwester des Grafen Burkard III. von Hohenberg, Herrn zu Nagold, vermählt gewesen sein. Es kann aber auch anders zugegangen sein, denn trotz der Aufzeichnung des Kaufes im habsburg-österreichischen Urbarbuch wurden noch 1315 von Rudolf von Hewen dem Jüngeren Ansprüche geltend gemacht:

1. Mai 1315 . . . Ich Rudolf von Hewen — das ich minem herre kunig Fridrich von Rome — gesworen han ze dienen mit zehen helmen wider herzog Ludwig von Beyern und alle sine helfer und soll ouch ihm bereit sin mit mînen vesten . . . Umb denselben dienst gibet mir min herre dreu hundert und zehen march silbers kostenser gewîhtes und haben mich ingewîset uf ir gült zu Mülhusen, darumb haben wir uns, ich und min sun, verzihen alle dez rehten und aller der ansprach die wir heben und gehebt haben . . . uf die Newenhewen und swaz darzu gehort und lizzen daz vrî und ledig unserm herrn und sinen brudern.

Geben ze Lindowe an unsers herrn ufert tag. Mit dem Siegel des Ausstellers, S. Rudolfi iunioris de Hewen. — Original im Archiv zu Karlsruhe.

Wegen solcher und ähnlicher Ansprüche fand im Jahr 1336 nach den Berichten des Johannes Vitoduranus schwere Fehde zwischen beiden Häusern statt. S. Böhmer, Regesten K. Ludwigs 118 u. ff.

„Als Graf Heinrich von Hohenberg von den böhmischen Feldzug 1336 heimkehrte, brach zwischen ihm und einem Herrn von Hewen Fehde aus. Zwischen diesem Geschlecht und dem Hause Hohenberg bestand seit geraumer Zeit Feindschaft, welche

sich nun in Angriffen auf Eigentum und Menschenleben Luft machte. Jeder fiel mit bewaffneten Haufen in die Herrschaft seines Gegners ein, trieb Herden und Zugvieh weg und brannte die Wohnungen der Einwohner nieder. Und zwar fügte der Herr von Hewen dem mächtigeren Grafen größeren Schaden zu, da dieser, wegen seiner Tyrannei verhaßt, von seinen Mannen nicht gehörig unterstützt wurde.

Nachdem man sich mit Rauch und Brand viel geschädigt hatte, versöhnten sich endlich beide Teile. Ein besonders gefürchteter Feind der Hohenbergischen war ein gewisser Sebuloch gewesen, der in Diensten des von Hewen stand. Im wilden Kriegshandwerk aufgewachsen und wohl erfahren, dabei tapfer, listig und lokalkundig, leistete er seinem Herren ausgezeichnete Dienste und wurde von diesem nach beendigter Fehde reich belohnt. Schmid, a. a. O. p. 246. Die weiteren Geschicke berichtet Ficklers Fortsetzung von Münchs Geschichte des Hauses Fürstenberg IV, 264. Von Oesterreich gelangte Burg und Herrschaft Neuenhewen an Haug von Kürnegg, mit dem Verfall dieses Geschlechts an die Herren von Neuenegg, von welchen mit Bewilligung Herzog Leopolds 1375 Hans der Schnabel von Reischach die Pfandschaft erwarb. Als im 17. Jahrhundert auch dies Geschlecht der allgemeinen Verarmung nicht entging, wurde die Herrschaft durch das fürstenbergische Amt Hüfingen für die Pfandgläubiger verwaltet, deren Recht Friedrich Rudolph von Fürstenberg-Stühlingen und sein Sohn Maximilian zum Teil an sich brachten. Diese Ansprüche und mit ihnen den fürsorglichen Besitz des Schlosses schenkte letzterer 1665 für geleistete Dienste dem Johann Friedrich Ebinger von der Burg, von welchem Geschlecht es 1751 käuflich um 28 000 fl. und 100 fl. Douceur an den Fürsten überlassen wurde.

Heutigentages ist die Pracht der Fernsicht das einzige am „Stettener Schlößlein", was unversehrt geblieben, und auf dem von basaltigem Gestein roh zusammengefügten Turmklotz schwankt im Lufthauch als einziger derzeitiger Insasse der Burg des deutschen Bergwalds Balsamstaude, der Wacholderstrauch.

Abtei Rheinau.

Augia Rheni — Rînowe — Rheinau, $1^1/_2$ Stunden unterhalb Schaffhausen auf einer Insel, die der Rhein bald nach dem Fall in seltsamer Krümmung bildet, indem neben der Insel auf beiden Seiten eine langgedehnte Halbinsel herläuft. Römische Altertümer und Reste alter Waldverschanzungen auf der Halbinsel Schwabenau — Suabova — bekunden die Wichtigkeit der Position in den Grenzkämpfen der Römer und Alemannen am Oberrhein.

Die Stifter des Gotteshauses waren welfischen Stammes. Ein Diplom Ludwigs des Deutschen, dessen Echtheit aber fraglich ist, meldet, daß das Kloster von Welfhard, Sohn Rudharts, einem Grafen von Kyburg, um 778 gestiftet und von Karl dem Großen 780 zu Konstanz bestätigt sei. Ein echtes Diplom nennt als Vollender einen „Wolvene, dessen Vater und Großvater gleichen Namens den Bau begonnen.“ Berühmt ward Rheinau durch den Aufenthalt des irländischen Asketen Findan, der, nach einer ziemlich gleichzeitigen aber sehr fabelhaften Biographie aus seinem Vaterland durch normannische Seeräuber entführt, auf einer der orcadischen Inseln ihnen entfloh und von da nach Ablegung des Gelübdes einer Wallfahrt nach Rom „trockenen Fußes“ übers Meer ging. Nach langem Pilgern durch Gallien, die Lombardei und Rom verband er sich zu geistlichen Uebungen vier Jahre lang mit einem edeln Alemannen und trat in das demselben angehörige Kloster Rheinau. Hier begann er nach fünf Jahren das Leben eines Reclusus, das er zweiundzwanzig Jahre unter den härtesten Entbehrungen fortsetzte. Die tägliche Brotportion verkürzte er sich immer mehr, um das Erübrigte den Armen zuzuwenden. Bei den häufig berichteten Visionen geschieht die Unterredung in seiner vaterländischen altirischen Sprache; die Formeln haben nicht immer eine Uebersetzung, also ein Beweis, daß die Biographie zu einer Zeit verfaßt ist, wo das Kloster noch irische Mönche zählte.

Schwierig ist nur die Chronologie, da das Leben dieses Heiligen bald in den Anfang, bald in das Ende des neunten Jahrhunderts verlegt wird. S. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. II. 125. Göttingen 1848. Die Biographie des Heiligen bei Mabillon Acta S. Ben. saec. IV, 1. 377. Goldast rerum Aleman. script. tom. I, 2, p. 203 und Mone, Quellensammlung zur bad. Landesgeschichte tom. I, p. 54. — S. auch Grimm, Weistümer I, 285.

Des Klosters Millenarium feierte M o r i z H o h e n b a u m v a n d e r M e e r: Kurze Geschichte der tausendjährigen Stiftung des freien Gotteshauses Rheinau. Donaueschingen 1778. Es war dem einstmals unmittelbaren freien Reichsstift nicht vergönnt, sein elfhundertjähriges Jubelfest zu begehen. Nachdem es schon 1455 unter den Schutz der sieben alten Orte der Eidgenossenschaft getreten und später der Landeshoheit des Kantons Zürich unterstellt war, wurde von der Züricher Regierung die Aufhebung und Umwandlung in ein Kantonshospital verfügt und vor wenig Jahren ausgeführt. Es mag ein rührender Abschied gewesen sein, als die letzten zwölf greisen Konventualen mit ihrem Abt Leodegar aus den rheinumrauschten Zellen auszogen auf Nimmerwiederkehr.

Der Schreiber dieser Zeilen, der im Jahr 1858 bei den zahlreichen Handschriften der Bibliothek und den wohl geordneten Truhen des Archivs manche lehrhafte Stunde verweilte, bewahrt ihrer Gastfreundschaft dankbares Andenken. Unter den Pergamenthandschriften, damals in besonderem Schrank verwahrt, jetzt wahrscheinlich nach Zürich übertragen, zogen, nach der Numerierung des rheinauischen Kataloges, durch Alter wie Inhalt besonders an:

Nro. 30. missale antiquissimum. saec. IX.

Nro. 32. homiliae diversorum patrum de tempore et festis. saec. X.

Nro. 33. Honorii Augustodunens. speculum ecclesiae sive sermones. saec. XII.

Nro. 34. psalterium antiquiss. cum canticis et aliquibus hymnis. saec. IX.

Nro. 54. Udalrici Cluniacensis de consuetudinibus Cluniacensibus liber 3 tius de obedientiis saec. XI.

Nro. 59. Directorium vetustum chori Rhenoviensis saec. XII.

Nro. 62. Prudentii Psychomachia. Ausonii Mosella und viele lateinische Hymnen.

Nro. 73. Adamani abb. hüensis libri III de locis errae sanctae ex relatione Arculfi episc. Galli. Item Itinerarium dictum Antonini. saec. IX.

Nro. 79. Liber de meteoris. saec. XIII.

Nro. 98. Gaufridi Vitriacensis glossae literales et historicae in libros Alexandridos Gualteri de Castellione saec. XIII.

Nro. 114. Rituale pervetustum. saec. XII.

Nro. 116. Visiones de poenis alterius vitae. saec. XIII.

Nro. 139. Ordo probandi homines de crimine suspectos per ignitos vomeres, candens ferrum, aquam fervendem et frigidam. saec. XI.

Nro. 147. Poetica quaedam Theodoli, Thebaldi et Prudentii. Item expositio rituum ecclesiae. Item ordo probandi homines de crimine suspectos. saec. XIII.

Nro. 159. Visiones alicuius inclusae german. idiom.

Auch ein Traktat über Alchemie mit geheimnisvollen, chemische Prozesse in Kämpfen, Verbindungen und Zerstörungen symbolischer Figuren darstellenden Malereien, des Kataloges Nro. 172, war näherer Ansicht wert.

Für diejenigen gelehrten Leser, welche vielleicht mit Behagen sich eines Hauchs lateinischer Klosterschulatmosphäre erfreuen, folge ein Auszug aus dem Beda Venerabilis de arte metrica liber. Diese Anleitung eines „angelsächsischen Aesthetikers aus merovingischer Zeit" trägt im Katalog die Nro. 120, ist im XI. Jahrhundert geschrieben, 69 Pergamentblätter in kl. Quart, und handelt u. a. folgende Hauptstücke ab:

p. 3. de verborum et adverbiorum. p. 6. de coniuncionum preposicionum et interieccionum. p. 8. de pedibus. p. 10. de metro dactilico. exametro et pentametro. p. 13. que sit optima carminis forma. p. 17. de scansionibus sive cesuris versus heroici. p. 20. de synalipha. p. 25 de episynalipha vel dieresi. p. 33. quod auctoritas sepe et necessitas metrica decreta violat. p. 35. Ub prisci poëtae quaedam aliter quam moderni posuerunt. p. 37. de metro Falleucio. p. 38. de metro Sapphico. p. 39. de metro tetrametro catalectico. p. 41. de metro iambico exametro. p. 43. de metro iambico tetrametro. ib. de metro Anacreontico. de metro trochaïco tetrametro. p. 44. de rithmo. p. 46. quod tria sunt genera poematis.

Schluß: „Haec tibi dulcissime fili et collevita Gudberhte diligenter ex antiquorum opusculis scriptorum excerpere curavi et que sparsim reperta ipse diutino labore collegeram, tibi collecta obtuli, ut quemadmodum in divinis literis statutisque ecclesiasticis imbuere studium, ita et in metrica arte que divinis non et incognita libris te solliciter instruerem. Cui etiam de figuris vel modis locucionum que a grecis scemata et tropi dicuntur, parvum subicere libellum non incongruum duxi. Tuamque dilectionem sedulus exoro

ut lectioni operam impendas illarum maxime literarum in quibus nos vitam habere credimus eternam.

Explicit de metrica arte liber 1. Incipit secundus de scematibus et tropis."

Die von Blumenegg.

„Wo die Wutach von ihrem östlichen Laufe in einer großen Beugung nach Süden abweicht, eine Meile oberhalb Stühlingen, bei dem Dorfe Blumeneck, durchströmt sie eine ungeheure Felsschlucht. Zu beiden Seiten steigen fast senkrecht weite Kalksteinwände empor, von deren Zinnen schlanke Tannenbäume kühn in die schauerliche Tiefe schauen, wo sich der wilde Bergfluß zwischen Gehölz und Felsschutt schäumend hindurchdrängt.

Rechts zunächst bei dem Dorfe hat sich von der Kalkwand ein großes Stück losgetrennt und ragt vereinzelt, in drohender Richtung, gegen die Kluft hinab.

Auf diesem Klotze, dessen oberer Raum nicht unbeträchtlich gewesen sein muß, ehebevor sich auch von ihm wieder einige Stücke getrennt hatten, stehet noch die nördliche Seite eines gevierten Turmes von starker Bauart. Da dieselbe mit dem Felsklotze die gleiche schiefe Richtung hat, so muß sich dieser erst später gesenkt haben, welches vielleicht die Ursache vom Zerfallen der Burg war. Noch von Jahr zu Jahr lösen sich solche Stücke los, wie die ungeheuren Steintrümmer beweisen, welche am Fuß der Talwände hingelagert sind.

Das Ganze gewährt einen seltenen, höchst imposanten Anblick. Es ist, als hätte sich hier ein Kalkberg seiner Länge nach gespalten und wäre die Kluft mit dem herabrollenden Schutte bis zu einer gewissen Höhe angefüllt und so das Felstal gebildet worden.

Die merkwürdige Gegend war schon den Römern bekannt; eine ihrer Straßen zog sich jenseits der Wutach, von Stühlingen oder Schleitheim, längs dem Fuße des Randen nach Hüfingen. Sie mochten in der Nähe von Füezen, dem sog. „Altdorf", eine Station haben. Man fand daselbst verschiedene römische Gefäße

und der Name Füezen selbst deutet auf die lateinische Benennung der Felsschlucht: ad fauces. Es könnte also wohl der Turm auf dem Klotze von Blumenegg ursprünglich von den Römern herrühren, wie so manche Ritterburg unserer Heimat." —

Diese treu nach der Natur gezeichnete Schilderung, Badenia II. p. 28, mit welcher als neuester Tourist Schnars Führer durch den Schwarzwald, Freiburg 1865, p. 223 verglichen werden mag, möge dartun, wie das Eigenartige dieser Wutachlandschaft anerkannt wird. Der Altertumsforscher Leichtlen setzt den Ortsnamen Blumenegg in Beziehung zu dem römisch-gallischen Juliomagus, den er für gleichbedeutend mit dem deutschen Stromnamen Wutach hält. Forschungen p. 36.

Anfänge und Herkommen des blumeggischen Geschlechtes sind dunkel. Suevos ignorat qui Blumeggensem prosapiam nescit, sagt ein sankt blasischer Geschichtschreiber, ohne seinen Satz näher zu begründen. In nicht großer Entfernung bestehen jenseit Thengen eine Burg und Herrschaft Blumenfeld sowie am Randen Burg und Herrschaft Blumenberg, Blomberg, „die alte Blumberg," deren frühere Besitzer den Blumeneggern stammverwandt waren und das gleiche Wappen führten. Auch die auf Stahelekk und Tanekk waren gleichen Stammes. Ob nun für diese sich benachbarten Blumenegg, Blumenfeld und Blumenberg gemeinschaftlicher Namensursprung als „feste Niederlassung bei angeblümtem Ackerland" anzunehmen ist, oder ob lange vor den urkundlich verbürgten Zeiträumen ein Geschlecht, das den Eigennamen der „Blumen" oder „Blomen" trug, als kleine Dynasten in diesen Burgen sich seßhaft gemacht und weiter verzweigt hat — wer gibt heute Aufschluß?

Merkwürdigerweise finden sich auch in dem fernen Walgau unweit Feldkirch bei Sankt Gerold, Thüringen und Ludesch, ehemals zur Grafschaft Bregenz und dem Bistum Chur gehörig, eine alte Burg und Herrschaft Blumenegg. „Es ist aber diß Walgow diser zeyt gemeinlich Teutscher sprach, doch habend die fürnämsten fläcken gemeinlich alte Rhetische namen als Puris . . . Pludentz . . . Nuziders . . . Es sind auch etliche schlösser darinn Teutscher nammen, villeycht eintweders aus uralter verlassenschaft der ersten Germanier vor dem eynisten der Rhetier da wonhafft, oder hernach durch die vermischeten Teutschen auffkommen, als Sonnenberg, Blumenegk rc. rc." Stumpf, Schweizer Chronik X, 31. Die walgauischen Blumenegger führten dasselbe Wappen wie die schwarzwäldischen, nämlich in regelmäßig wechselnder Aufeinanderfolge drei rote Querstreifen und drei weiße Querstreifen mit blauen

sogenannten Wolken (Kürsch) und als Helmzier ebenfalls, wahrscheinlich bischöflich churische Vogteirechte andeutend, die bischöfliche Insul. S. Schlehe, Hystorische Relation oder eygendtliche Beschreibung der Landschaft underhalb St. Luzis Stayg 2c. 2c. pag. 56. Embs 1616, und C. von Mayers heraldisches ABC-Buch, Tafel LXI. Nro. 5. München 1857. Ein erhaltenes sigillum Cunradi militis de Blumenberg an einer Urkunde von 1316, s. Zeitschr. XII, 234.

Die schwarzwäldische Herrschaft bestand außer Dorf und Burgstall Blumenegg noch aus Dillendorf dem Turm, Füezen dem Dorf, Grimmelshofen der Vogtei, Lausheim dem Dorf, Ewatingen Dorf und Burgstall, Aselfingen, Opferdingen und Eschah, wozu später Achdorf und Ueberach kamen.

Sie blieb nur bis zum Jahr 1366 im Besitz der Familie, wurde von Heinrich von Blumenegg, der mit Gräfin Udelhild von Fürstenberg vermählt war, angeblich in hochherziger Opferwilligkeit, um zerrütteten Vermögensumständen seiner jugendlichen Schwäger und Lehensherren aufzuhelfen, an Egloff von Wolffurt verkauft, fiel nach oftmaligem Wechsel der Besitzer schließlich durch Kauf an das Gotteshaus Sankt Blasien und gehört zur Zeit zum badischen Bezirksamt Bonndorf.

Aus den von Tr. Neugart, Cod. diplom. Alem. tom. II. und Gerbert, hist. nigrae silvae, sowie von der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins mitgeteilten Urkunden sind namhaft zu machen:

1290. Heinrich und Cunrat von Blumenegge, vom Grafen Egino von Fürstenberg mit sieben andern seiner Verwandten und Dienstleute der Stadt Villingen zu Bürgen eines Sühnbriefes gestellt. Graf Egino nennt sie „sine Oheime". Original in Villingen, s. Gerbert II, 17 und von Schreckenstein, wie kam die Stadt Villingen vom Haus Fürstenberg an Oesterreich, p. 17. Wien 1865.

1294. Chunradus de Bluomenegge auf Burg Tannegg im Albgau, Schirmvogt sankt blasischer Besitzungen. Zeitschr. VI, 229. Vermittler in einem Streit zwischen dem Abt von Reichenau und dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, Gerbert II, 18. 1313. Käufer einer Wein- und Korngilt zu Amoltern. Zeitschr. XII, 88. S. dort nota 2.

1316. Herr Johans von Blumenegge Ritter schließt mit seines „Vettern seligen ehelicher Wirthin, Frau Elyzabethun, Herrn Cunrats seligen von Blumenegge" einen Vertrag „umbe daz nüwe gut ze Lenzkilch, daz min aigen ist, daz da hoeret zu der Burg ze Ura." Zeitschr. XII, 228.

1336. Frau Elyzabeth von Bysingen macht eine Jahrzeitstiftung zu Ehren ihres verstorbenen Gemahls „Hern Cunrats von Blumenegge, Herrn zu Lenzkirch". Zeitschr. VIII, 120. Neugart II, 432. 341.

1364. Rudolf von Blumenegg, vermählt mit Sophia, des Freiherrn von Lutold von Krenkingen Tochter. Gerbert II, 18.

1365. Heinrich von Blumenegg verkauft Lenzkirch mit Bewilligung seiner Gattin Udelhild, Gräfin von Fürstenberg, und seiner Söhne an die Schnewlin von Freiburg.

1366 verkauft derselbe die Herrschaft Blumenegg an Egloff von Wolffurt. Mitteilung der Zimmernschen Chronik, s. Badenia II, 26.

Von da ab kommt die Familie auf Gütern im Breisgau, zu Schliengen u. s. w. vor. S. Zeitschr. XVI, 242. XVII, 103. 105. 109. X, 126 u. a.

1405. Dietrich von Blumenegg, Rat des österreichischen Landvogts Grafen Hans von Habspurg, Herrn zu Laufenburg. Zeitschr. VI, 380.

1449. Baltasar von Blumenegg, als Genosse des Hans von Rechberg, Thomas von Falkenstein, Hans Thum von Neuburg beim Ueberfall der Stadt Rheinfelden auf Befehl Herzog Albrechts VI. von Oesterreich verhaftet. Zeitschr. III, 450, s. Seb. Münsters Cosmographey, p. 580. Basel 1592.

1465 ist derselbe Schiedsmann in Streitigkeiten des Klosters Sankt Blasien mit den Waldleuten. Zeitschr. VI, 482 und 1467 bei Verzeichnung der sankt blasischen Grenzen und Rechte. Zeitschr. VI, 235.

1512. „Eyner, genannt Blumeneck," Befehlshaber von Fußknechten im Sold des Königs von Frankreich. Zeitschr. XVI, 444.

1513. Rudolf von Blumneckh, rötelnscher Landvogt und Kays. Majestät Rat in Oberelsaß. Zeitschr. XVII, 115. 312.

1577 stirbt das Geschlecht mit Gregor Gaudenz von Blumenegg auf Dachswangen aus. Badenia II, 33.

Weibliche Mitglieder, deren Gedächtnistage gefeiert wurden, verzeichnet das Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen, ed. Fickler, Donauesch. 1845. p. 27. Lucia von Blumnegg, p. 29. Gisell von Blümnegg. p. 35. soror Katharina von Blumnegg. p. 36. Beatrix von Bluemnegg geborn von Landenberg. p. 40. Mechthild von Blumnegg. II. p. 7. Udelhilt von Blumnegg geborn von Furstenberg ain graefin.

Die zu Ehren der wildschön und weltab gelegenen Burg im Wutachtal und des Achdorfer Lindenschattens lateinisch verfaßte Kantilena würde, in freier Weise verdeutscht, also lauten:

Aus des Schreibsaals dumpfem Gähnen
Fliegt zum Schwarzwald all mein Sehnen
Und das Herz strebt stark hinaus . . .
Dort ein Falk in reinen Lüften,
Gleich ich hier der scheu in Klüften
Eingeknaulten Fledermaus.

Denkst du noch, o Lerngefährte,
Wie mit freundlicher Gebärde
Du dich oft dem Freund gesellt?
Wie wir froh gefischt, geschwommen
Und dein Heimathaus erklommen,
Blumenegg, das End' der Welt?

Um die Burg, um Schlucht und Wipfel
Und schneeferner Alpen Gipfel
Floß der Sonne letzter Strahl:
Unten tief durch Trümmerschatten
Und durch tauig feuchte Matten
Sprang die Wutach wild zu Tal.

Wenn wir dann durch Kluft und Schrunden
Kletternd uns bergab gewunden,
Denkst du noch des Abends Rest?
Wohl umpflanzt von Hag und Bäumen
Zeigt mit ländlich schlichten Räumen
Achdorf sich als Ausruhnest.

Süß winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspaß;
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmuckften Kinde:
Marigutta — Springmitdemglas!

Almishoven.

Allmannshofen — Almashofen — Almishofen — in jetziger Schreibung Allmendshofen, eines der ältesten Dörfer in der Baar, zwischen Hüfingen und Donaueschingen gelegen, am linken Ufer der Breg. Neuere Ausgrabungen lassen bei dem benachbarten Städtchen Hüfingen die Römerstation Brigobanne erkennen; auch Almenshofen war den Römern bekannt; in Gärten des Dorfes wurden Silbermünzen von Nero und Domitian gefunden. S. Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins XIV. 270.

Spuren vorchristlicher Götterverehrung weist die dunkle Ueberlieferung, daß das Frauenkloster bei Neidingen hier seinen Anfang gehabt und erst später nach Hof verlegt worden sei — Kolb, Lexikon I, 15, sowie die Sage von Ruchtrut von Almishofen, welche nachts durch einen Hirsch mit leuchtendem Geweih nach der Kirche von Mistelbrunn begleitet und deren Leichnam von zwei des Joches ungewohnten Ochsen zur Begräbnis dahin verbracht worden. Mistelbrunn aber, dessen Flurbenennungen schon im XIV. Jahrhundert von der „verödeten Kirche" reden, und dessen Kapelle in einer Votivtafel noch heute diese Sage erhält, mag ebenfalls schon der vorrömischen Bevölkerung dieser Gegenden bekannt gewesen sein. Ein Streitbeil von Bronze wurde 1846 im Mistelbrunner Ackerfeld gefunden, und den benachbarten Wald umschwebt geheimnisvoll die Sage von einer untergegangenen Stadt Laubenhausen, auf alten Karten Laubenhausen Olim benannt, in deren Bezirk ein ganz abgegangenes Heidenschloß gestanden haben soll. S. Fickler, Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen p. 20 not. 4 und Schriften der Altertums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen 1848, III. Jahrgang p. 187. — Kolb, Lexikon, Art. Laubenhausen.

Untersuchungen, welche der Schreiber dieser Zeilen mit einem vorzeitkundigen Freund auf einem der nach dem Bregtal unweit der Ruine Sindoltstein sich herabsenkenden Bergrücken an einem heißen Sommertag im Schweiße seines Angesichtes anstellte, ergaben das Vorhandensein eines keltischen Ringwalles, mit welcher in Waldesdüsternis eingesunkenen Tatsache sich denn damals die forschenden Bergsteiger beruhigten, ohne dem geschichtlichen Rätsel der untergegangenen Laubenhäuser und Mistelbrunner und der seligen Ruchtrut von Almishofen weiteres Kopfzerbrechen zu widmen.

Das quellumsprudelte Almenshofen im torfigen Wiesengelände war der Sitz eines in der Baar weitverbreiteten Adels, der auch Güter in Hüfingen, Donaueschingen, Opferdingen, den Burgstall und die Höfe zu Bruggen an der Bregach, die Neuenburg an der Gaucha mit Bachheim, die Hälfte von Ymmendingen u. a. besaß. Sie zählen zu denjenigen landsäßigen Familien, die, ähnlich einer Ammonitenbank im Grunde des Jurameeres, das den Boden der heutigen Baar gebildet hat, auf der Scholle, wo sie zuerst sich angesiedelt, gelebt, sich vermehrt und ihr Ende genommen haben. Auswärtige Taten stehen von ihnen nicht verzeichnet; die männlichen Mitglieder der Sippe waren versorgt auf ihrem Besitz, der zur hegauischen Rittertruhe steuerte, jüngere Söhne als Pfarrherren, unverheiratete Töchter als Nonnen im Kloster zu Neidingen, wo aller Gebeine ruhen.

Ihr Wappen, ein weiß und rot vierfach geteilter Schild, in dessen oberem weißen Felde rechts eine fünfblättrige rote Blume am grünen Stengel, ist an mehreren Urkundensiegeln erhalten (s. z. B. Zeitschrift VII, 167) und in der Donaueschinger Wappenrolle abgebildet.

Dokumentiert treten dieselben seit dem XIII. Jahrhundert auf.

Herr Hugo von Almenshofen urkundet 1256 den Verkauf der Burg Dunsel an den Grafen Konrat von Freiburg, Zeitschr. IX, 335 not. 7, verschenkt 1273 seine Leibeigene Adelhaidis an das Kloster Sankt Georgen, Zeitschr. VII, 167, bezeugt 1280 Freiburg eine Kaufverhandlung und verkauft selber 1281 „dur sins Herren Grave Heinrich Hant und Willen von Fürstenberg" ein Gut zu Allmendshofen dem Johanniterhause zu Villingen. Zeitschr. IX, 335.

Ulricus de Almishoven miles ist 1259 Zeuge, als an offener Heerstraße, in strata publica, der Abt von Salem den Villinger Bürgern einige Güter verkaufte, s. Fickler, Quellen und Forschungen rc. p. 91, und 1273 Zeuge, als in Haigerloch der Freiherr Berthold von Falkenstein dem Kloster Offenhausen einen Hof schenkte, s. Schmid, monumenta Hohenbergica. No. 66. Stuttg. 1862 — scheint aber später ins Kloster gegangen zu sein, denn 1276 bezeugt mit dem Prior und der ganzen „Samenunge" (d. h. dem Convent) von Schuttern auch „Harre Ulrich von Almenshoven" ein Geschäft mit den Brüdern vom deutschen Hause. Zeitschr. XI, 250.

1324 helfen die von Almenshofen mit Diethelm von Krenkingen und andern dem Grafen Heinrich von Fürstenberg in seiner Fehde mit der Stadt Villingen. S. Roth von Schreckenstein, wie kam die Stadt Villingen an Oesterreich, p. 27. Wien 1866.

1379 Bikk von Almshofen Bürge für Heinrich von Fürstenberg. Villinger Stadtarchiv.

Im XV. Jahrhundert lebten und fanden bei den Nonnen von Neidingen ihr Totengedächtnis: „Hainrich von Allmashoffen der alt zu der Nuwenburg und Hainrich von Almashoffen sin sun und Anna von Almashoffen geborn von Ertzingen sin eliche husfraw und Hans Ulrich von Almashoffen und Anna von Wil sin eliche Husfraw.“ S. Anniversarienbuch, ed. Fickler, I. Abt. p. 41, not. 3 II. Abt. 1846, p. 7, wie auch 1438 als Austräger eines Streites der Johanniter zu Villingen mit dem Armenspital „Hainrich von Almishoven von der Nuwenburg“ namhaft gemacht wird, Zeitschr. VIII, 243, und 1453 der „fromme veste jungkher Heinrich von Almisshoven der elter zu der Nuwenburg“ mit Anhängung seines Insiegels den Bürgern zu Hüfingen ihre neue Stadtordnung beurkundet, Zeitschr. XV, 426.

1410 bis 1451 duldet sein Bruder Hugo von Almishofen als Abt von Rheinau vielfache Verfolgung und Kränkung, s. Hohenbaum v. der Meer I. cit. pag. 114.

1473. Hainricus, Johannes Ulrich et Georius armigeri de Allmenshoven fratres in novo castro. Verkaufen jedoch 1489 ihren Besitz, die Neuenburg und Bachheim, an Reinhart von Neuenekk. s. Anniversar I, p. 20, not. 4, sowie 1498 Georg von Allmendshofen Weiler und Burgstall Bruggen (Brugga) an der Brege an Heinrich von Fürstenberg veräußert. S. Kolb, Lexikon I, 175, s. v. Bruggen.

Jüngere Söhne des Geschlechts, Herrn „Fridrich von Almashoffen, Kilcher zu Ymmedingen“, Herrn „Hans von Almashofen, Kyrchherr zu Wolterting“, Herrn „Bikk von Almshofen, ein sant Johanser riter“ und viele andere, sowie die zahlreichen weiblichen Mitglieder, die beinahe massenhaft das Kloster Mariahof bevölkerten, soror Katherina von Almashofen die alt, soror Margareta und soror Anna, soror Dorothea Almashofferin conversa, soror Brid, soror Catherina, soror Frena, soror Anastasia, die „syben Schwestern von Almashofen“ und viele andere macht das Neidinger Anniversarium namhaft. Am 22. März feierte man das Gedächtnis einer „Luggi“, am 28. Oktober einer „Luggart“ von Almashoffen.

Als die meisten Besitzungen verkauft waren, wendete sich der Almenshofer Mannsstamm, bevor er gegen Ende des XVI. Jahrhunderts ausstarb, noch in moderner Weise der Industrie zu, und 1523 verlieh Graf Friedrich von Fürstenberg erblich an Philipp von Allmenshofen zu Immendingen und Genossen sein Bergwerk zu Hammereisenbach und Vallenbach samt Wasser und Wald zu Gewinnung aller Metalle.

Die bergmännisch interessante Urkunde s. Zeitschrift XII, 399.
Eine soror Anna von Almatzhofen war noch im XVII. Jahrhundert Nonne zu Neidingen. Anniversar I, p. 41.

Die im Allmenshofer Ried aus klarem Sandboden bewegt und klar aufquirlenden Quellen streiten mit den Flüßlein Brigach und Breg, welche laut Sprichworts die Donau zuwegbringen, sowie mit dem stillen, wohlummauerten Quell im Schloßhofe zu Donaueschingen um die Ehre, des Donaustroms echter Ursprung zu sein.

Seit dem Vater der Geschichtschreibung, Herodot, der von den Quellen des Ister bei der Keltenstadt Pyrene fabelte, und seit Tiberius, der nach der Bodenseeschlacht wider die Vindelizier als bewaffneter Tourist denselben nachspürte, bis auf den Kaiserlichen General Grafen Marsiglio, der den Bregachursprung bei Furtwangen in der österreichischen Herrschaft Triberg für den echten Donauquell erklärte, und bis auf des Schwarzwaldsklosters Sankt Georgen verordneten Vicarius perpetuus F. W. Breuninger, der 1719 in seinem „fons Danubii primus et naturalis oder Urquelle des Weltberühmbten Donaustroms" als guter Württemberger mit Leidenschaft nachwies, daß selbiger „in dem Reich der Natur, nicht zu Don-Eschingen, sondern anderswo, nämlich auf den Grenzen, wo sich das österreichisch und württembergisch Territorium miteinander auf das genaueste benachbarn", am Hirzwaldplateau im Ursprung der Brigach zu suchen sei — ein Satz, dessen Prüfung hinwiederum den Dr. U. G. Bucher 1720 bewegte, den Ursprung des Donauflusses „bei dem Durchlauchtigen Hause Fürstenberg zu erhalten," — seit diesen und andern bis zu streitbarer Erregung geführten Untersuchungen ist bekanntlich die Frage noch immer eine offene. S. Fickler, die Donauquellen und das Abnobagebirge der Alten, Karlsruhe 1840, und Waldner in Westermanns Monatsheften VII, 521.

Was nun die Quellen von Almenshofen und ihre Rangordnung unter den andern Donauquellprätendenten betrifft, so fühlte sich selbst der Vicarius perpetuus Breuninger genötigt, per parenthesin zu bekennen: „wann ich Don-Eschingen pro patria zu veneriren hätte, deme man ja alles schuldig ist, und wann weder Brig noch Breg daherumströmeten, mir aber allein die gesunde Vernunft noch übrig wäre, so müßte ich diese Quelle zu Almetshofen vor den eigentlichen Ursprung der Donau erkennen" l. cit. p. 329 — wie er auch als alte Ueberlieferung der Einwohner vermeldet, „vorzeyten habe dieses Flecklein Almetshofen Donauhofen geheißen, und wie man jetzt von Eschingen sage, daß die Donau da entspringe, so habe mans von

Almetshofen gesagt. Nachdem aber Don-Eschingen angewachsen, groß worden und Herren drein kommen, so habe man, weil auch ein schöner Brunnen drinnen sei, angefangen denselben vor der Donau Ursprung auszugeben, und damit es desto besser aufkomme, ihrem Flecklein von da nicht mehr Donau-, sondern Almetshofen geschrieben und gesagt, und den Ausfluß ihrer Quelle den „Brunnbach“ genennet.“

Und bestätigend erzählt Bucher im Ursprung der Donau p. 27: „Nachdem sich zwischen denen Besitzern des Dorffs Allmenshoven und denen von Doneschingen deßwegen ein Streit erhoben, weil jene ebenfalls eine bei Allmenshofen stark fließende Quelle einfassen lassen und vor den Donauquell ausgegeben, solchem nach unserm Doneschingen die Ehre, den Donauquell bey sich zu haben, disputirlich gemacht, sei durch hohen Ausspruch die in dem Donaueschinger Schlosse gefaßte Quelle für den ächten Donauursprung erklärt worden.“

Trotz des wider sie ergangenen Machtspruches sprudeln übrigens die Almenshofer vier Quellen noch immer kräftig und lebensfröhlich auf, und „wann es auff den Umfang der Quelle, die Größe und Vielheit des Wassers ankommt, so ist,“ — wie der Vicarius von Sankt Georgen energisch wiederholt, „diese Almetshofer unter denen drei Hauptquellen die vornehmbste.“ — Wer jedem das Seinige gönnt, der wünscht indes weder dieser harmlosen Frage vom Donauquell, noch jenen weltbewegenderen Fragen, die an den Donaumündungen des Austrags harren, Lösung durch das „Recht der Stärkeren“.

Die in hohes Altertum hinaufreichende Sitte, den Ursprung eines Stromes, dessen Wasser als besonders heilig und heilsam galt, durch Hineinspringen und Untertauchen zu verehren (siehe Runge, der Quellcultus der Schweiz), ist bezüglich des Quells im Schloßhofe zu Donaueschingen schon im 17. Jahrhundert als „alter Gebrauch“ dokumentiert und hat, im Charakter jener Zeit ausgeführt, zu manch derbem Scherz Anlaß gegeben. Die Fürstliche Bibliothek bewahrt einen braungebundenen Folioband in Goldschnitt, genannt das „Donauprotokoll“, welches Landgraf Ferdinand Friedrich († 28. Aug. 1662) im Jahr 1660 neu gestiftet hat, „demnach durch daß im Teutschlandt langwüriges verderbliches kriegswesen zu deme in dieser Gräffl. Fürstenberg Residenz Donauweschingen entspringenden weit berüembten Flus gehörendes Protocollum, worinnen Ertzhörtzogen, Hertzogen, Fürsten, Marggrafen, Grafen, Herren und Edle, welche altem gebrauch nach zu ainem Willkom und Ewiger Gedachtnus in disen Brun gesprungen, mit aigen hannden sich angeschriben, verlohren worden.“

Dies Donauprotokoll aus den Jahren 1660 bis 1665 enthält in deutscher und französischer Sprache eine Reihe lustiger, meist gereimter Einträge solcher, die den festlichen Willkommsprung getan und gleichsam noch triefend und frierend vom kalten Donaubad ihre Empfindungen bei diesem Abenteuer der Nachwelt aufzeichneten. Mit Doppelhaken oder Pistolensalven und Böllerschüssen wurden die Gäste, auch in kühler Zeit des Vorfrühlings, zum Sprung animiert, ein Tusch von Trompeten und Heerpauken begrüßte die Hineingesprungenen, ein stattliches Stengelglas, genannt die „Sackpfeife" und gefüllt mit „ehrlichem" Moslerwein, wurde den Frierenden zu innerer Erwärmung hinabgereicht und von ihnen auf das Wohl des edeln Hauses am Donauquell geleert. Im Torhäusel hinter dem Ofen war den also Getauften und vor Frost Zitternden Gelegenheit geboten, wieder in trockene Kleider zu fahren und einen Reim zum Eintrag in das Protokoll zu ersinnen.

Die von Urslingen.

Ursilinga — Urselingen — Irslingen, Dorf und Burg nordöstlich von Rottweil am Bach Schlichem, Stammsitz der freien Herren von Urslingen.

Die Bewegung, welche während der hohenstaufischen Reichskriege in Italien so manches oberdeutsche Adelsgeschlecht erfaßte und tapfere Degen von der heimischen Scholle hinweg in neue Wirkungskreise versetzte, eröffnete auch den Urselingern eine unerwartete Laufbahn. Siehe Uhland in Pfeiffers Germania I, 317.

Aehnlich wie sein Waffengefährte Markwart von Annweiler, welchem hohenstaufischer Dienst die Würde eines „Seneschall des Reiches, Herzog von Ravenna und Romaniola, Graf von Molisi" eintrug, wurde Konrad von Urselingen vom Kaiser Friedrich Rotbart 1183 zum Statthalter von Spoleto erhoben und mit der Herzogswürde bekleidet. Unter Kaiser Heinrich VI. Reichsverweser in Sizilien, nach dessen Tode 1198 von der päpstlichen Partei, der er vergeblich eine Abfindungssumme anbot, nach Deutschland zurückgedrängt, vererbte er seine glänzenden, aber unsicheren Ansprüche auf seine Söhne Rainald und Berthold, welche in engem Anschluß an den Hohenstaufen

Friedrich II. große Anstrengungen machten, ihr „Herzogtum Spolit" wieder zu erkämpfen, und es auch wirklich vorübergehend wieder erlangten. Als Friedrich II. sich 1228 zum Kreuzzug bereitete, ernannte er für seine Abwesenheit Rainald, den Herzog von Spoleto, zum Reichsverweser in Unteritalien. Sein Bruder Berthold war 1226 Statthalter in Tuscien.

Nach dem Untergang der Hohenstaufen definitiv aus Italien vertrieben, führten die Nachkommen dieser Brüder auf ihrer kleinen Stammherrschaft im Schwarzwald ihren Herzogstitel fort. Wie im XIV. Jahrhundert Werner von Urselingen als „Duca Guarnieri, gefürchteter Führer der großen Kompagnie, Feind Gottes, des Mitleidens und der Erbarmung", in Welschland hauste und die Vertreibung seiner Ahnherren mit Krieg und Raub zu rächen suchte (1342), ist bekannt.

Ebenso das schicksalernste Herabsinken des einst so romanhaft emporgestiegenen Geschlechtes, dessen letzter Rainald nach des Geschichtsschreibers Tschudi gröblichem Ausdruck „als ein armer verdorbener Bettelherzog zu Schiltach am Schwarzbach saß", seine Zeit in kleinlichen Fehden, Freibeutereien und Händeln mit seinen schwarzwäldischen Nachbarn zubrachte und um 1446 als ein bei den kaiserlichen Landgerichten vielverklagter und vielverurteilter Mann mit Helm und Schild zur ewigen Ruhe einging. S. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins VI, 474. XIV, 225.

Wer sich vollständig und urkundlich über die Urselinger zu unterrichten wünscht, findet reiche Literatur:

S. Fickler, die Herzoge von Urslingen, und Herrn von Rappoltstein in Kasts Archiv für Geschichte, Genealogie u. s. w. Stuttgart 1846.

F. X. Bronner, Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen. Nebst einer Geschichte der Herzoge von Urslingen, Aarau 1828.

Ihre Regesten von 1163 bis 1242, s. bei Stälin, wirtemberg. Geschichte II, §. 33, welchen aus Urkunden des Klosters Tennenbach noch eingereiht werden können:

1179. März 7. in castro Riegel. Egilolfus de Ursilingen.

1187. o. D. Straßburg. nobilis quidam de Ursilingen Egilolf.

1218. Novemb. 23. Malberc Reinaldus dux Spoleti.

S. Schriften des bad. Altertumsvereins, III. Jahrhundert, pag. 189 u. ff.

Die vom 26. Mai 1284 datierte Urkunde des Klosters Alpirsbach, welchem „Hainrich der Herzoge und ich Rainolt sin bruder, Herren von Vrselingen" Kastvögte waren, von Ger-

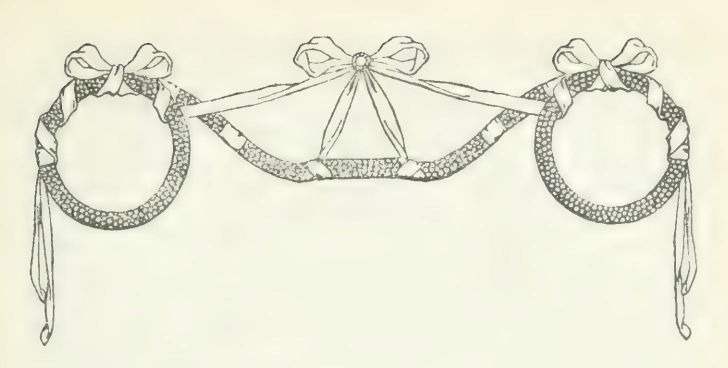
bert, hist. nigr. silvae II, 162 für verloren gehalten, s. in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrh. IX. 375 u. ff. —

Das Wappen der Urselinger, drei rote Schilde im weißen Felde, welches noch heutigen Tages ihre einstige Residenzstadt Schiltach führt, ist identisch mit dem der Freiherrn von Rappoltstein im Oberelsaß und mit dem der Freiherrn von Weinsberg. S. Wolfg. Lazius de migrationibus gentium, Basil. 1572 p. 141. — Zeitschrift IX, 431. XI, 247. XIII, 101.

Die eigentümliche Helmzier, ein bärtiger Mannskopf mit wallendem Haupthaar und hoher phrygischer Mütze, an die beliebte Herleitung der altfränkischen Geschlechter von den Trojanern erinnernd (quando iam nemo von Troiana sibi antiquitate atque origine placet . . . W. Lazius), fand der Schreiber dieser Zeilen auf einem urslingischen Grabstein ohne Inschrift im weltverborgenen Schwarzwaldklösterlein Wittichen, dessen „erbarn gaistlichen Frowen" im Jahr 1365 „Herzog Rainalt von Urslingen und fraw Beatrix von Teckhe sine eheliche hausfraw und herzog Cunradt Jr beeder Sune" zollfreie Durchfahrt an ihrem Zoll in Schiltach bewilligten. S. Fickler in Kasts Archiv, p. 28. not. 60. — Die Urselinger betrieben auch die Erzgruben um Heibach und bei Wittichen.

Reisebilder

Inhalt.



Vorwort.

In einer Sammlung von Scheffels Werken dürfen die „Reisebilder" in Prosa nicht fehlen, die der Dichter in sehr verschiedenen Stadien seiner Laufbahn auf Grund frischer Reiseeindrücke zur Veröffentlichung in Zeitschriften verfaßt hat. Er selbst hat die zerstreuten Aufsätze zwar nie zum Buche vereinigt, jedoch in seiner letzten Lebenszeit sich mit der Absicht hierzu getragen. Als sein getreuer Jugendfreund Schwanitz, damals noch Oberamtsrichter in Ilmenau, ihn zum letztenmal in Radolfzell besuchte, sprach Scheffel, angeregt von der Würdigung, die ich gerade kurz vorher diesem damals sehr wenig bekannten Zweige seines Schaffens im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" gewidmet hatte, öfters von seinem Vorhaben. Bald nach dem Hingang des Dichters wurde es von dem Verleger seiner Werke aufgenommen; mir selbst fiel die Aufgabe zu, für den neuen Band „Scheffel" das einleitende Vorwort zu schreiben.

Damals wirkte die Gabe für die große Mehrzahl der Vielen, die Scheffel um seiner Dichtung willen verehrten und liebten, als Ueberraschung. Was gleichzeitig die biographische Forschung enthüllte, fand in den farbenfrischen Schilderungen aus den rhätischen Alpen, dem Hauensteiner Schwarzwald, aus Venedig, den Tridentinischen Alpen und dem südlichen Frankreich, die einst in dem Zeitraum von 1851 bis 1857 in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, im Cottaschen Morgenblatt, im „Frankfurter Museum" und in Westermanns Monatsheften erschienen

waren, durch Scheffels eigene Feder ganz unmittelbare Bestätigung. Wie und wo, unter welchen Umständen die einzelnen Aufsätze entstanden sind, das findet der Leser dieser Gesamtausgabe in der Biographischen Einleitung (Bd. 1, S. 33—43, 63—67) und eingehender noch in den beiden Ausgaben meiner Scheffelbiographie, auseinandergesetzt. In jener Einleitung, S. 65, ist auch zu lesen, warum die Schilderungen aus dem Tridentinischen Tirol, die 1856 im „Frankfurter Museum" erschienen, zugunsten des „Tobliner Gedenkbuchs", das in die „Episteln" (siehe Bd. 4) gehört, für die folgende Zusammenstellung in Wegfall kamen; sie waren nur eine kürzende Bearbeitung des für den Heidelberger „Engeren" verfaßten „Gedenkbuchs". Welche Anregungen Scheffel auf diesem Gebiete seines Schaffens dem von W. H. Riehl in „Land und Leute" gegebenen Beispiel und Ludwig Steubs köstlichem Werk „Drei Sommer in Tirol" zu danken gehabt hat, findet sich gleichfalls in der Biographischen Einleitung angedeutet.

In ihrem Zusammenhang bilden die „Reisebilder" Scheffels ein diesen Büchern, Heines „Reisebildern", Gregorovius „Wanderjahren in Italien" ebenbürtiges Werk. Das subjektive Element in ihnen macht sie zu Fragmenten einer Selbstbiographie des Dichters; ihr objektiver Gehalt gibt ihnen einen bleibenden kulturhistorischen, ethnographischen und geographischen Wert.

Leicht lassen sich in den drei Reisebriefen aus den rhätischen Alpen und den Kultur- und Charakterbildern aus dem Hauensteiner Schwarzwald, dem Säkkinger Hinterland, reiche Spuren des Weges entdecken, auf dem der Dichter zur Gestaltung seiner Säkkinger Trompeterdichtung wie des Romans „Ekkehard" gelangte. Das ihm von den Eltern vererbte Interesse für die Kulturarbeit der Heidenapostel und Benediktinerbrüder im Gebiete der alemannisch-schwäbischen Ahnenheimat, die schon im Vater lebendige Vorliebe für die Landschaft des Oberrheins, die Sympathie für urwüchsig germanisches Volkstum im Gegensatz zu dem keltischen, die Freude an starker und großer Natur, der Alpenherrlichkeit in Nähe und Ferne, sind schon hier Grundelemente seiner geistigen Wesenheit. Neben den frischen Nachklängen des tiefen Anteils, mit welchem der Dichter die patriotische Erhebung des achtundvierziger Jahres und die Enttäuschungen vom Jahre 1849 erlebt hatte, ist das energische Aufklingen von neugewonnenen Stimmungen und Ueberzeu-

gungen vernehmbar, die dann im „Ekkehard“ eine Form dauernder als Erz gewannen. Oft blitzt der in den Liedern und Episteln für den Heidelberger „Engeren“ mit sprudelnder Laune gepflegte Humor aus dem Ernst der Belehrung in echter Feuchtfröhlichkeit auf. Der „Brief aus Venedig“ ist gleich Abschnitten aus dem „Tobliner Gedenkbuch“ im Laufe des Jahres 1856 im „Frankfurter Museum“ erschienen. Dieser Brief läßt uns ahnen, mit welcher Begeisterung Scheffel an die Ausführung des Planes gegangen war, das Venedig Tizians zum Hintergrund eines neuen kulturhistorischen Romans zu machen, in dem einem Deutschen eine Hauptrolle zugedacht war; wir sehen den Dichter, den 1852 der Glaube an den eigenen Beruf zur Malkunst nach Rom getrieben hatte, vor den Gemälden Tizians und Paul Veroneses zu der Erkenntnis gelangen, daß das Malen „kein Kolorieren von Kartons“ ist, sondern ein „eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes“ Denken und Schaffen. Am Schluß des Briefes kündet sich mit der trüben Zweifelfrage: „Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?“ die düstere Melancholie an, die nach der schweren Erkrankung in Meran über des Dichters einst so heiteres Gemüt für lange Zeit ihre schwarzen Schleier senkte. Diese skeptische Geschichtsauffassung begleitete ihn im folgenden Jahr in die Alpen der Dauphiné, auf dem Gang zum Kloster des Schweigens, der Großen Karthause, nach der Rhonestadt Avignon, wo einst sieben Päpste in siebenmal zehn Jahren residierten, nach dem Quell von Vaucluse, wo er im Rückblick auf Petrarcas glänzendes Dichterlos mit Humor und Satire den eigenen Kleinmut bekämpfte, der an der Zukunft seines Dichterloses verzweifeln wollte. Die „Skizzen aus dem Elsaß“, 1872 für „Ueber Land und Meer“ geschrieben, führen den Leser dann in die Stimmung patriotischer Befriedigtheit ein, die den nun so erfolgreichen Gaudeamusdichter nach den großen deutschen Waffensiegen beseelte, welche dem geliebten Vaterland die ersehnte Einheit und den „verlorenen Sohn“, das Elsaß, der Mutter wieder zurückbrachten.

Scheffels Reisebilder sind aber auch in poetischer Beziehung eine wertvolle Ergänzung der von ihm selbst herausgegebenen Werke. Auch wenn der Dichter zum Forschen in die Berge zog, begleitete ihn nicht nur das Wissen eines kenntnisreichen Historikers und Ethnologen, der Geist eines über die Probleme der Menschheit nachsinnenden Humanisten, der Beobachtungs-

sinn eines Naturkundigen, dem der Hammer des Geologen im Rucksack nicht fehlte, sondern vor allem doch auch sein beim Anblick schöner Landschaft stets froh aufjubelndes Herz und zwei klare Augen, die durch die scharfen Brillengläser mit der Schönheitsliebe des Poeten und der Schönheitskunde des Malers in die Wunderwelt der Schöpfung schauten. Die Begeisterung für die Großartigkeit der Alpennatur, die ihn zum Dichter der Säntiskapitel im „Ekkehard", zum Sänger der „Bergpsalmen" machte, die Sehnsucht nach dem Süden, die aus seiner Seele in die Jung Werners überging, der historische Sinn, dem sich überall die Baudenkmäler der Vergangenheit mit dem Leben ihrer Blütezeit füllten, standen bei Scheffel stets im Bunde mit jener urdeutschen Wanderlust, wie sie schon die fahrenden Schüler und fahrenden Sänger im Mittelalter beseelt hat. Und während das in seiner Jugendzeit erst zur Entfaltung gelangende Eisenbahnwesen dem Verkehr der Menschen auf Reisen eine Fülle poetischen Reizes entzog, erhob er mit immer größerer Ausschließlichkeit zum Gegenstand seines Dichtens die Poesie des echten, abenteuerfrohen Wanderns zu Fuß über Berg und Tal, ohne viel Gepäck und ohne ängstlich eingehaltenes Ziel — „in die weite Welt", wie's im Volksmund heißt . . .

„Mag lauern und trauern
Wer will hinter Mauern —
Ich fahr' in die Welt!"

Diese Wanderlust ist auch seiner Reiseschilderungen in Prosa klingende Seele.

Johannes Proelß.



Aus den rhätischen Alpen.

(1851.)

Die Abendglocken waren verklungen, und das leise Glührot, das von den fern aufsteigenden Spitzen der Rhätikonkette ins Tavetscher Tal grüßend herübergeleuchtet hatte, war in das Nebelgrau der Dämmerung übergegangen, als wir von den Höhen von Chiamut und Rüäras herab im alten Dissentis eingezogen. Wer über die gefährlichen Päsſe der Oberalp herübergeklommen ist ins Bündner Land, der denkt des Abends, nicht minder als an rauhe Schönheit zurückgelegter Gebirgspfade, auch an sichere Herberge zur Pflege der müden Knochen. Diese findet er aber zu Dissentis am Fuß der weitaufsteigenden Klostermauern in hinreichender Fülle.

Bei würzigem Valtelliner Wein, in dessen Unvermeidlichkeit in diesem Gebirgsstrich sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd, verschwinden die kniezerbrechenden Erinnerungen, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens läßt sich, wie am heimischen Winterabend, von alten Geschichten plaudern.

Dissentis selbst und der bis jetzt durchwanderte Teil des Oberlandes geben hinreichenden Stoff hiezu.

Leider haben die Kämpfe der französischen Revolutionszeiten hier die urkundlichen Quellen alter Klostergeschichte vernichtet.

Als 1799 der Bündner Landsturm gegen die Franzosen auszog und die unberufenen Gäste aus dem ganzen Vorder-Rheintal bis gegen Chur hinab gejagt hatte, wurden zu Dissentis gefangene Soldaten von den Landstürmern niedergemacht. Noch zeigt man die enge Gasse.

Des zur Sühne zog Lecourbe wieder herauf und ließ Dorf und Kloster in Asche legen. Dabei ist auch alles, was die Bibliothek an alten Handschriften besaß, zugrunde gegangen.

Aus den unvernichtbaren Urkunden der Geschichte — Orts- und Leutenamen — läßt sich aber noch mancherlei entziffern.

Daß in diesen hintern Gründen des Rheintals bis in die Anfänge christlicher Zeit Wildnis und Wüstenei gewesen, in die nur der keltische Urbewohner jagend oder viehhütend vordrang, zeigt der Name des Klosters — Disertina — Einöde, sowie die Namen der talab gelegenen Dörfer Sumvix und Surrhen (summus vicus und summum Rheni), deren Häuser einst die letzten Vorposten der Talbewohner waren, bis der unvergleichlich sichere Blick der ersten Diener der Kirche diese Wildnis auswählte, um von hier aus dem Kreuze und christlicher Kultur auch die Quellen des Vorder-Rheins und die wilden Seitentäler am Fuß der Cornera und der Medelser Hörner dienstbar zu machen.

Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Dissentis aus, und die Kolonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigentages noch der Landamman dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (Ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Tälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Ausbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi rc. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Tal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras rc. haben weder germanische noch romanische Taufpaten gehabt.

Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch großenteils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit Ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn, gehören, Caflisch (flisch belgokeltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch) stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Professor Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat) —

ähnlichen Wortbildungen haben die Cadusch, Camenisch, Carim ihre Namen zu danken, und in spätern Zeiten, als schon romanische Vornamen ins Tal gekommen waren, wurden die, so im Haus des Jakobus oder Albertus ihren Unterschlupf hatten, in altkeltischer Analogie die Cajakob und Cadelbert geheißen.

Denjenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Urvolks um „Lebens- und Staatsweisheit" in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigentümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Cajakob und Caflisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach „gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindewesen und Eigentumsrecht" — wie uns Brosi in seinen Kelten und Alt-Helvetiern, Solothurn 1851, sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll.

Unten im Wirtszimmer saß der junge Führer von Rüäras, ein schmucker, schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Totenschlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte, wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romanisch von einer „zarten, schönen und rosenfarbigen" Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein kecker Bursche zu „Kilt" gehen will, aber mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird, wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast."

— und Wechselsang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen.

Nach festem Schlummer, wie er einem, der über die Oberalp gestiegen, ziemt, und ohne Traum von Bestien der Wildnis oder den Geistern der keltischen Talbewohner, wurde des andern Tags eine Umschau in Kloster und Kirche gehalten.

Im Kloster, wo zur Zeit nur zehn Benediktinerpatres versammelt sind, waren überall noch die Spuren des Brandes er-

sichtlich, der vor wenig Jahren dasselbe wiederum heimgesucht hatte. In Zellen und Refektorium war emsiges Arbeiten von Schreinern und Zimmerleuten; auch waren Sachkundige beschäftigt, die Zellen mit den eigentümlich alttraditionellen Oefen zu versehen, die wohl, außer im Graubündner Oberland, nirgends vorkommen.

Auf kurzen Steinfüßen werden gewaltige granitähnliche Platten zu einem länglichen Würfel zusammengefügt und mit einer mächtigen Oberplatte gedeckt, so daß der Ofen einem antiken Sarkophag gleicht, und wenn etwa an den Seitenwänden noch einige Reliefs von fabelhaften Tiergestalten angebracht wären, wie sie über Tor und Fenstern an den Engadiner Häusern so grotesk sich finden, so läge dem Antiquarius die Versuchung nahe, altrhätische oder etruskische Reminiszenzen aufzufrischen und den Uebergang vom Sarg des Lucumonen in den Oberländer Ofen der Gegenwart nachzuweisen.

Die nicht alte Klosterkirche, vom letzten Brand zwar nicht versehrt, hat an Architektur oder Denkmälern nichts Bedeutendes.

Grauer Wolkenschleier hing von allen Bergkuppen ins Tal herab, als wir, dem jugendlich brausenden Vorder-Rhein entlang, den Weg gen Ilanz und Reichenau hin antraten, und die guten Freunde vom Abend zuvor, der vielgezackte Sixmadaun und der hochaufstrebende Crispalt im Rücken, sowie die ferne Rhätikonkette geruhten unsichtbar zu sein.

Der Weg bis Trons ist von wilder Schönheit im einzelnen. Chaotisch übereinandergehäufte Felsstücke erinnern daran, daß auch die Höhen der Gebirge alt werden, verwittern und talabwärts stürzen; über malerischen Steintrümmern, die oft bis in den Rhein herein gehen, wächst die Tanne und das feinstgeformte Nadelholz, die Lärche; einfache Brückenstege führen über die Bergwässer, die aus allen Ritzen und Spalten herab dem jungen Rhein neuen Zuwachs bringen; eine Reihe von Studien für den Landschaftsmaler, die er an den gewöhnlichen Malerplätzen in Tirol und dem bayerischen Hochland so gewaltig nicht vorfindet. Am Fuß des Medelser Gebirgsstockes, auf rechtem Rheinufer, braust aus der Schlucht Conflons hervor ein stärkeres Gebirgswasser, mit Unrecht als „Mittel-Rhein" den beiden andern Rheinanfängen gleichgestellt. An dessen Pfaden zog einst fränkische Heeresmacht unter Pipin ins Leventinertal und nach Welschland hinüber.

An vielen Punkten des Weges ist die Vegetation von mas-

sigem Steingeröll und Gefelse überschüttet; gegen solche Erd- und Lawinenstürze schafft sich der Talbewohner durch Brustwehren und Mauerwerke nur spärlichen Schutz und wird selbst oftmals ein Opfer des Bergfalls.

Ueber Compadiels, wo im spitzbogigen alten Kirchlein mannigfache Votivtafeln zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr und Lawinen aufgehängt sind, und über Sumvix erreichen wir das Dorf Trons.

Links an der Straße vor dem Dorf steht eine Kapelle und neben ihr ein ehrwürdiger Zeuge alter Tage, ein verwitterter Ahorn. Mark und inneres Holz sind längst verschwunden, aber in ungeheurem Umfang wurzeln noch die äußern Rindenwände des hohlen Baumriesen in der Erde — Zigeuner haben vormals hier innen hinreichenden Platz zum Nachtlager gefunden, jetzt hat neuere Pietät ihn mit schützendem Gitter umzogen. Krone und Aeste sind abgestorben, aber aus einer Seite ist ein knorriger Sproß herausgewachsen und umlaubt mit frischem Gezweige den greisen Stamm.

Daß wir hier am Grütli der Graubündner stehen, ist an der nahen St. Annakapelle in Wort und Bild zu lesen.

Deutsches Lehenswesen hat seit karolingischen Zeiten auch in den wilden Tälern des rhätischen Oberlandes Wurzel gefaßt. Als kaiserliche Grafen und Lehensträger des Bischofs von Chur herrschten neben dem Abt von Dissentis deutsche Herren von ihren Burgen aus über das romanische Land.

Sämtliche Trümmer der gebrochenen Burgen tragen deutsche Namen: Saxenstein, Rinkenberg, Pultlingen zc. Im Tal des Vorder-Rheins aber und auf den Höhen der Gebirge saß in kleinen Dörfern oder abgelegenen Sennhütten das rhätisch-romanische Landvolk. Schwerer Druck der Herrschaft drang zu den wenigsten durch.

Seit gotischen oder fränkischen Tagen waren hier ein einfaches Gemeinwesen und Verbindungen einzelner Gemeinden emporgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburteilung der Verbrechen und Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Föderation,

die kein Resultat künstlich abstrakten Systems, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war.

Zur Zeit, als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt vom fremd duftenden welschen Wein, den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargetan.

Der Kastellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der Landvogt von Guardavall im Engadein, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Satz und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen" in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat.

Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Roheiten seiner Kastellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadin und Schamser Tal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Fardün und Realt wurden gebrochen, und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren, die er dem Jan Caldar gewürzt hatte.

Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hilfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorder-Rheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zu Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abge-

ordnete, die sie, wie die Chronik sagt, „freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Grenzen ihrer Herrschaft zu verbannen, mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in ihren ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen." Leider war eine Graubündner Zeitung nicht vorhanden, welche zum energischen Einschreiten gegen sotane Anmaßung raten konnte — die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten.

Also kamen im März 1424 der Abt von Dissentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren Brun von Rhäzüns zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt und getreue Eidsgenossenschaft, „so lange Grund und Grat stehen," in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Dissentis, und was sie schwuren, haben sie redlich gehalten.

Das war der obere oder graue Bund — la lia grischa — umfassend das Rheintal bis Reichenau, mit den Seitentälern von Medels, Lugnetz und Savien, bis hinab wo aus den Gletschern des Rheinwalds der Hinter-Rhein entströmt und das Misoxer Tal sich gen Welschland hinstreckt. Und der gedieh in starker Mannhaftigkeit und hatte guten Klang ringsum — ein Vorbild für die spätern Unionen des Gotteshausbundes und des Bundes der zehn Gerichte im Prättigau und Davos.

Des zum Gedächtnis trägt die Kapelle neben dem Ahorn an beiden Seiten des Eingangs, zwei Freskobilder: die Stiftung des Bundes und die letzte Wiederholung des Schwures im Jahre 1778, wo freilich die Epigonen in Perücken und dem geschniegelten Rokokoanzug einen leibhaftigen Kommentar zum alten Reimspruch geben, der in kerniger Weise die Entstehung des Bundes preist und am Ende sagt:

Von diesem Freiheitsbund
Sind wir in wahrem G'nuß;
— Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' jeder selbst den Schluß.

Daß die von einem Meister Kühlental renovierten Bilder einen Sachkenner weniger an moderne Historienmalerei als an die Art, wie man, den Fliegenden Blättern zufolge, in Breslau Wandmalerei treiben soll, erinnern, darf hier nicht gerügt werden, da auch die Kunst einige tausend Fuß über der Meeresfläche dem Schicksal der italischen Einwanderer in den Alpen unterliegt: durch die Gegend selbst verwildert werden. („Quos loca ipsa efferarunt.“ Liv.)

Der Bund von Trons ist, wie die andern Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grat der Alpen“ der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubischer Verehrung gehalten, und wenn die Oberländer Schützen talab nach Chur oder ins eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon aufs Käppi zu stecken.

Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzüns und Sax sich im stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's getan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten.

Inzwischen hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet und schüttete so intensiv, daß beim homerischen Ziegenbraten im Wirtshaus der Entschluß reif wurde, den Weg zu Wagen fortzusetzen, wiewohl erst in Ilanz eine sogenannte Poststraße beginnt. Daß auch Fuhrwesen und Rosselenker in diesen keltischen Talgründen sich eines primitiven Zustandes erfreuen, sollte uns bald klar werden.

Ein zwischen Wagen und Karren die glückliche Mitte haltendes offenes Fahrzeug war bald herbeigeschafft — in Form und Konstruktion wohl wenig von jener Esseda unterschieden, auf der in der Schlacht von Sentinum, nach Livius, dereinstmals die keltischen Gallier „unter Schnauben der Rosse und Getöse der Räder“ zum Schreck der Römer mitten ins Reitergefecht hereingefahren kamen.

An einfacher Deichsel wurde ein Klepper angeschirrt; die Stelle des Leitseils vertrat ein aus roher Ochsenhaut zugeschnittener Lederriemen. Dieser aber ruhte in den Händen des würdigsten aller Wagenlenker — Joseph Antony hieß der Biedere.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigentümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner", die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug.

Das Institut der Peitsche war bis hieher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer" Sprache, wie sie in anderen romanischen Tälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, Schliatt' aura" (schlecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl" — „liderlich Kerli", woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt. Soll ich weiter erzählen von der holperigen Fahrt über Stock und Stein und von jener eigentümlichen Stimmung, die sich bei völliger Durchnässung und halbzerbrochenen Knien so harmonisch ausbildet? Infandum regina jubes. An Tavanasa, an der auf der Höhe des Berges stehenden, mitten im Romanischen deutsch redenden Gemeinde Waltersberg, an der Mündung des schauerlichen Panixerpasses, auf dem einst Suwarow seine Russen das Bergsteigen lehrte, vorüber führte der

Pfad in die „erste Stadt am Rhein", nach Ilanz, allwo der Wirt zum Kreuz mit dem vollen Selbstgefühl eines Posthalters auf unser Fuhrwerk herabschaute.

Warmer Valtelliner und eine riesige Lachsforelle im dortigen Gasthof versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsers Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann bringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheintales, und der Urenkel Joseph Antonys ruft der Lokomotive etwa als Heizer sein Alto! hé bougre! so intensiv zu als sein Ahn heute unserm Rößlein. Solche Perspektive in die Wechselgänge der Weltgeschichte suchten wir dem biedern Antony zu eröffnen; er aber schüttelte sein greises Haupt träumerisch und ging nach dem Stall.

Den grauen Mauern und Türmen von Ilanz schenkten wir keine Aufmerksamkeit. Einen Blick in die Einfachheit der Formen, in welchen heutigen Tages die Demokratie im Bündner Oberland gehandhabt wird, gewährte das Fremdenbuch des Gasthofs. Zwischen den dünn gesäeten Namen der Reisenden erscheint hie und da ein Eintrag des Inhalts, daß sich aus den Hochgerichten des grauen Bundes die Abgeordneten dahier eingefunden und die auf zwei oder drei Jahre verfassungsmäßig bestimmte Wahl der Funktionäre am Bezirksgericht, der Geschworenen u. s. w. vorgenommen hätten. Sodann sind das Resultat der Wahl, die Zahl der für die Gewählten abgegebenen Stimmen und Namen der Gewählten verzeichnet und der Akt abgeschlossen; das Fremdenbuch ist somit zugleich öffentliche Urkunde und Wahlprotokoll.

Der Fahrweg zieht vom linken Ufer des Vorder-Rheins bei Ilanz seitwärts dem Gebirge zu, in gewaltigen Windungen bergansteigend. An zwei hellen kleinen Seen liegt das Dorf Lax mit altertümlichen Herrenhäusern. Daß der Adel, der sich hierlands erhielt, in späteren Zeiten der schwäbischen Ritterschaft zugeteilt war, zeigt eine Wappenschrift am Hause weiland Herrn Johann de Corays' von und zum Seblen von 1617, der sich als „Kavalier

des heiligen römischen Reiches und der Ritterschaft des Viertels am Neckar, Schwarzwald und der Ortenaw" kundgibt.

Bei Flims hat sich ein vom Tschingelshorn herabkommender Bach sein Bett durch eine wilde Bergschlucht gewählt und braust, tief unter der Straße, dem in engem Tal fließenden Vorder-Rhein entgegen.

Noch eine Wendung — an den alten Mühlen von Trims vorüber — und auf steilem Felsgrat steigen die Trümmer der Veste Hohentrims auf, einst als Anhalt und Schutz für lombardische Heereszüge vom Franken Pipin erbaut.

Das Dorf schmiegt sich terrassenförmig an den Berg, und tief unten öffnet sich das Tal, durch welches der Hinter-Rhein vom Splügen her kommt, um sich bei Reichenau dem vordern zu einen. Eine prachtvollere Umschau als von hier hat Graubünden nicht.

Rückwärts ragen die hohen Hörner glarnerischer und Oberländer Alpen über das vordere Rheintal, das sich hier mächtig ausweitet; in der Tiefe vor uns glänzen die hellen Dächer von Reichenau, nordöstlich schaut Chur aus dem Seitental der Plessur herüber, überragt vom fernen Scesa Plana, üppige Felder und Waldungen ziehen sich in dem von beiden Rheinarmen gebildeten Delta an die weißgrauen Nagelfluhhöhen hinüber, von denen herab sich die Mauern des alten Schlosses Rhäzüns (Rhætia ima) im Hinter-Rhein spiegeln, und über Rhäzüns hinüber streift der Blick in das burgenreiche Tal Domleschg, das sich gen Thusis hin zusammenzieht bis an die durch zusammengepreßte Felswände weiter zum Splügen führenden Schluchten der Via mala. Die wilden Berghöhen ringsum, die reiche Vegetation an den Ufern der beiden Rheine, wo jetzt neben düstern Arvenstämmen Kastanie und Nußbaum gedeihen, Dörfer und Schlösser in der Ferne und als Vordergrund das gewaltige Hohentrims — alles wirkt hier zu einem Landschaftsbild zusammen, des farbenkundigsten Meisters ein würdiger Stoff.

Steil ab über Tamins fällt die Straße nach Reichenau herunter. Im schönen Garten des Schlosses der Herren von Planta Reichenau läßt sich die Einigung von Vorder- und Hinter-Rhein, die beide hier von alten Holzbrücken überbaut sind, nochmals überschauen.

Die Geschichten von Ludwig Philipps erstem Exil dahier, der als Mr. Chabaud 1793 Mathematik lehrte, den auf breiter Heerstraße am calandabedrohten Dorf Felsberg vorüber nach

Chur führenden Weg, Chur selbst samt seinem kürzlich entdeckten Mosaikboden überlassen wir andern Schilderungen, nehmen von Joseph Antony von Trons wehmütig Abschied und brechen weiter auf — engadinwärts.

Von Chur südostwärts steigt die Straße gen Malix hin und führt durch kühle Fichten- und Lärchenwälder bald in das Gebiet des Zehngerichte-Bundes. Hiezu gehört, am Fuß des Rhätikon und an der Grenze des vorarlbergischen Montafun, das Prättigau im Tale der Landquart bis zu deren Mündung in den Rhein, wo in der Herrschaft Maienfeld und Malans der goldgelbe rhätische Rheinwein kompletter (— et quo te carmine dicam, rhaetica vitis?) von der Sonne ausgekocht wird; ferner das Schalfiker Tal an der Plessur und das in die Klüfte des Scaletta und der nach dem Engadin herabfallenden Berghöhen sich einbuchtende Davos.

Die zum Teil auch germanischen Landeinwohner hatten auf gleichen Grundlagen wie die Oberländer sich eine Dorfschafts-, Gemeinds- und Gerichtsverfassung geschaffen, die sich weiter zum Zehngerichtebund föderierte, einst Herrn Friedrich von Toggenburg untertan, nach dessen Tod in den Wirren des Erbstreites sich schlau von der Herrschaft losmachend (1436). Auf dem Rücken der Berge, die rechts über Malix aufsteigen und sich nach dem Domleschg herabsenken, stößt das Land der Zehngerichte mit dem des grauen und Gotteshausbundes zusammen — grüne Alpen und Triften, von Ziegen und Rindvieh beweidet, strecken sich bis zur Höhe der beschneiten Felsgipfel hinauf.

Bei Churwalden, wo neben der alten Kirche ein burgartiges Gebäu mit Zinnen und Erker als trefflicher Vordergrund die Landschaft abschließt, streift der Blick zum letztenmal über das Schalfiker Tal hinüber zu den Massen des Rhätikon und der über andern Schneefeldern und Kuppen sich aufgipfelnden höchsten Spitze, dem Scesa Plana.

Wer in romantischer Pietät Lust hat, mag in der Kirche am Grabmal Freiherrn Donati von Vatz', zubenannt der Grausame, ein Paternoster beten. Ihm war im vierzehnten Jahrhundert ein groß Stück von Graubünden untertan, und noch jetzt leben einzelne Züge von ihm: wie er gefangenen montfortischen Kriegsknechten, die vor nahem Hungertod um Erbarmen riefen, erklärte, „solcher Singvögel Gesang klinge ihm äußerst angenehm," und wie er in physiologischen Studien drei trunkenen Untertanen

den Leib aufschneiden ließ, um die Wirkungen des übermäßig genossenen Weines zu ergründen — mit Grauen in der Sage des Volkes, die den anderweitigen Umstand, daß er sonst „gelehrt in geistlichen und weltlichen Rechten war," völlig unberücksichtigt läßt.

Auf bergiger Hochebene liegt das saubere Alpendörfchen Parpan, dem bayerischen Partenkirchen nicht unähnlich.

Ueber die Heide, in deren torfigem Sumpfboden grünweiße Seen die Spitzen des Gebirges abspiegeln, ist die Höhe des Gebirgskammes, 5000 Fuß, bald erreicht; zugleich auch wieder ausschließlich romanisches Sprachgebiet, dem Dialekt des Oberlandes unähnlich und mehr dem Ladin des Engadins verwandt.

Kurz ehe man nach Lenz hinabsteigt erschließt sich eine weite Umschau ins Oberhalbsteiner Tal hinab. Links ragen die schneeigen Häupter der Tiefenkastener Alpe empor und die Kette des Piz Err, der sich bis an den Julier-Paß und nach dem Quell von St. Moriz im Engadin hin erstreckt; rechts der hohe Suntail, Grenzscheide zwischen Oberhalbsteiner und dem von der Via mala durchschnittenen Schamser Tal; warme volle Abendbeleuchtung lag auf den Spitzen der Gebirge und schnitt die schneeweißen Umrisse klar aus der Himmelsbläue heraus; von der Mitte der Berge an, in die Tiefe des Oberhalbsteiner Tales herab, zog sich ein herbstlicher, durchsichtig dunkler Duft.

Unten im Oberhalbsteiner Tal, das so ziemlich der Mittelpunkt aller rhätischen Täler ist, steigt zwischen grünen Wiesen und Höhen der Kirchturm von Vazerol auf. Hieher zogen im Jahre 1741 die Boten der Gemeinden und Hochgerichte aller drei Bünde, hier wurden der Verein deren von der Lia Cadé (Gotteshausbund), der Lia Grischa (graue Bund) und der Lia dellas deschdretturas (Zehngerichtebund) beredet und im Vazerolschen Bundesbrief die drei Föderationen eng und fest zusammengefügt und solche Einigung mit Handschlag und Schwur für alle Zeiten bestätigt.

Hiemit war das Föderativsystem, das in Graubünden wie nirgends seine organische Entwicklung gefunden hat, zu seiner letzten Spitze aufgebaut, und die späteren Kriege und die Schlacht in der Malser Heide, wo 20 000 Graubündner das feste Lager der Tiroler stürmten und die Landsknechte Kaiser Maximilians dauernd von ihren Grenzen abtrieben, zeigten, welche Kraft sotaner Union in ihren Anfangszeiten innewohnte.

Wir marschierten auf dem von Lenz seitab führenden Pfade, dem Davoser Landwasser entlang, am Fels, der die Trümmer von Belfort trägt, vorüber, in der Abendstille nach Dorf Alveneu. Der Ortsname „Alba nova" erinnert, daß wir schon in den Regionen angelangt sind, wo etruskische Einwanderer, einst aus Furcht vor dem Gallier oder Hannibals Scharen in die Alpenwildnis geflohen, sich eine zweite Heimat gründeten.

Zu solchen Erinnerungen gehören auch, außer dem, was Engadin, das klassische Etruskertal, bietet, im nicht fernen Scharans das alte Rhätusbild, das die Linde umarmt, und die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla hausenden Catilinas.

Unten im Tal der Albula glänzten die Lichter des Bades Alveneu, dessen Räume für heute Labung und Herberge gewährten.

Alveneu gehört, sowie Fideris im Prättigau und der Sauerbrunn von St. Moriz im Engadin, zu den bedeutendsten Bädern Graubündens; aus reichhaltiger Schwefelquelle, in der weißliche Schwefelansätze wie Polypen ihre Arme zitternd ausstrecken, wird das Wasser zum Baden und Trinken geschöpft. Draußen „im Reich" scheint dies Bad, das freilich auf seiner Bergeinsamkeit auch manchem Schweizerreisenden unentdeckt bleibt, noch nicht bekannt zu sein; die Liste der Badgäste weist nur Engadiner und Kranke aus den benachbarten Tälern auf. Mangel chemischer Kenntnisse verhindert uns, durch Analyse der Quelle den Leidenden einen Fingerzeig nach Alveneu zu geben, und das, was in der „Beschreibung der berühmten Bäder in der Schweiz" unter den günstigen Zeichen der Alveneuer Gesundbrunnenkur angeführt ist, nämlich außer „allgemeinem Wohlbehagen" und andern Symptomen auch „starker Badausschlag", „Oeffnung verborgener Schäden, Wiedererscheinen vertriebener Husten, Schmerz einzelner Teile," klingt für den Laien etwas stark uneinladend.

Den Komfort anderer Bäder sucht man in Alveneu vergebens; es erglänzt kein Konversationssaal im tausendfach strahlenden Licht der Gaskandelaber, es klingt keine Roulette und kein „le jeu est fait, rien ne va plus!" — kleine Zellen geben dem Badegast notdürftigen Raum, und die einfache Tafel, wozu übrigens die Albula gediegene Forellen liefert, schafft hinlänglichen Lebensunterhalt. Ersatz für andern Defekt gewährt aber die würzige Alpenluft und dem, der die Augen dafür offen hat, der

Blick in die nahe Gebirgswelt, wo das Rothorn und der Erosa-stock, Züga und Silberberg, Tinzenhorn und Surawa auf-steigen.

Dem Wildbach Albula entlang, am romanischen Filisur vor-über, waren wir bald an den Bergwerken von Bella Luna. Schacht und Schmelzhäuser aber stehen verlassen; das Glückauf der Bergknappen ist verstummt, und nur wenige Erzstufen vor den Fenstern eines Hüttenverwalters mahnen an den dereinstigen Silberbau. Jetzt, nachdem der schlesische Graf Renard vergeblich und mit großen Opfern das Werk wiederzubeleben versucht hatte, wird nur noch spärliches Eisen gewonnen.

Enger und wilder rücken die Felswände auf beiden Seiten der Albula zusammen, die gewaltige Felsschlucht, der Bergüner-stein — an die St. Gotthardsstraße bei der Teufelsbrücke er-innernd — beginnt. Ein kecker Weg, seit Jahren durch den Felsen gebrochen, führt durch diese Klamm, senkrecht fallen die Felswände ab und 600 Fuß tiefer braust die Albula.

In dieser Oede war ein passender Ort, abermals Herrn Donati von Vatz' zu gedenken, der mit Hilfe der Waldstätte hier dereinst die Streitmacht des Stifts von Chur und derer von Montfort aufs Haupt schlug und die Ueberwundenen in Schlucht und Tiefe der Albula versprengte, so daß, wie der treff-liche Chronist Guler von Wynegg erzählt, noch zu seiner Zeit Streitkolben, Morgensterne, Sturmhauben und Spieße allda ausgegraben wurden.

Jenseits des Bergüner Steins wird's lichter. Ein grüner Hügel steigt inmitten des Tales auf mit zwei Steinsäulen, die aber, wie vielleicht auch die zwei Säulen am Julier, weder römische Meilenzeiger noch dem Sonnengott Jul geweihte keltische Steindenkmale sind, sondern einfach das Attribut des Hoch-gerichts von Bergün, der Galgen. Und wie schön erglänzen hüben und drüben die Schneespitzen im Sonnenschein! Zu dieser Land-schaft als Staffage gehört notwendig ein Zug des peinlichen Hals- und Malefizgerichts, der unter Glockenläuten vom Bergüner Turm einen armen Sünder, etwa ein Zigeunerlein, so den roten Hahn aufgesteckt, oder einen versprengten biedern Landsknecht aus dem Schwabenkrieg, der nach alter Gewohnheit marodiert und die Sprache der Täler mit den schönen Worten „mordriar“ und „plündriar“ bereichert hatte, zum letzten Gang hinausführt. 's muß manchem, der unterwegs zum blauen Himmel hinaufdachte:

„Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt!" das Sterben am Bergüner Galgen gar bitterlich gewesen sein.

Solcherlei leichtfertige Gedanken hörten im düstern Wirtshaus zu Bergün gänzlich auf. In der getäfelten Stube saßen zwei alte Frauen, die Großmutter des Hauses und ihre Schwester, schwarz angetan, die wir beim Eintritt aus ihrer Andacht aufstörten. Auf dem Schrank oben standen, wie in den meisten Engadiner Häusern, die schwer eingebundenen Folianten der Bibelübersetzung in die Sprache des Tales, sowie die ganze kirchliche Literatur von Gebetbüchern, geistlichen Gesängen und Psalmen, wie sie von glaubenseifrigen Pastoren des Unter-Engadin im 16. und 17. Jahrhundert geschafft worden war. Die zwei alten Sibyllen hatten sich ein deutsches Erbauungsbuch, Sammlung altprotestantischer Kirchenlieder von weiland Pfarrherrn Schmidli zu Wezikon herabgenommen und, des nahen Todes gedenkend, ein zum Absterben vorbereitendes Lied gelesen, das da anfängt:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei.
Kommt, stärket euren Mut,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern,
So ist das Ende gut.

Dies seien, wie die Großmutter selbst sagte, seit Jahren ihre Lieblingsgedanken; was sie jetzt noch lebe, sei nur Vorbereitung zum Tode!

Das ganze Gebaren der zwei Frauen hatte etwas unmittelbar Imponierendes: einfach, starr, streng saßen sie unter ihren romanischen Bibeln und Erbauungsbüchern; hier war noch ein Stück althugenottisches Wesen, und unwillkürlich gemahnten die beiden Alten mit ihren scharf ausgeschnittenen Gesichtszügen und ihren schwarzen Gewändern an jene Zeiten, wo die Bekenner Calvins, trotz Druck und Verfolgung, in den Höhlen der Cevennen nächtlich den Predigern der neuen Lehre lauschten und dem Martyrium freudig entgegensahen.

In diesen Tälern lebt unverfälschter, echter Protestantismus. Seit 1525, wo im rauhen Tal Sankt Antonien im Prätti-

gau zuerst die Messe abgeschafft worden, waren die Schüler Calvins im Ober- und Unter-Engadin und selbst im Gotteshausbund unermüdlich in Verbreitung der neuen Lehre tätig gewesen, und nach harten Disputationen, die oft ein Ende nahmen wie weiland die Räubersynode, entschied sich das Landvolk ringsum für den Glauben der Reformatoren und hielt ihn dann mit der eigenen Zähigkeit des Gebirgsbewohners in Kampf und Not späterer Tage fest.

Die Verschwörung des Abtes Schlegel von St. Luzien und des Bischofs von Chur mit den Medizeern zur Ausrottung der evangelischen Lehre kostete ersterem das Leben durch Scharfrichters Hand; aber auch die Wiederholung Parisischer Bluthochzeit, die ums Jahr 1620 von Mailand aus im Valtellin, Puschiav und bis ins Engadin heraus organisiert wurde, brachte die reformierten Bündner nicht zum alten Glauben zurück; und so sind sie jetzt der einzige Teil romanischer Stämme, der vom Beginn der Reformation an ihr hartnäckig zugetan blieb.

Wer an einem Sonntag durch eines dieser Täler wandert, der erstaunt, wie starr puritanisch die Sonntagsfeier beobachtet wird. Da sind keine Gruppen auf den Straßen, kein Fuhrwerk darf des Weges fahren, außer es brächte fern gelegene Talbewohner zur Kirche, und der Fremde hat Mühe, an solchem Tag Roß und Wagen zu erhalten, und wenn die Glocke zur schmucklosen Kirche ruft, versammelt sich die ganze Gemeinde, die Frauen meist im schwarzen Sonntagsgewand. Wir selbst erinnern uns gern noch des einfach friedlichen Eindruckes, den der Sonntagsgottesdienst einst im Kirchlein zu Samaden im Engadin auf uns machte.

Getrennt saßen Männer und Frauen; erst wurde eine jener feierlich strengen Weisen des altprotestantischen Kirchenlieds gesungen, während der die Männer noch das Haupt bedeckt hielten, dann erschien der Geistliche im schwarzen Talar auf der Kanzel, und nach den üblichen Gebeten predigte er über den Psalmvers „Saigniur Diu, ti ess nos rifuggi saimpre e saimpre“ (Herr Gott, du bist unsere Zuflucht immer und allezeit), und beim klangvollen, langsamen Predigtton war der Inhalt seiner Worte auch dem ins Romanisch nicht tief Eingeweihten verständlich — ein einfaches Lob des Herrn Himmels und der Erde, der das Menschenkind durch alle Fährlichkeiten des Lebens und aus dem „torrent della temporalité“ dem „wilden Sturzbach der Zeit-

lichkeit" zum guten Ausgang leitet. Ein Choral schloß die Feier ab, und mit der Gemeinde verließ auch der fremde Besucher erbaut das Gotteshaus.

Hier ist das protestantische Wesen nicht Formalismus, sondern in Fleisch und Blut eingewachsen; Geschichtsforscher mögen diese Erscheinung bei romanischen Sprossen tiefer ergründen, als seither geschehen, wo sie von Unberufenen auf „das kalte und unwirtbare Klima der Gegend zurückgeführt wurde."

In langen Winterabenden, wo aus den schweren, mit versilbertem Schloß versehenen Bänden Psalmen und geistlicher Zuspruch in der Landessprache gelesen werden, da wird auch noch von den alten Zeiten erzählt, wo die Ahnen mit ihrem Blut die neue Lehre festeten, und in mehr als einer alten Bibel findet sich als Anhang ein vergilbtes geschriebenes Blatt, „die Liste der im Julius und August 1620 im Valtellin ermordeten Protestanten" — ein kahles Namensverzeichnis von mehreren Hunderten, aber sprechender als alle Glossen.

Die hugenottische Großmutter in Bergün gestattete freundlich die Durchmusterung ihrer Bibliothek, die so ziemlich die ganze Literatur der romanischen Sprache umfaßte; denn außer den Bibelübersetzungen und Gebetbüchern, einigen Kalendern und heutigentags natürlich der unvermeidlichen Zeitung ist wenig gedruckt.

Hier in Bergün wird schon Engadiner Sprache gesprochen; außer der Bibel in der „lingua rumanscha d'Engadina bassá" war aber auch eine im Oberländer Idiom, im languaig rumonsch de la ligia Grischa", gedruckt zu Chur 1718, vorhanden — zu Nutz und Erbauung der Oberländer Dienstboten des Hauses.

Wie groß der Unterschied zwischen beiden Idiomen ist, dafür mag als Probe die Uebersetzung des Anfangs vom ersten Buch Moses dienen. In der Oberländer Sprache beginnt die Genesis folgendermaßen:

Vers 1) Enten l'antschetta ha Deus scaffien ilg Tschiel a la Terra.

Vers 2) Mo la terra fora senza furma a vida, ad ei fora scür sin la bassezia. Ad ilg spirt da Deus schaschera sin l'aura.

Vers 3) Lura schet Deus: „Ei daventig lgisch!" (Es werde Licht!) ad ei fò lgisch.

Im Engadiner Ladin aber heißt es also:

Vers 1) In il principi creet Deis il Tschel è la terra.

Vers 2) Mo la terra eira üna chiaussa sainza fuorma e vocda. E scurezas eiran sur la fatscha dal abiss, e il spirt da Deis s' muveiva sur la fatscha dallas aquas.

Vers 3) E Deis diss: „Saia la lgüm!“ e la lgüm fuo u. s. w.

Daß das Unter-Engadiner entschiedener und mit andern romanischen Sprachzweigen verwandter klingt als das mit germanischen Ansätzen ziemlich stark legierte Oberländer Idiom, das z. B. statt des echten creare für erschaffen „scaffir“ sagt, wird hieraus ziemlich klar, wiewohl in Bünden selbst noch heftiger Streit über den Primat der einzelnen Dialekte geführt wird und diesseits und jenseits der Berge jedes Tal das schönste, wohlklingendste und gemütlichste Romansch besitzen will.

Nach freundlichem Abschied von den greisen Wirtinnen stiegen wir durch wilde Schluchten und einsame Eichenwälder, über reißende Wildbäche, meist der Albula entlang, hinauf zu deren Quelle. Zwei Stunden über Bergün, 6282 Fuß über dem Meere, liegt ein kleiner durchsichtiger Bergsee, dem die Albula entfließt, und neben diesem, von einer kahlen, hellen Felswand benannt, das kleine Wirtshaus zum Weißenstein.

In dieser Oede des Gebirges, wo kaum noch auf spärlichem Grasgrund zwischen den Felsen ein versprengter Hirtenknabe die menschliche Gesellschaft repräsentiert, lernt das germanische Gemüt die Wohltat eines Wirtshauses tief schätzen.

Mit ähnlichen Empfindungen wie Kolumbus, als er den Fuß zuerst auf die Küste von San Salvador setzte, überschritten wir die Schwelle der Herberge. In dieser haust ein schlichter Graubündner Oberländer aus Trims, der durchaus nicht von den Reizen seines Aufenthalts erbaut war. Er erzählte, wie er in den Anfängen seiner Ansiedlung mit seinem Trimser Romanisch sich den benachbarten Engadinern kaum verständlich machen konnte; wie es bei ihm oben des Jahres neun Monate Winter und drei Monate kalt sei; wie seine Hütte oft wochenlang vom Winterschnee umtürmt werde und die Gemsen bis zum See herabgestiegen kämen, um ein paar Grashalme abzuscharren, so daß er sie von seinen Fenstern schieße.

Wir nahmen Anteil an seinen schlichten Klagen und versicherten ihm, daß, wofern etwa draußen im flachen Land ein Buchhändler auf den Gedanken kommen sollte, Zimmermanns

Buch über die Einsamkeit in vermehrter und verbesserter Auflage herauszugeben, er durch seine Studien hier oben unzweifelhaft berechtigt sei, als Redakteur empfohlen zu werden. Die Perle des Sees am Weißenstein sind die gewaltigen Forellen, von denen der Wirt zwei kaum zu bewältigende Exemplare vorsetzte. In dem unmittelbar vom Gletscherwasser genährten See gedeihen sie zu einer Würze und Schmackhaftigkeit, die unerreicht bleibt und uns eine wirklich dem Grund des Herzens entspringende Hochachtung abnötigte.

Rechts vom See ragen drei gleichgeformte, pyramidal aufsteigende, gewaltig zerklüftete Hörner auf, die Spitzen des Albulaberges; an deren Fuß und zwischen den gegenüber ansteigenden kahlen Felswänden durchwindet sich der Albulapaß bis zur Höhe von 7238 Fuß überm Meer, wo eine unförmliche Steinhütte Schutz vor Lawinen und Steinsturz gewährt. Die letzte Spur von Vegetation hat hier aufgehört, der Moorboden ist von einem Chaos von Felsgeröll, gewaltigen Granit- und Kalksteintrümmern wie übersäet; mit Recht ist die Schlucht hier Teufelstal geheißen, und der Tourist Schultze, von dem in manchen Fremdenbüchern an der Gotthardsstraße der geistreiche Spruch eingetragen steht: „Es muß alles verruiniert sein," könnte dies mit gutem Fug hier in eine Felsplatte eingraben.

Unheimlich graue Schneewolken hielten den Himmel umschleiert, Massen frischgefallenen Schnees lagen seitwärts der Straße, die ganze Gegend erschien als entschieden scheußlich, und wenn Hexen oder Lemuren aus einem Felsspalt aufgestiegen wären, so hätte man sie als die für solche Wildnis geeignetsten Persönlichkeiten begrüßen müssen. Die verwitterten Bergstöcke ringsum hatten alle Farbe verloren, die fernen schneebedeckten Spitzen, die aus dem Engadin heraufwinkten, und die des Piz Err rückwärts erschienen nicht mehr im duftigen Violett der Abendbeleuchtung — in schwarzem Dunkel hoben sich ihre Felsen von den Schneefeldern ab, und zwischen Schwarz und Weiß war Grau die einzige Vermittlung; mit der Vegetation ist auch die bunte Welt der Farben erstorben, und der solcher Eindrücke nicht gewohnte Wanderer schaut mit dem unheimlichen Gefühl in diese kahle Oede hinaus, wie wenn totale Sonnenfinsternis ihren fahlaschgrauen Schein über die Gegend breitete.

In solcher Lieblichkeit, der wir als entschiedenen Protest von Zeit zu Zeit einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche entgegen-

setzten, streckt sich der Albula noch ein geraumes Stück talabwärts, bis wieder spärliche Lärchenbäume die Höhen umsäumen. Dann aber geht's in raschem Bergabsteigen dem gelobten Land Engadin zu, und mit Befriedigung sahen wir die weiße Linie des Inn, der vom Silser See her landab strömt, das Tal durchziehen und die freundlich weißen Steinhäuser von Madulein und Ponte aufsteigen.

Im stattlichen Wirtshaus zu Ponte neben der Innbrücke wurde das Lager aufgeschlagen; ein fremder Gast aus Neuchâtel wußte unserem Lob des Albulapasses ein gleiches des Julier und Septimer, die er überstiegen hatte, anzureihen. Aus den romanischen Lauten aber, in denen sich die in der Wirtsstube zechenden Oberengadiner unterhielten, klang wie ein Gruß aus der Heimat das träumerische Lied:

> Wenn ich am Fenster steh
> Und in die Nacht hin seh,
> So muß ich immer, immer weinen,

mit welchem die Wirtin ihr Kind in der Wiege in Schlummer sang. Sei gegrüßt, altes Etruskertal, rätselvolles Engadin!

Wer im Ober-Engadin recht heimisch werden will, dem raten wir, sein Hauptquartier in der Krone zu Samaden aufzuschlagen. Stattlich ragte dies alte, ehemals von Salissche Herrenhaus mit seinen sauber geweißten Steinmauern und tiefen eisenverkremsten Fenstern am Eingang des großen Dorfes hervor, und im wohlerhaltenen altertümlichen Gastzimmer weht noch ein spezifisch engadinischer Geist den Fremden an. Seit den Tagen des Herrn von Salis, der vor just 200 Jahren sich allhier einrichtete, ist nichts verändert. Die schweren eisernen Beschläge an der Tür, das unförmliche, aber in vielfachen Verschränkungen kunstreich vom lombardischen Meister gefügte Türschloß; die von schwarzbraunem Nußbaumholz getäfelten Wände, die mit kunstreichem Schnitzwerk verzierte Decke des Gemachs, an der unter doppelter Helmzier die Salissche Weide und ein gekreuzter Pfeil als Wappen des Hausherrn und seines Ehegemahls noch wohl erhalten sind; der schwere säulen- und arabeskenreiche Wandschrank, in welchem die alten Bibelfolianten und engadinischen Psalmen und Gebetbücher als herkömmliche Hausbibliothek nicht fehlen dürfen: alles gemahnt hier, daß in die stillen Alpentäler

wechselnder Drang leichtfertiger Mode nicht eingedrungen ist, und daß, was die Vorväter solid geschaffen, auch den Enkeln noch genügt; und über dem gebräunten wappengezierten Ehebett flüstert's wie von alter engadinischer Liebe aus den Tagen, da der „Großvater die Großmutter nahm". In diesem ehrwürdigen Gelaß sollte sich einmal ein sinniges germanisches Gemüt einnisten, sich mit Gemsbraten und Murmeltier redlich ernähren, aus altem Pokal den Valtelliner schlürfen und aus den vergilben Codices Herrn Gulers von Wynegg, des würdigen Graubündner Feldhauptmanns und Chronikschreibers, und Herrn Ulrich Campbells, des gelehrten Pastors von Süß, die verklungenen Geschichten rhätischer Alpen seit König Noah, der ja, nachdem die Sündflutgewässer verlaufen waren, im Engadin noch etliche Zeit residiert haben soll, herausklittern.

Heute aber war blauer Herbsthimmel über das Tal ausgespannt, und eine kräftigend frostige Septemberluft lockte ins Freie, dem König der Engadiner Alpen, dem kolossalen Bernina entgegen, der samt stattlichem Hofstaat und Gefolge an der Grenzscheide von Engadin und Valtellin sein Hoflager aufgeschlagen hat.

Bei der etruskischen Reiterkolonie Celerina, wo einstmals die Celeres auf engadinischer Hochebene für Roß und Mann Raum genug fanden, italienische Reiterstücklein weiter zu kultivieren, geht der Pfad seitab nach Ponte resina.

Gewaltige Bergmassen hüten rechts und links den Eingang in dies Seitental, durch welches ein Saumpfad — der in den nächsten Jahren schon zur großen Heerstraße und gewichtigen Verkehrslinie umgeschaffen sein wird — am Bernina vorüber gen Tirano und Sondrio, lombardischen Rebgeländen, Maulbeer- und Feigenbäumen entgegenführt.

Bei dem alten Gemäuer einer in den einfachen Formen romanischen Rundbogenstils erbauten, an die Bergwand angelehnten Kirche lohnt sich's, noch einmal ins Engadinertal zurückzuschauen. Da heben sich die hellen, saubern Häuser von Celerina und der schlanke Turm der dortigen Kirche gar fein vom dunkeln Tannenhintergrund der Vorberge ab, hinter welchen der Sauerbrunn von St. Moriz beim grünen Bergsee hervorsprudelt, und hoch auf türmt sich über der Landschaft der Piz Ursina, in dessen Felsschluchten blendend weiße Schneefelder an die Himmelsbläue anstreifen; gen Norden aber steigen aus dem grünen Wiesengeländ der Hochebene die Dörfer Samaden, Bevers, Ponte,

Madulein und am jenseitigen Innufer Camogask auf, ein freundlicher Gegensatz zu den kahlen, graugelben Felsrücken, die vom Albula und Skaletta herab sich talwärts senken.

Das Tal des Inn verlassend, kommen wir dem Alpendörflein Ponte resina näher. Schon aus der Ferne hatten zwischen den Tannen- und Lärchenwäldern, die das rechts von der Berninastraße einbiegende Tal von Rosegg umschließen, einzelne blendend weiße Kuppen und Spitzen geisterhaft herausgeblickt; vor Ponte resina aber treten die Säume der Wälder zurück, und vor uns liegt in unverhüllter Majestät das Schnee- und Eisfeld des Roseggiogletschers, dessen letzte Ablagerungen bis tief ins Tal herunter ihre grauen Arme herabstrecken, während im grellen Silberglanz die sonnbeschienenen Höhen das Auge blenden. Dieses gewaltige Eismeer, dessen erstarrte Ströme sich im Rücken der Bergstämme, die das Roseggtal vom eigentlichen Berninastock trennen, mit den Massen des fast unmittelbar von der Straße bis zu 13 872 Fuß hohen Spitze ansteigenden Berninagletschers vereinen und einen 16 Stunden weiten Raum mit ihrer Wildnis erfüllen, war das Ziel der heutigen Fahrt.

Vor deren Beginn aber wird billig im Adler zu Ponte resina Rast gemacht, um Mundvorrat und Führer mitzunehmen.

Aus dem dortigen Fremdenbuch ist zu erschauen, wie selten den Wundern dieser Täler und Höhen vom Reisenden die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hie und da zeigt sich ein versprengter Tourist — oder der unermüdliche Zugvogel durch Gebirg und Ebene, der Heidelberger Student; der Engländer erscheint sehr spärlich; auch daß ein germanischer Käfer- und Pflanzensammler hieher vorgedrungen, um das „leiziton areticum“ zwischen Eis und Gefelse wegzubotanisieren, melden die Blätter.

Zwischen hinein aber klingt's mit wildem Trompetenton und Trommelschlag evviva l'Italia libera! morte al traditor Carlo Alberto! morte ai barbari Tedeschi! und seitenlange Deklamationen in Prosa und Versen melden, daß im August 1848 ein Heereszug von Crociati und lombardischen Versaglieri, weniger angezogen vom Duft der Gletscherwelt, als abgezogen durch die Kunde von Mailands Wiedereroberung, für gut fand, dem Vaterland und den Barbaren den Rücken zu kehren und im stillen Tal von Ponte resina die letzten Salven — ins Fremdenbuch abzufeuern. Selbigesmal kamen von den Höhen des Splügen

und des Stilfser Jochs herab, auf der Berninastraße und dem unwegsamen Gebirgspfad, der über den Buffalora nach Zernetz führt, über 8000 Italiener ins Engadin herabgestiegen, und zwar — wie böse Zungen vermelden — noch bevor ihnen ein österreichischer Soldat auf den Fersen war.

Dem mag nun also sein oder nicht; einem schlichten Sinn will's aber nicht einleuchten, warum nach glücklich vollbrachtem Rückzug noch so viel Heldenmut und Berserkerwut im Fremdenbuch entwickelt, und warum hinter der Schußlinie noch ein dulce et decorum patria mori! so laut in die Alpenruhe hinausposaunt wird. Es ist übrigens noch in viel andern Schweizer Fremdenbüchern unendlich viel Tinte verschrieben, um die Scharten von Custozza und Somma Campagna wieder auszuwetzen — uneingedenk, daß unter sotanen Umständen Reden nur Silber, Schweigen Gold ist.

Als Führer zum Gletscher stellte sich Jan Colani von Pontresina ein, der Sohn des großen Nimrods Jan Marchiett Colani, der 1837 das Zeitliche segnete, nachdem er von seinem 20. bis 65. Jahr, benebst mehreren Bären, Steinböcken und Hirschen, mehr als zweitausend Gemsen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Jan Marchiett, dem alten, hat die deutsche Literatur das Schlimmste angetan, was einem Graubündner seit Sebastian Münsters Cosmographey passieren kann — er kam noch bei Lebzeiten gedruckt in deutsche Blätter. War so im Jahr 1830 ein deutscher Reisender in die Engadiner Berge gefahren, der ihm lange zusetzte, bis er ihn mit auf die Gemsjagd nahm, allwo er aber mit vornehmem Jägerhumor den fremden Sonntagsjäger also postierte, daß er nicht zum Schuß kam, während Jan Marchiett, der alte, ihm die Gemsen vor der Nase wegbirschte. Zum Dank hiefür hat ihn dann jener unberufene Gemsentöter im Morgenblatt verewigt * und wahrscheinlich im Glauben, daß in diesen Bergschluchten die Gesetze historischer Treue zugunsten des Mythus unbeschadet verletzt werden dürfen, dem alten Jan Marchiett ein so romantisches Relief gegeben, daß er nach den Begriffen des gewöhnlichen Lebens, die im Engadin noch sensibler sind als anderwärts, als eine zwar sehr interessante, aber auch sehr zuchthausreife Persönlichkeit abkonterfeit war. Da wurde erzählt, wie er bereits einen Tiroler erschossen und dessen Jagdwaffen als Trophäe aufgehängt habe; wie er in Bigamie

* Siehe Morgenblatt für 1830, Nr. 168: „Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen."

lebe, ihm jedoch der Versuch, beide Frauen bei sich unter einem Dach zu haben, weniger als dem frommen Grafen von Gleichen geglückt sei; wie er, ein zweiter Freischütz, sich dem Teufel verschrieben und überhaupt noch erkleckliche Schandtaten begangen haben solle.

Nach Jahr und Tag drang die Kunde von jenem Artikel ins Tal von Ponte resina und erregte gewaltigen Rumor. Bekannt ist, wie eines Tages bei der Redaktion in Stuttgart ein Brieflein mit dem unbekannten Poststempel Samaden eintraf, worin Vater Colani gegen jeden romantischen Nimbus entschieden protestierte und die Touristenschilderung, wofern sie nicht bewiesen würde, für „leichtfertige Verlästerung" erklärte. Auch am Fuß des Bernina wirkte das unselige Schriftstück nachzitternd fort und erzeugte noch einen Verleumdungsprozeß zwischen Colani und dem andern Wirt auf dem Bernina, der selbige Gerüchte dem literarischen deutschen Gemsjäger aus Brotneid aufgebunden haben soll; nach mannigfachem Zeugenverhör wurde der Beklagte vom Dorfgericht Samaden schuldig gesprochen und hatte mehr als dreihundert Franken Kosten zu bezahlen.

Colani, der alte, wurde aber nimmer und nimmermehr ganz beruhigt, und es steht zu vermuten, daß sein letzter Gedanke beim Sterben ein stiller Fluch auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Stuttgarter Blätter insbesondere war, weshalb wir sämtlichen Korrespondenten in betreff engadinischer Jäger und Jagdstücke größere Genauigkeit dringend anempfehlen.

Unser Führer — der, wie seine Schwester, von Jugend auf den Vater auf die Jagdzüge begleitet hatte — war eifrig bemüht, Wahrheit und Dichtung vom Ruf des Verstorbenen auszuscheiden, sprach sehr despektierlich von jenem Schriftsteller und ließ allerlei Andeutungen fallen, daß er demselbigen, falls er wiederum in Ponte resina Gemsen jagen wolle, einen ganz eigentümlichen Empfang bereiten werde. Im übrigen erwies er sich als einen trefflichen, mit allen Fährlichkeiten der Bergfahrt vertrauten Führer, der auch mit scharfem Weidmannsblick in das Treiben und Schaffen der Gebirgsnatur hineinschaut und an den Gletschern, deren Vorrücken, Schwinden und mannigfachen Umgestaltungen viele selbständige Beobachtungen gemacht hat, die etwa von einem Sachverständigen zu Nutz und Frommen der Gletscherwissenschaft noch verwertet werden können.

Da das Tal von Ponte resina selbst schon mehr als 5000 Fuß

über der Meeresfläche liegt, so war das Steigen bis zum Gletscher kein beschwerliches. Wir wanderten rüstig durch das einsame Roseggtal demselben entgegen. Nur wenige Sennhütten stehen da und dort an dem Bach, der aus dem Gletscher sein eigentümlich bleiweißfarbiges Wasser erhält. Bergamaskische Hirten, abenteuerlich welsche Gestalten mit gelben Gesichtern, das lange schwarze Haar zu großen, vorne herabfallenden Locken zusammengedreht, in malerisch zerlumpter Kleidung, führen hieher, wie ins ganze Engadin, ihre Schafherden während der Sommerszeit, um sie dann wohlgefüttert von der Alp nach der Lombardei heimzubringen. Einem derselben, der vermutlich aus Zerstreutheit ohne Bezahlung des Weidegeldes mit der Herde hatte heimwärts ziehen wollen, war dieselbe soeben vom Dorfmeister zu Samaden mit Beschlag belegt worden, weshalb er, lebhaft gestikulierend, auf seinem Maultier im Galopp talabwärts sprengte, um hiegegen Protest einzulegen.

Colani, der junge, erzählte manches Anmutige — von alten Sagen, wonach das Tal einst von „wilden Menschen" bewohnt gewesen, deren Ansiedelung aber durch Bergsturz und plötzliches Vordringen des Gletschers gänzlich zerstört worden, zum Gedächtnis sei in altkatholischen Zeiten, lang bevor die „riforma" nach Ponte resina kam, dort jährlich eine Seelenmesse für die Verschütteten, la messa di Rossèdi, gehalten worden; ferner vom Namen des Gletschers, den er von ros, Tau, also der „Tauige, Duftige" ableitete; auch wußte er die Namen aller umliegenden Höhen und Klippen sorgfältig zu nennen. Schon die Sage von den wilden Menschen, die einst hier gehaust haben, lenkte unsern historischen Verdacht auf keltische Urbewohnerschaft vor etruskischer und späterer Einwanderung. Dieser aber wurde merklich bestätigt durch den Namen des riesenhaften Hornes, das allmählich aus den Eisfeldern des Roseggiogletschers, im Rücken des Bernina, schneeig aufglänzte, seither von dem davor liegenden Piz Cierva verdeckt. Der Führer benannte diese Höhe „Mittelhorn", sein echter Name aber sei „Agaglocks", und als wir ihn befragten, ob dies im Engadiner Romansch irgend eine Bedeutung habe, erwiderte er nein, romansch würde der Berg „piz da mezz" heißen, das sei aber nicht gebräuchlich, man heiße ihn eben Agaglocks, ohne zu wissen warum.

Da aber, wie aus Mones keltischem Wörterbuch zu ersehen, clock, clocks ein weitverbreitetes keltisches Stammwort ist und

Fels bedeutet, aga, ago aber stark, gewaltig heißt, so durften wir sofort den ehrwürdigen Agaglocks als Zeugen lang verklungener keltischer Tage begrüßen, als Namensgenossen unserer Oberländer hohen Freunde keltischer Zunge, des Badüs und Sixmadaun im Tale Tavetsch. Wer überhaupt in solchen Seitentälern emsig streift und bei Hirten und Jägern sich Ortsnamen einsammelt, der wird ein absonderlich Register zusammenbringen, das zwar nicht in Karten und Reisehandbüchern verzeichnet ist, aber dem Freund keltischer Sprache großen Ohrenschmaus bereitet.

Hinter der letzten Sennhütte, bei der wir nach mehr als zweistündigem Marsch angelangt waren, hören die Tannenwälder und alle größere Vegetation auf; und im kahlen Rahmen der Felswände des Piz Cierva zur Linken und des Mortièl zur Rechten erscheint die weite, unermeßliche Eiswelt des Rosegg.

Beschwerlicher Fußpfad führt nun über Steintrümmer, in deren Ritzen die Mountanella (das Murmeltier) mit schrillem, eintönigem Pfiff sich die Langeweile musizierend vertreibt; an der sonnigen Berghalde aber sprießen aus dem Moorgrund noch würzige Alpenblumen, buntfarbige Gentianen, wuchernde Alpenrosen, das wie aus Filz zartgewobene Edelweiß, und die graue kamillenähnliche Achillea moschuta, die der Engadiner Yva nennt und zu herzwärmendem Likör künstlich verarbeitet, in reicher Fülle auf, und der elegante Schmetterling Apollo flattert noch vergnügt in den Lüften.

Bald standen wir am Fuß des Gletschers; die bis ins Tal vorgeschobenen, kuppelartig sich wölbenden Eismassen sind mit Felsgeschiebe und Geröll an der Oberfläche bedeckt, die Spalten waren offen und nicht durch Schnee tückisch maskiert, so daß man diesmal „wie auf einer Poststraße" hinansteigen konnte.

Ein dreiviertelstündiger Marsch, ohne Eishacken und ohne das sonst obligate, um den Leib geschlungene Seil, bloß mit Hilfe des Alpenstocks ausgeführt, brachte uns ziemlich in den Mittelpunkt dieser Gletscherwelt. Nicht jedem, der am 8. September zu Berge gefahren, ist wohl mit weniger Mühe ein wildschönerer Anblick zuteil geworden.

Unmittelbar vor uns stiegen wie Felseninseln aus diesem Eismeer die ganz schneebedeckten Häupter des keltischen Agaglocks und die feinausgezackten Spitzen des Rougg- und Mortèl-Hornes auf; zwischen dem Agaglocks und den erst jetzt zur Linken sichtbar

gewordenen Höhen des Bernina, der nach neuesten Messungen dem Montblanc um wenig mehr als tausend Fuß nachsteht, brach der zu Eis gewordene Strom des Ciervagletschers (vadrett da Cierva) herunter. Hier ist das Eis keine kompakte Masse, sondern ein zerrissenes Meer von einzelnen Blöcken und Trümmern, ähnlich dem Anblick, den unser heimischer Rhein bietet, wenn unter dem Andrang des Eisgangs im Frühling die Eisdecke geborsten ist und die schwimmenden Blöcke sich übereinander getürmt haben. In den feinsten bläulichen und grünlichen Tönen schimmert dies Chaos von Eis ineinander; von der rechten Seite des Gebirgskammes kommen die Eiskolonnen des Mortèlgletschers (vadrett da Mortèl) in gleicher Pracht herangerückt und einigen sich mit dem Ciervagletscher zu einem erstarrten See, der die ganze Schlucht ausfüllt und bis zu den über den Rücken des Bernina noch vorpostenartig vorgeschobenen Ausläufern des Berninagletschers sich hinstreckt.

Tief unter uns dehnt sich noch der gewölbte Rücken des immer vordringenden Gletschers graufarbig und von viel klaftertiefen Spalten durchklüftet bis an die Wiesen des Tals, und zwei große Schuttwälle, die Moränen, die das keine fremden Stoffe auf die Dauer in seinen Tiefen behaltende Eis ausgeschieden hat, ziehen sich, in dunkler Grenzlinie vom Gletscher abstechend, ebenfalls hinab; in weiter Ferne aber grüßen durch Tannendunkel die Häuser von Ponte resina, kaum noch sichtbar, in diese Unwirtsamkeit herüber.

Der wackere Führer wälzte sorgsam einige Steinblöcke als Sitz und Tischplatte auf die zur Rast bestimmte Eisdecke, allwo sie in Bälde solid anzufrieren begannen, legte hernach die mitgebrachten Flaschen Rotweins in eine wundersam eisgrün glänzende Spalte, um einen unzweifelhaften Valtelliner à la glace zu bereiten, und sorgte für die einfache Mahlzeit.

Die Sonne schien warm und alpenvergnügt auf die Eisluft herab, die sie mit ihren Strahlen nicht zu schmelzen, nur zu vergolden vermag, und sogar fremdartige Touristen wurden noch zu einem Ausflug in diese Höhen verleitet; ein Bienlein und eine Hummel kamen schüchtern zu uns heraufgeflogen. Colani, der Führer, der in diesem Bergrevier wie zu Hause ist, erklärte selbst den Tag für ausgezeichnet, während er dagegen schilderte, wie eine Gletscherfahrt bei Nebel und Schneesturm eine ganz eigentümliche „Art von Wirkung“ auf den Menschen ausübe,

so daß er mit Gewalt gegen das Gelüste ankämpfen müsse, sich auf das Eis niederzulegen und zu stillem Todesschlaf zusammenzugefrieren.

Mit seinem Fernrohr, das der Gemsenjäger stets bei sich trägt, zeigte er am fernen Schneeabhang des Piz Mortèl die Fährten von einem Rudel Gemsen, das soeben darüber hinweggestreift war, und erzählte zur Würze des Mahls aus eigener Praxis ein paar halsbrechende Stücklein von Gemsjagd, deren tollkühnes Wagnis neuen Beweis ergab, daß das Engadiner Volk die feinen Künste der etruskischen Ahnen in diesen Bergen längst verlernt und sich grobem martialischem Handwerk zugewendet hat.

Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er achttausend Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit dabei nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus' Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinausgesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum nähere Beziehungen anzuknüpfen, und tranken dem Bernina und Agaglocks, sowie dem Piz Mortèl, in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtelliner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag wohl eine Zeitlang dauern, bis ihnen da oben eins vorgetrunken wird und bis die Rauchwölklein einer gediegenen Havanna den alten Schneeriesen wiederum lieblich entgegenduften.

Bläuliche Schatten schmiegten sich, als die Sonne allmählich verschwand, um die vorher rötlichweißen Schneewände, gespenstiger und fahler färbte sich der Gletscher, bis aus allen Spalten und Felsritzen die leichten Nebel der Abenddämmerung aufstiegen und den Agaglocks mit seinem ganzen Eiszauber verhüllten.

Wer seine Gletscherstudien noch weiter ausdehnen will, der findet eine halbe Stunde oberhalb Pontresina ein anderes Tal, in welchem der vom Scheitel des Bernina bis fast an die Straße vorgedrungene Berninagletscher noch gewaltigere Eismassen entwickelt als der im Tale Rosegg.

Die Ersteigung aber ist mit großer Mühseligkeit verbunden und gewährt nirgends so umfassenden und prachtvollen Anblick wie die des letzteren. Wir lassen ihn daher unbestiegen und kehren — um ein schönes rhätisches Alpenbild reicher geworden — nach Samaden zurück.

Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

(1853).

Es ist wohl ein schön Stück deutschen Landes dort zwischen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinstmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwan auch zu Rüdesheim oder Asmannshausen sich an köstlichem Trunke geletzt, und wie er hoch auf dem Lurleifelsen die schönste Jungfrau erschaut oder erträumt hat — „ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar" — und wie er gern so bittersüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn. — Aber damit ist auch der meisten Wissenschaft vom Vater Rhein abgeschlossen; wenn's hoch kommt, schaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt seinem tollen Jugendsturz über die Schaffhauser Felsen zu, und dann hat's ein Ende. 's ist nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an seine Wiege, wo er am eisgrünen Rheinwaldgletscher oder am Crispalt und Badüs

— „im verschwiegene Schoos der Felse heimli gäbohre,
An de Wulke g'säugt mit Duft und himmlischem Rege,
Schloft, e Bütscheli-Chind in sim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt.

Und doch ist noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an seinen Anfängen in der rhätischen Gebirgswelt, sondern auch in dem Strich Landes, den er von Konstanz bis Basel durchläuft, zu entdecken, und wenn's bei Bingen an Bischof Hattos Turm gehörig zwischen den Felsen braust, so tobt, abgesehen von Schaffhausen,

im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein erkleckliches stärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkstuben am Grenzacher Horn bei Basel oder in Hallau bei Schaffhausen sich einen aus jener Gegend des Kellers vorsetzen läßt, wo „die schwarz Katz sitzt", so wird er vollständig darüber klar werden, daß der oberrheinische Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Asmannshauser Roten heimwehsehnsüchtig zu gedenken, ist zum mindesten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes sich bis ans Ufer vorschieben; und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinauflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort ums Eck fließt, entgegenziehen, auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahe gelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte" und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Türme sich anmutig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten an einem schönen Sonn- oder Feiertag, etwa am Fest des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung steht, Umschau halten auf den Straßen, insonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Festbesucher am dichtesten wogt, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Kostüm und Gebaren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.

Neben dem Bürgersmann in halbstädtischer Tracht bewegen sich da langsam und gemessen die Insassen des Rheintals und aus dem benachbarten aargauischen Fricktal die Männer in

langem, bis fast an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen und einem in altem Stil aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Teil mit weißer, eng anschließender Halskrause und einer großen doppelten, flügelartig sich ausbreitenden Bandschleife an der Haube, und sind meistens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltisches Blut in ihren Adern, und so man fragt, wo sie her sind, heißt's: aus Mumpf oder Buus oder aus Wehr oder Rollingen, und wenn man sie nach ihrem Namen fragt, so klingt er meist wesentlich keltisch, z. B. Denz, Motsch, Dede &c. und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten spezifisch hervor: Da steht so eine Gruppe „Mannsbilder" beisammen: große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis ans Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe, vorn über der Brust durch ein genesteltes Band zusammengehalten, ist ihre „Montur"; anstatt der Weste tragen sie ein rotes, beinahe ebensolanges „Fürtuch" oder „Brustlatz", so mit Sammetstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß. Den Hals umschließt ein gefälteltes Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte übereinander gelegt, reicht bis ans Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die sommers und winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen, aufgekrempten, schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Samtband. Auch das kurze „Tubakpfifli" im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch:

„Chrüsi Löckli hat er g'ha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi kräftige Glieder,"

und aus seinem Dreinschauen und Auftreten kann einer ohne Mühe herauslesen, daß der des Bauernspruchs „Selbst ist der

Mann“ wohl bewußt ist, auch wohl eine solide Rauferei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzufassen pflegt, somit in engster Geistesverwandtschaft zu jenen Streithähnen im Land Tirol steht, deren würdigsten Repräsentanten, den „Brunnhäußer“, Ludwig Steub einst im Hinterduxer Wirtshaus antraf, als er erst zu seinem Vergnügen wie ein Stier brüllte, später aber dem „Mezger von Gossensaß“ den Hut „antrieb“.*

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des altertümlichen Kostüms nachzuhängen, uns nach Herkommen und Stamm dieser wohlkonservierten Bauersmänner erkundigen, so erhalten wir die Auskunft: das sind „Hotzen“, und erfahren — wir bitten alle englischen Leserinnen um Entschuldigung, aber es ist Tatsache — daß die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner, die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbiert und mehr kostet als eine aus Humanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponiert hat, daß ihre Träger hievon nach dem Grundsatz pars pro toto benamst wurden.

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, daß diese Hotzen auch „Wälder“ genannt werden, und daß sie von den Höhen des Eggbergs, der über Laufingen seinen finstern Rücken erhebt, bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheintalischem Keltismus mehr an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz u. s. w.

Lassen Sie uns diesen Hauensteinern, den Freunden Hebels, der in betreff „gesunder Nervenkraft“ seine Leute herauszufinden und zu schätzen wußte, etwas näher nachgehen und in Sitte, Leben und Geschichte dieser Biedermänner einen Blick tun, so gut ihn einer tun kann, der zwar das mikroskopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs“ des „Aetti“ und seinen Mären aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit

---

* Siehe Steub „Drei Sommer in Tirol,“ pag. 531.

diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunklen Schluchsee ihr Wasser der klettgauischen Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem, von hohen, zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Tal von dem Wallfahrtskirchlein zu Totmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegen wühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Geviertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30 000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirgs, dessen mittlerer Teil ein ziemlich mildes Hochland bildet, durch das viel brausende Bergwasser ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Talschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunklen Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albbruck zu, wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt das Land einst den Namen Albgau. Von dem 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Landes" kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort wo aus finsterem Tannenwald die Trümmer der Burg von Wielndingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebiger wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholzwäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin, und im blütenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober, schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrengtes Arbeiten liegt ohnedies nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten

Gemeinden auf den vordern Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Handindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidekämpeln, sowie verschiedener Posamentierarbeit für die großen Seidebandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Turmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?"

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor: hier wohnen unsere Freunde — discreti ac diversi; ut fons, ut campus, ut nemus, placuit — (Tac. Germ. c. XVI.); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der „Tenn" geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breitem Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr", die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgerät — der Wälder heißt ihn den „Schild" — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte „Laube".

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Tür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Brieff und Handschriftlyn", die Quelle so manchen unnötigen Prozesses, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst" oder „Chauscht"; auf ihr liegt der Wäldler der edeln und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elfe in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Tautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst".

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie"; — aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viele gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt — als unbewußter Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII.) — der „Hans Jörg" „de lange Weg überem Ofen" und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „dunderschiessiges Maidli", ans Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht den Schlachtplan, wie er das nächstemal schlauer zu ihr zu „Kilt" gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Aetti und „schnätzlet seinen Tubak", und wenn der Lichtspan angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker" heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

— „'s Chüngi, und 's Anne Bäbi, und 's Marei,
Mit „de Chunkle" ans Liecht, und spanne d'Saite und striche
Mittem Schwärtli 's Rad und zupfen enander am Ermel,"

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er 'was Schönes erzähle, und wenn der Alte 's Pfifli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspan angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel" oder vom „Statthalter zu Schopfheim", die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläuften" zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zum neuen Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

Das ist die „Kunst" — der Mittelpunkt des hauensteinischen sozialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die „Kunst" vor Augen zu führen.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheintal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konserviert geblieben; er ist von alten Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt" sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheintal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheintalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und

schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Oesterreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillertaler und Pustertaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene Schwarzwälder „Engländer", die in der Post zu Bonndorf oder sonst die Times lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy" zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimat mit ihrer Rauheit und Oede, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermütigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu tun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich" umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim und tut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsaltertümer gehört und zu dessen rechtlicher Beurteilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon eben so sichere Anhaltspunkte gibt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das Gepräge der mittelalterlichen Sym-

bolik," schreibt ein badischer Geschichtschreiber.* Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik" gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Kasematten" hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel de rixis, quae saepe fieri solent in populo, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und ihn hinwiederum dort ebenfalls totschlagen 2c. — Und wenn's auch nicht gleich ans Totschlagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualifizierten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?" (gegangen) fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn der antwortet: „'s isch nüt gange," so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sei's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen" war, und einer ein paar ordentliche Blessuren davongetragen hatte, die Sühnung der Tat lediglich Sache der beteiligten Sippen sei, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten, daß auch der Staat Notiz davon nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxierten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf" oder ein „Mordchlapf" gewesen, und setzten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiemit war aber auch die Sache abgetan, oder wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft" („componere"), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vors Amt zitiert wurden, so brachten sie gewöhnlich das Dokument über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hie und da noch „im öffentlichen Interesse" auf einige Wochen ins Gefängnis wandern mußten.

---

* J. Bader, Badenia, B [illegible] 27

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein altertümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet" oder in der Ernte schafft, so wär's ein „Affrunt", wenn man es ihm nicht ansagen ließe; und außerdem, daß beim Toten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figuriert oft ein Posten für Wein und Branntwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Malsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren viele altertümliche, geheimnisvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgeteilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mär von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irrwische oder „füürige Männer" auf den Feldern schweifen müssen, den Gemütern eingeprägt und wird vorderhand durch die „odisch magnetische" Erklärung jener Phänomene noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernack über das, was einem Mitmärker zulieb oder leid geschehen, und so sind auch verschiedentlich sonderbare „Bräuch" auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien: ein Brauch, über den man sich in Jakob Grimms Rechtsaltertümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Rats erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermutlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zugezogen, so daß ihnen „am letzten Maitag ein „Schandmaien" vors Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rottännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen."

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Span hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vors Haus rückt, sämtliche Fensterscheiben einschlägt („înekeit") und viel anmutige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik" an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Aeußerung des Tacitus: „Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant," schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirt von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sotaner Wirtsstube einstmals zwei Bursche miteinander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig", der alte Mariatheresiasechsbätzner verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesetzt, worauf ihm, als er auch diesmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. „Ea est in re prava pervicacia, ispi fidem vocant." Germ. c. XXIV. — Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Trojer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegeneinander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrischried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Scamander und Simois, „und graunvoll brüllte der Schlachtruf". Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Kriminal- oder Polizeiinquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre Ilias, und unbewundert verhallen die Streiche, die „Johann Fromherz, des grauen Hansen Langer," oder Josef Küezi des Alexis" hochtrotzenden Muts im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtsein, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft, so haben wir doch selber noch von einem charakteristischen Ordale vernommen. Ein

alter „Salpeterer" (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der seither die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sei so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung auszustehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versetzt war, da kamen doch einige Skrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute" Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle recht haben. Selbigesmal sei aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans" den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft" steht, wird nach diesen Zügen klar sein. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. 's hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemten. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüber kam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Kultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen, und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Aesten die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später als einen explorator und insidiator pecorum von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, hielten sie seither mit aller Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jetzt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheintal verehrt wird, und daß sich's an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Prozession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich

anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesetzt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesental, alles, was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Kultus mit allen Aeußerlichkeiten, mit Prozessionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleichsieht; ein neuer Katechismus oder neue Schulschriften flößen ihm einen „schaudervollen Schrecken" ein, deutsch-katholisch und rongisch sind ihm von rechtswegen mit nichtsnutzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahre 1847 die Kartoffeln anfingen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „Sie sind halt auch rongisch geworden." Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignoriert, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Tälern und Bergen des Schwarzwaldes es sich regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm" gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt in unzerbrochener Treuheit festzuhalten gedenke". Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister oktroyiert, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versetzte Richtung, welche der unter Wessenberg herangebildete katholische Klerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Kultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensetzten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt" haben:

darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dies trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch die ungeheure Wirkung erklärlich, die seinerzeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit", den so mancher moderne Kulturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßlichkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht. — Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche eigentümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Kultus feiert, so einer etwa am Allerseelensonntag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken alt und jung von allen Berghalden herab zum Friedhof hernieder steigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durchs Herz, und es wird ihm deutlich, daß hier die religiöse Uebung zugleich „altheilige Sitte und Poesie" ist, und daß sie angreifen oder modernisieren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus," gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datiert noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgouvernements, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldpropst die

Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welterschütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinaufdrang, badischer Untertan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Reskripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde Welt vor ihm; er respektiert sie aber und die passive Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennen lernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

In einer der Waldstädte ist ein Wirtshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwyler Bier die Hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik" zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirt, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und erteilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses wo ihm ein solches Frühstück serviert wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Ma, der zeigt's einem!" — und er kehrt das nächstemal wieder dort ein.

So erkennt er auch — si parva licet componere magnis — die Autorität der Staatsgewalt an und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Notfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegelscher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation" ist, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes getan hat, mit Resignation den Folgen, sucht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tubakspfifli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof" bedankt zu haben.

Allein bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauers-

mann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb bureaukratischen, halb konstitutionellen Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Konskriptionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die zentralisierte, unter Kontrolle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirtschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff, den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm teuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurteilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständigkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Aeußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!" auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten," schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgend einer ihm unbekannten Verordnung geraten war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gute Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus."

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigentümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hauensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konstitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der

Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland", die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Herde entsteht. Lochmatt, am 24. Novembris 1834. Benedikt Tröndle."

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt. Er hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Recht und Privilegy" die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem sein sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, soweit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahiert, die so manchem Wirtshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertig machen". Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedikt Tröndles Heimat und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni."

Deshalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur

gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nötigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer tatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm' jeder seinen Mann!" sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Zivilkommissär und ein neugebackener Kriegskommissär, denen natürlich weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschieren ließ, und Kriegs- wie Zivilkommissär samt Eskorte, samt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner Fäusten die Rathaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältnis bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein paar knorrige alte Buchen und ein Kruzifix; den „toten Bühl" nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des toten Bühls liegt, das nötigt selbst dem eingebornen Wälder eine Art Mitleid ab. 's ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die primula veris ihr Haupt fragend erhebt; die Ansiedelungen der Menschen sind noch elender und noch mehr aufs Minimum reduziert wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Beziehungen der jenseitigen Gegenden Luft gemacht; „elendes Löchle" heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land" oder „letzte Land", worauf denn schließlich alles aufhört.

Der tote Bühl hat deshalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas Schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Kriminalakten wissen zu berichten, daß einstmals bei einer schwunghaften Diebsbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder nachts bei den Buchen des toten Bühls stattfanden und der Neophyt beim Kruzifix dort seinen Anteil an der ewigen Selig-

keit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerte Kollegium rezipiert wurde.

Jenseits des toten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„'s kommt mer nüt uf d'Gegnig (Gegend) an
z'Herrischried im Wald"

singt Hebel. Zu den Glanzpunkten am toten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend nachts in den Keller gebrochen und Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin ausgeführt wird, so heißt's: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen sein. Es hat deshalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!" denn der Bauer hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid als der Kaiser Rotbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirtshaus. Der Wind hat schon allerlei Defekte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Den Schild zieren die drei Könige aus Morgenland und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu Ehren heißt auch das Wirtshaus, im Geist der jenseits des toten Bühls üblichen Benamsungen, der „dürre Ast".

In rauhen Apriltagen war mir's beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom toten Bühl vergnüglich in die jenseitigen Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts'. Der Wirt selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermutlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grund

satz des römischen Rechts: in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!" (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren, von dessen proportioniertem Durst die rötlich strahlende Nase hinlänglich Zeugnis gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander".

Auf die Forderung eines Mittagsmahls und eines guten Trunks Wein geriet der „füürige Alexander" einigermaßen in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren" nicht gefaßt seien; auch seien schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn's nicht zu spät wär', so würde er indes gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Suurkrut für die Herren vertlehnen". Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts" bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Fasson und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht" hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden sein konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von beiden Gästen der fürnehmste sei, und es ihm ein Affront schien, wenn er einen allein mit dem Ehrenbestecke bedachte, so kostete dies einiges Kopfzerbrechen, bis er den gordischen Knoten dadurch löste, daß er dem einen Platz das silberne Messer, dem andern die silberne Gabel zuteilte. Infolge des totalen Mangels an Gemüse und Beilage bestand die Mahlzeit im „dürren Ast" in einem Stück Rindfleisch und Speck; der Wein war so wehmütig zusammenschnürend, daß einem minder starken Charakter die Versuchung zum Schnaps sehr nahe gelegt war.

In der Wirtsstube am Ofen saß ein Maidli, das emsig Kleidungsstücke anfertigte, und bei ein paar Gästen aus Hochschür war ein alter Schuster mit der Konstruktion eines Paars Wälder Stiefeln beschäftigt. Der „füürige Alexander" erklärte uns wehmütig den Zweck dieser Arbeiten. Die große Not in

diesen Waldgegenden, das Ueberhandnehmen eines bäuerlichen Proletariats ohne allen Grundbesitz und ohne die Möglichkeit, in dieser Abgelegenheit durch Handarbeit etwas zu verdienen, hatte die Staatsregierung veranlaßt, eine Auswanderung der Bedrängtesten nach Amerika auf Staatskosten zu organisieren. — Es war damals auf dem Wald große Bewegung; in Herrischried wurde in verschiedenen Ateliers geschneidert und geschustert, um die Betreffenden zur Fahrt übers „große Wasser" gehörig auszustaffieren. Unter denen, die von der Gemeinde als die Auswanderungswürdigsten vorgeschlagen waren, befand sich auch unser Wirt-Stellvertreter. Er warf einen Blick voll später Selbsterkenntnis auf seine Jugend zurück und erklärte, wie er von jeher lieber auf der „Kunst" herumgesessen und Tubak geraucht habe, als 'was Ordentliches gearbeitet; wie es ihm früher geschienen, „lieber ein leerer Darm als ein müder Arm", und wie er in allen Wechselfällen des Lebens dem Grundsatz: „g'soffe muß doch sy!" treu geblieben. So sei er allmählich um sein Gütlein gekommen, und außer dem roten Gesicht habe sich auch eine Art Verwirrung im Kopf, eine eigentümliche „Kopfsinnierung" bei ihm eingestellt, so daß er jetzt hier „nüt mehr nutz" sei. Zum Heiraten hatte es Alexander nicht bringen können. Dagegen stellte er uns das schneidernde Maidli am Ofen als seinen Schatz oder, wie auf dem Wald in herber Roheit die armen Personen heißen, die ohne die Weihe der Ehe mit Kindern gesegnet sind, als sein „Wybertier" vor, das er jetzt mit nach Amerika nehme und drüben zu heiraten gedenke.

Die Notwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bäuerlichen Proletariat jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er, ex officio hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander" war sich im Gegenteil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar als wir ihm eröffneten, wie er in den Vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sei, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in

der alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „voraus-getrunken" habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im dürren Ast befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „ins Amerika" nehmen, auch bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des toten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest" machen zu lassen. Es sei, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli", der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des Doctoris Fausti Höllenzwang besitze, und sei kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, sowie denn einer sogar behaupten wollte, er verstehe ein Gebet, mit welchem man seinem Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sei, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als der den Geist „Astorus", dem alle Schätze auf dem Wald untertan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit bös ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet" wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier geschriebene Formel übergeben, die nach dem Rat des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias," „Aestrias", „Sruss", „Srass", „Ateststooss" vor, und blieb uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im „dürren Ast" Erschauten einiger Beleg für den übeln Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut — wird ihm ja nur von dem im Waldshutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten" streitig gemacht, wie dies der Volksmund ausdrückt: „Hochschür und Sägeten gibt Eine Trägeten" (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleichschwer — so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Aeußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizertälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärglichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld und Wiese bebaut werden, gehört noch ins Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen technischen Hilfsquellen aber, die die Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich und glaubte, es müsse „etwas dahinter stecken", daß die Herren vom landwirtschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräte sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämtlich ernährt, verfiel ein Teil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hiezu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verloren gingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgsländern, das allzu vertraute Verhältnis wieder gutgemacht.

So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sei, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen, oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Teilungsliebhaber ein, die zum Teil mit einer Feinheit, welche Hebels unsterblichem Trifolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Anteil expropriierten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, sowie in manchen benachbarten, die „großen Bauern", gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann: sie prozeßten miteinander, bis

Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Prozeßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im „dürren Ast“ Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Toten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als der letzte Mohikaner seines Schlags — denn zwischen Herrischried und Niedergebisbach wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durchs Prozeßgewinnen verloren hat — in Mythus übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein, der alte, war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes“ von Niedergebisbach, der aber vom Geisterbeschwören aufs Münzfälschen verfallen war und deshalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pfiffigste Kopf unter den Mannen jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherren überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „es gehören neun Juden dazu, um einen Basler dran zu kriegen,“ werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Prozeß gewonnen hat und dies schwarz auf weiß und von rechtswegen besitzt. So kam er aufs Prozessieren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hintertür darin an, die zum Prozeß führte, und ob's um eine Sägmühle oder um ein Paar Ochsen ging, Peter Gottstein klagte beim Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „'s muß usprobyrt sy,“ und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er ans Oberhofgericht nach Mannheim und sagte wieder: „'s muß usprobyrt sy,“ und wie er's auch dort einmal „verspielt“ hatte, zeigte er noch die Appelation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Toten“ an, was aber nicht prozeßordnungmäßig war.

So war das „Streitpeterle“, wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählich immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein“ angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich

nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Prozeßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studierter, und den Amtleuten hatte er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im Laufenden erhält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nro.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jetzt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben: „Beschluß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten."

All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte oft selbstgefällig, er habe schon so viel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Akziser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienprozeß anhing und gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im dürren Ast ziemlich einig, sowie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Prozesse umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seien. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeß-

krämer eine Unmöglichkeit, und Jakob Grimms Klagen über die Verdumpfung des Bauersmanns, den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber,* fanden hier einen tatsächlichen Beleg.

„Bhüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg vor dem Meisenhart Joggi!" sprach der „füürige Alexander" zum Abschied. — Im Hauensteinischen gibt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres Mystik, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irre zu führen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor tut, und wenn nur die Hälfte von der Meisenhart Joggi-Tradition ihren Grund hat, so existiert gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willaringer Tannen angestoßen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär oder vortragender Rat, oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine soziale Position gerade zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär's auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelsche Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er Eim in Chopf und macht zerrüttete Sinne.
Seller Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's geht mit Eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter Eim breche,
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt;"

um so mehr, als entschiedene Tatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli" beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken haben, nicht ungerupft durchkamen.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinab geflossen. Wir

* Siehe deutsche Rechtsaltertümer, Einl. S. XVI. XVII.

haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu sein; der „füürige Alexander" aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des toten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arkansas sitzt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst" sei, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der dürre Ast bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der rote Ochsen zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes", noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinausspediert, daß kaum ein nebelhafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirtsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den toten Bühl mit dem der neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indes kaum zu vermuten steht, ein Reis vom „dürren Ast" mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum draus erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhard im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektabeln Bauernschaft zusammengeschart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung geraten war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdigerweise erst in der

Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emanzipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorgekommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt tun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofrats zu Wien, im großen und kleinen Intriguenspiel am kaiserlichen Hofe, sowie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung samt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine spezifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte", mitten in den großen Strömungen des österreichischen Successionskrieges, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die „angeblichen alten Rechte und Privilegy" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein ins vierzehnte Jahrhundert hinauf datierten, in offenem Aufruhr gegen Oesterreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottierung" erworben und das

altalemannische Wesen scheint der Rauferei im kleinen und großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von alters her waren die Hauensteiner freie Leute, in ihren Einungen zu selbständigen Föderationen abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueinteilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im oberen Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolf von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigentum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dies vollends durch. In dem habsburgisch-österreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Kaiser Albrechts, „Maister Burkard von Frikk" (im benachbarten aargauischen Fricktal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb,* sind die officia zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut „und uffem Walde" genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Oesterreich damals als „Grafen zu Habsburg", „Kastvögte zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien", und als „Herren zu Waldshut" Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel" richteten.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die partie honteuse des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten, von „Kaiser und Reich wegen" gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Oesterreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen" und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Oesterreich wegen" residierten, und

* S. Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. XIX.

im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau, sowie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der verschiedenen Tal- und Berggemeinden eine eigentümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland, oder die Bünde in Rhätien und der Schweiz, traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen in Frieden oder Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Teile, Totnau und Schönau den vierten Teil, alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oesterreich und der Abtei St. Blasien."

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Totmoos, Schönau und Totnau und der sanktblasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen" wählten den „Redmann". Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldpropst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne ins Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag", der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Konflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albtals vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vorteilen der Immunität („die höchste Spitze echten Eigentums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volkes minderen Wert als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht." Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute von St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last

des Kriegsdienstes frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburgisch-österreichische Urbar die Leute auf dem Walde sehr scharf in „vrie Liute", „darkommen Liute" (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute".

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Talbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch sein sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlauheit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine ebensogroße Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien" hielt, die freilich eigentlich nirgends existierten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinierte" damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt,* man damals bis an die Knie in zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrtau und Leibfall das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben

* Historia nigrae silvae II. p 348.

war, da rottierte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes“ geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der ebenso kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament“ nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit“, während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mär, daß deren letzter Sproß, der Graf Hans von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Oesterreich als solchem gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten totgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern geteilt werden,“ schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indes seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy,“ vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mär von einem Gnadenbrief

zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durchs Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer"; während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Halunken" geschimpft wurden; die hauensteinschen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die Salpeterer- oder die Halunken-Aktien höher stiegen und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrenguckér" oder „Sparrengükksler" genannt.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauerntumult währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hans und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Halunken" wurden verfolgt und mißhandelt; mit Basler Advokatenschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen ins „Rumorhaus" gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indes erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft samt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahre 1738 alle Einungen für die Summe von 50 000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiemit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft klassisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundertundelf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinierten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch

nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns," sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da" — auf die Tasche deutend — „lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier" — indem er seinen Knorrenstock emporhob — „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinterm Ofen (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Kommissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mär von den alten Rechten und vom Grafen Hans von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahr 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jetzt!), Dr. Berger von Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern samt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und teils in das Banat, teils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Jehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener hauensteinschen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigentümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg — aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen echten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte — fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umrisse der Geschichte der alemannischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade" und den „Einungscopeybüchern" da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschluß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesetzt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstil die „maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi" geschildert.

In diesen ebenso hartnäckig als borniert durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen", und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Teilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man seine Ahnen ins Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort: „die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt," trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hans von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Aetti auf der „Kunst" sitzt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen", dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Halunken bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die

„kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den Halunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach", das „Glasmännle von Niederalpfen", jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter aufs Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Toten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte" komme, und solange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpderersache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im großen, und als mit dem Uebergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogtum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugeteilt worden war, gerieten die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Graf Hans von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy" ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herum zu brüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuen Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten" der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Uebergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als fait accompli annehme. Und als 1815 in Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen abgehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formuliert: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur

was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesetzt habe, sei Rechtens. Daher sei der neue Landesherr, nur insofern der Kaiser mit dem Uebergang des Landes an ihn einverstanden sei, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier" (Verwalter), bis das Land wieder ans „Reich" falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudizieren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung ins Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Akzise und Steuern zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam, ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hans und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpetererkindlein diese medizinische Wohltat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonen samt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Aeckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Oesterreich der Graffschaft Hauenstein sind zugeteilt worden."

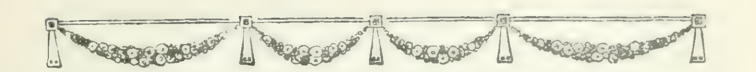
Die Gerichte beurteilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus zu groß war,

um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Oesterreich,“ verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben, und die Sache ging allmählich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jetzt die Aeußerungen des Salpetererwesens verschwunden, verständiges Ignorieren hat sie sicherer in Schatten gestellt als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigentümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheintal ins aargauische Fricktal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intriguen angezettelt und sich „Edler ab Egg“ geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß wenn einmal der „Rechte“ kommen wird und das alte Reich und mit ihm die alten Recht und Privilegy, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Oesterreicher

werde jetzt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten — wiewohl es schon Winterszeit war — nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehedem, und die Männer sind wieder heimgegangen.



Brief aus Venedig.

(1855.)

Ins venezianische Leben bin ich allmählich eingewöhnt und freue mich täglich von neuem, wenn ich durch die Säulenhallen des Dogenpalastes oder durch die ernsten, mosaikgeschmückten Räume der St. Markuskirche gehe. Venedig ist etwas Apartes, das weder in Italien noch in der Welt seinesgleichen hat; man versteht es erst, wenn man sich mit seiner Lage und der größtenteils dadurch bestimmten Geschichte vertraut macht. Auf einer Sandbank der Lagunen wachsen eben andere Verhältnisse empor als in einem Tal der Alpen oder an den Ufern des Tiber. Aber diese von der Natur zu einem Amphibienleben geschaffenen Insulaner haben aus sich gemacht, was zu machen war. Die Enge ihrer Heimat trieb ins Weite. Das Meer ward ihren Galeeren untertan, Handel und Erwerbung machten ihnen den Orient zinsbar — und so mahnt hier bei jedem Schritt ein Rest alter Zeit an diese gedoppelte Position, die nur einen Fuß hier hatte, den andern aber im griechischen Archipel, in Konstantinopel, in der Levante u. s. w. S. Marco ist größtenteils aus der Beute des Orients gebaut; wenn diese Säulen und Statuen ihren Heimatschein auf sich geschrieben trügen, würde die eine von Syrien, die andere von Konstantinopel, die dritte von Paros oder Naxos erzählen. — Die vier prachtvollen Bronzepferde auf der Balustrade sind aus dem Hippodrom von Byzanz und dorthin vielleicht aus Rom gekommen. Vor dem Tor des Arsenals hält ein riesiger Löwe Wache, der einst den Hafen Piräus bei Athen schmückte und dem in unbekannter Zeit nordische Seefahrer eine Runenschrift auf seinen Marmorrücken geschrieben. — So fahren die Kunstwerke in der weiten Welt herum.

Diese Verbindungen und Eroberungen müssen seinerzeit einen enormen Reichtum hier konzentriert haben; jeder Nobile, oder wenigstens die alten Häuser dieser Patrizier, waren Fürsten für sich; wenn man den Canale grande entlang fährt, spiegelt sich ein Palast nach dem andern im grünen Lagunenwasser, und einer schöner als der andere, von den spitzbogigen maurischen Balkonfenstern und Säulenhallen des 12. und 13. Jahrhunderts an bis zu den eleganten, der Antike nachgeahmten Fassaden, mit denen Sansovino und Palladio die Königin der Meere geschmückt.

Ein merkwürdiges Prachtstück ist der Dogenpalast, der aber schon in seinem Aeußern deutlich ausdrückt, daß ein Doge von Venedig kein seinen Launen und Vergnügungen raumgebendürfender Fürst, sondern der oberste Beamte einer finstern, strengen Republik war, die ihm diese Säle nur zur Verfügung stellte, wie etwa eine andere Stadt ihrem Bürgermeister den dritten Stock ihres Rathauses als Dienstwohnung; darum sind unter demselben Dach alle die Gemächer, wo die übrigen Behörden der Republik ihr Wesen trieben: der Rat der Zehn und die Staatsinquisition und die Prokuratoren und Avogadoren und der große Senat, zu oberst aber die Bleikammern und zu unterst die scheußlichen Gefängnisse der Pozzi, aus denen mehr Gefangene der Erdrosselung oder dem Ertränktwerden als der Freiheit entgegengingen.

Wer seinen Glauben an die Menschheit etwas herabstimmen will, muß die Statuten der venezianischen Inquisition lesen, um zu sehen, mit welchen Mitteln man eine durch Schreck und Furcht allzeit leichter als durch Humanität zu lenkende Menge regieren, zugleich aber auch allen Usurpationsgelüsten der Bevorzugten und Hervorragenden die Spitze abbrechen kann.

Man wendet gern seinen Schritt von der in jene Gefängnisse führenden, verdeckten Seufzerbrücke weiter. Die Kunst hat ja über Venedig ein so reiches Füllhorn ausgeschüttet und versöhnt mit dem finstern Getriebe der Gewalten, unter denen sie blühte.

In der Akademie der schönen Künste strahlt der Farbenglanz der alten venezianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einen schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen; von dem ernst einfachen Giovann Bellini bis zu dem glutsprühenden Tizian, dem graziös

sicheren Paris Bordone und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.

Was die Akademie in reicher Zusammenstellung hat, findet seine Ergänzung in den einzelnen Kirchen. Der heilige Zacharias macht einem den alten Bellini erst recht wert. In der reichen, mit Dogengrabmälern geschmückten Kirche S. Giovanni e Paolo hängt das Martyrium des heiligen Pietro, wohl das gewaltigste Werk, das Tizian geschaffen. Die Schola di San Rocco ist eine ganze Galerie von Bildern des fingerfertigen, phantasievollen Tintoretto, dem nur die Mäßigung und jene unerwerbbare Ader geistigen Adels fehlte, um es mit den ersten seiner Zeit aufzunehmen. — So bietet jeder Tag einen neuen Erwerb; und wenn sich der Mensch zur Abwechslung auch wieder am Spiel der Wogen und elementarer Kraft erfreuen will, dann trägt ihn die Gondel abends hinaus an den Lido, wo hinter weißen Sanddünen das adriatische Meer seine unendliche Fläche fluten läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen — und die Lagunen leuchten in einem gespenstigen Phosphoreszieren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva degli Schiavoni und der klagende Marionettenkönig, der oft um 11 Uhr nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe. —

Oder stattet man einmal den ernsten Armeniern auf der Insel San Lazzaro Besuch ab; die passen mit ihren langen, schwarzen Talaren und Bärten und der orientalischen Ruhe im Antlitz trefflich aufs venezianische Pflaster und haben sich auf ihrer Insel eine reizende Einsamkeit geschaffen. — In ihrem Klostergarten mit seinen Zypressen und baumhohen Rosensträuchern kommt das aus Venedig schier verdrängte Grün doch auch wieder zu seinem Recht, und in ihrer Druckerei drucken sie armenische Bücher, und ich mußte es mir wohl gefallen lassen, daß mich der Pater für einen Ignoranten, statt für einen Gelehrten hielt; denn meine Sprachstudien waren übers Armenische so wenig im

klaren, daß ich ihn fragte, ob man ihre Schrift auch von rechts nach links lese, worauf er mir indigniert antwortete: „Signor, wir sind keine Juden, sondern gute Christen.“ Die schönste aller Inselfahrten aber führt nach dem entlegenen Torcello, dort liegt im kühlen Meeresgrund die alte Stadt Altino versunken, wo der Fischer dann und wann noch Marmorstücke im Netz herauszieht. Torcello selbst ist einsam und verlassen, auf dem ehemaligen Marktplatz wächst Gras; aber wie ehedem der Prätor hier Recht sprach, so steht der marmorne Lehnstuhl noch zwischen umgestürzten Säulenkapitälen. Das Volk nennt ihn die Sedia di Attila, zum Andenken an die Hunnen, die ihre Vorfahren einst zwangen, in diesen Inseln eine unzugängliche Zufluchtsstätte zu suchen; und die ehrwürdige Kirche San Fosca mit ihrem Achteck und der säulengetragenen Vorhalle, und der alte Dom mit seinen amphithetralischen Chorherrensitzen und düster ernsten byzantinischen Mosaiken ragen als Denksteine der Zeit, wo hier einst, wie jetzt in Venedig, ein dichtgedrängtes Stadtvolk wimmelte. Die einsamen, fremden Gäste steigen aber sofort aufs Campanile, um durch die durchbrochenen Fenster bei den Glocken zugleich nach den Alpen Friauls, den euganeischen Bergen bei Padua und dem Adriatischen Meer eine spähende Umschau zu halten.

Der Sonntagsfriede über diesen efeuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen, und dann wieder ein Abend auf dem gaserleuchteten St. Markusplatz, wo die venezianische Eleganz in so dichten Reihen beim Schall der österreichischen Militärmusik promeniert, als wär's ein Ball im Freien und eben die Polonaise an der Reihe . . . Stoff genug zum Nachdenken für einen, der mitten drin nicht vergißt, daß auch der S. Marco samt aller Pracht und Marmorschöne dereinst öde und verlassen stehen wird, und der sich fragt: Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?



Ein Gang zur großen Kartause in den Alpen der Dauphiné.

Wer sich in den letzten Maitagen des Jahres 1856 zu Lyon befand, hat traurige Dinge zu erleben gehabt.

Die beiden Flüsse Saone und Rhone waren fürchterlich angewachsen, ganze Quartiere standen unter Wasser, die Rhone überschritt ihr linkes Ufer und demolierte ganze Straßen der Vorstädte les Brotteaux und la Guillotière, Menschenleben gingen zugrunde, Stadt und Land waren im Notstand, der Kaiser selbst kam unerwartet von Paris herüber und durchritt die überschwemmten Straßen, um Augenschein von dem Elend zu nehmen.

In dieser Zeit allgemeiner Katastrophe ward manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt; jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten, die ausgetretenen Gewässer hatten die Eisenbahn du Midi zerstört, die Dampfschiffahrt auf der Rhone war unmöglich, Diligencen standen keine zur Verfügung. Nur die Wege ostwärts nach den Alpen, wo die breite Heerstraße nach Turin hinüberführt, waren zum Teil noch praktikabel.

Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen, entschloß ich mich mit zwei getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné, dem ich eine Reihe der eigentümlichsten, für immer in der Erinnerung haftenden Eindrücke zu verdanken habe.

Eine zehnstündige Diligencefahrt führte uns durch die weite fruchtbare Ebene des linken Rhoneufers von Lyon dem Gebirge entgegen.

Schon vom Observatorium bei der Kirche Fourvières in Lyon hatte ich sehnsüchtig nach den fernen Alpen geschaut, namentlich nach einigen schneebedeckten Häuptern direkt östlich von jenem Standpunkt. Diese hoben sich jetzt, je länger die Fahrt auf luftiger Imperiale dauerte, immer deutlicher vor den Blicken, und trotz der Nachlässigkeit unseres Kondukteurs, der sich in Lyon einen jener wohlfeilen „Eisenbahnbibliothekromane", wie sie in allen französischen Bahnhofrestaurationen in reichlicher Fülle aufliegen, für einen Frank gekauft hatte und vorzog, den Katastrophen zu folgen, die Graf Raousset-Boulbon, der Abenteurer von Sonora und Verfasser der „Konversion", seiner Phantasie vorführte, anstatt auf Rosse und Wagen acht zu haben, kamen wir glücklich in Voreppe an.

Voreppe ist ein freundliches Gebirgsnest, überragt von hohen Gipfeln, deren einer, der pic de Chalais, in seinen Abhängen das Dominikaner-Klösterlein Notre Dame de Chalais birgt, das der Pater Lacordaire dort in luftiger Höhe gegründet.

Ein über mächtige Steinblöcke hinschäumender Bach mit einer alten Brücke, zur Rechten auf einer Felsterrasse das stattliche Pfarrhaus, dessen Garten im reichsten Blumenschmuck prangte, unweit davon der Kirchturm, aus den Zypressen und Pappeln des Kirchhofs herüberschauend — gewährten ein anmutiges Landschaftsbild. In Voreppe verließen wir den Eilwagen und gingen noch in kühler Abendstunde durch ein Seitental nach dem Alpenstädtchen Saint Laurent du point unweit bei der savoyischen Grenze.

Ich war angenehm überrascht, in diesen französischen Alpen dieselben Bergformen, dieselbe Vegetation, denselben Charakter vorzufinden wie an den südlichen Abhängen des Sankt Gotthard und am Comer See: langgestreckte Kalkwände von weichem, samtartigem Grün überwachsen, reicher Pflanzen- und Baumwuchs, keine langweilig eintönigen Tannenwälder, frisch rauschende, kühn überbrückte Gebirgsströme, Fernsichten in das überschwemmte Tal der Isère, genannt la vallée de Graisivaudan, als Staffage patrouillierende Douaniers, die die Grenze nach Savoyen gegen den reichlich getriebenen Schmuggel behüten — über allem aber eine würzig balsamische Alpenluft — das waren die unerwar-

teten Eindrücke des abendlichen Ganges nach Saint Laurent.

Ein gutes Gebirgswirtshaus nahm uns dort auf und spendete köstliche Forellen, savoyische Berghasen und gute Betten. Andern Morgens in dämmernder Frühe stand ein Führer bereit, und wir zogen in die Alpenwildnis ein, die nach der Grande Chartreuse führt. Dieser Weg, dem tobenden Wildbach Guiersmort entlang, gehört zu dem Großartigsten, was ich auf vielfachen Alpenwanderungen gesehen und kann sich an landschaftlicher Schönheit mit der Via mala und den Simplonpfaden messen.

Furchtbar einsam und wild ist's gleich anfangs bei einem Punkt, Les Fourvoiries genannt: ein rauchschwarzer Eisenhammer mit tief in den Mauern liegenden vergitterten Fenstern steht finster zur Rechten eines Wildbachs, aus dessen brausenden Fällen feuchter Duft zu den hundertjährigen Buchen und Tannen emporsprüht; eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke spannt sich keck darüber, auf beiden Seiten steigen gewaltige senkrechte Felsen empor, ein alter Torturm, über dessen Portal in Stein gehauen ein Kreuz auf der Erdkugel fußt, sperrt die schmale, in Fels gehauene Straße.

Stat crux dum volvitur orbis! steht an diesem Eingang geschrieben, den ehemals ein Klosterwächter besetzt hielt . . . es ist die „entrée du désert“, der Weg zur Wildnis . . . Wer hinaufsteigt, um oben in der Klause als Büßer sein bleibend Quartier zu nehmen, mag zum letztenmal hier halten und der Welt hinter ihm Valet winken; jenseits dieses Tores beginnt die Wüste, und irgend ein Tourist oder einer der Landschaftsmaler, von deren Anwesenheit hierorts mannigfache von der Palette abgestrichene und am Fels vertrocknete Farbenreste Zeugnis geben, hat darum mit Bleistift die Dantesche Inschrift des Höllentores: per me si va nella città dolente u. s. w. an die Mauer angemerkt.

Weiter oben fällt dem Wandersmann ein Wasserfall in die Augen, der durch darüber gestürzte Felsen überbrückt ist, ähnlich dem Golinger im Salzburgischen . . . dann da, wo die Straße auf einer Reihe von kühn gewölbten mittelalterlichen Mauerbogen längs des Abgrundes hinzieht, der wie eine Nadel senkrecht und isoliert aufsteigende rocher de l'Oeillette und die malerischen Reste einer alten Befestigung — alles von üppigen, riesenhaften Buchen, Tannen, Platanen überschattet und allerhand Buschwerk und Schlinggewächs, wilden Rosen und Cytisus umrankt —

eine Vegetation, reich und kräftig wie in den amerikanischen Wäldern. Eines Landschaftsmalers Gemüt müßte hier warm werden und sich Wochen und Monate wünschen, um mit Malkasten und Leinwand hier zu arbeiten; es möchte wohl ein flottes Bild werden, dieser bergan sich windende Felspfad auf seinen Brückenbogen, mit dem querdurchschneidenden zinnengekrönten Mauertor und der einsam aufsteigenden spitzen Felspyramide ... auf der sonnenbeleuchteten gelblichten Bergwand im Hintergrund hebt sich das dunkle Gemäuer des kleinen Befestigungswerks pittoresk ab, vorn im Halbschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, das saftige Waldesgrün und die Tiefen des Abgrunds und als Staffage etwa ein Trupp calvinistischer Reitersmänner, so wie sie im Jahre 1562 unter des Barons Des Adrets Führung wider das Kloster ritten, oder die Kommissäre des Jahres 1792 in der trikoloren Schärpe, wie sie mit ihren Sansculotten die Ordensmänner gefangen aus der Einsamkeit abführen.

Nach dreistündigem Marsch führte unser enger Pfad in ein weites Wiesental; graue, seltsam geformte, ineinandergebaute Schieferdächer wurden zwischen den Bäumen sichtbar, lange Gebäude, Umfassungsmauern mit vorspringenden Ecktürmen, der Turm einer Kirche, eine Reihe einzelner wie Soldaten in Reih und Glied stehender Zellenhäuslein . . . eine seltsam fremdartige Ansiedlung.

Wir standen vor dem Tore der grande Chartreuse, der großen Kartause, der Wiege des strengen, stillen Kartäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen. — Eine einsamere Wildnis war auch schwer auszusuchen, um von der Welt ungestört ein Asyl der Kontemplation zu gründen. Von allen Seiten ragen senkrecht die noch von vielem Schnee umhüllten Alpenwände empor, reicher, gewaltiger Wald umschließt das Kloster und zieht sich weit bis in die Berghöhen empor . . . und alles schweigt, nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Kartäuser worden und singt lustig und klagend ihr schmelzendes Lied.

Man muß sich unbefangen in das Mittelalter mit seinen wild tobenden Leidenschaften und seinen friedebedürftigen Gemütern, in jene Welt voll Scholastik, Parteizank und Schisma zurückdenken, um die Motive zu verstehen, die einen Mann der

damaligen Kultur, wie Sankt Bruno, aus dem Strom der Weltlichkeit heraus in die Einsamkeit stießen. Er war ein echter Sohn seiner Zeit, dieser Bruno Hartenfaust aus Köln, dessen Name, wie einer seiner modernen Lebensbeschreiber sagt, eine sehr wenig romantische Physiognomie zu tragen scheint . . . ein germanisches Gemüt, das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich, abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wieder zu gewinnen.

In jener unruhigen, von Schwertschlag wie von scholastischer Klopffechterei widerhallenden Zeit des elften Jahrhunderts verlief auch der geistlichen Männer Leben nicht so glatt und friedlich wie heutzutage. Ein wohlerzogener Sohn der Kirche, hatte der junge Bruno sein Trivium und Quadruvium durchlaufen, an den Klosterschulen zu Sankt Kunibert in Köln, zu Rheims und bei dem wegen verdächtiger Doktrin später so sehr verfolgten Berengarius von Tours; er hatte in den damaligen Wissenschaften und selbst in dem, was man damals Poesie nannte, seine Erfolge aufzuweisen; er hatte unter großem Zulauf in Stadt und Land gepredigt, und der Ruf seiner Tüchtigkeit veranlaßte den Bischof Gervasius von Rheims, den ehemaligen Zögling der dortigen Anstalt als Kanonikus und „Moderator" der Stadt- und Diözesanschulen an sein Stift zu berufen.

Aber daß die weltliche Herrschaft der Hierarchie, um sich zu behaupten, noch andere Künste und Mittel im Schwung führt, als die der apostolischen Zeit — darüber stund ihm noch bevor, seine bittern Erfahrungen zu machen. Manasses II. hatte durch List und Simonie den erzbischöflichen Stuhl zu usurpieren gewußt; der junge Kanonikus im Eifer eines noch nicht ergrauten Praktikers, der das Schweigen bereits gelernt hat, hielt es für Gewissenssache, seinem Prälaten entgegenzutreten, und erschien auf dem Konzil von Antun mit zwei andern Stiftsgeistlichen als sein Ankläger.

Manasses, der sich wohl gehütet, sich zu stellen, ward seines Amtes suspendiert, aber als seine Ankläger nach Rheims zurückkehren wollten, fanden sie ihre Häuser der Erde gleich gemacht, ihr Hab und Gut geplündert, ihre Präbenden verkauft — das

war des Erzbischofs Antwort auf die Klage, und wenn der geistliche Kampf des Kapitels mit seinem Oberherrn nach vielfachen Episoden und schließlich damit endete, daß dieser, abgesetzt und verbannt, landflüchtig werden mußte und im Elend verkam, so blieben derlei praktische Lebensstudien doch auch für die Sieger nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sankt Bruno wenigstens begann seit jener Zeit tiefe Meditationen über die Eitelkeit aller weltlichen Dinge . . .

Es war im Jahr 1084, wie die Legende berichtet, da kam über Hugo, den Bischof von Grenoble, ein wunderbar Traumgesicht, das ihn aus seiner Bischofsstadt entrückte in die Wildnis des Gebirgs Chartreuse. Dort in der felsstarren, schneebedeckten Einöde vermeinte er einen prachtvollen Tempel zu erschauen, und sieben Sterne zogen am Himmel auf und hielten über den Kuppeln des Gotteshauses und strahlten in geheimnisvollem Schimmer darauf nieder. Des andern Tages erschienen sieben Pilgersmänner vor dem Bischof, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: Nehmt Ihr uns in Eure Arme auf und führt uns an den Ort der Zurückgezogenheit, dem unser Herz sich entgegensehnt.

Es waren Lauduin von Toskana, Stefan von Bourg und Stefan von Die, ehedem Canonici zu Valence, Hugo der Kaplan, Andreas und Warin die Laienbrüder, an ihrer Spitze aber Bruno Hartenfaust, der Kölner, müde des Skandals und der Verderbtheit des Jahrhunderts. . . .

Und der Bischof von Grenoble geleitete die Pilger selber in die weltabgeschiedene Höhe seiner Alpen; die Axt klang oben im Tannwald, Holzhütten erhoben sich um einen dem Fels entspringenden Quell, eine Höhlung im Berg ward zum ersten Ort des Gebets geweiht . . . Der Grund zur Kartause war gelegt und bald weiteten sich die Blockhäuser dieser asketischen Pioniere der Alpenwälder zu klösterlicher Ansiedlung, die durch die Strenge ihrer Ordensvorschrift schnell einen Ruf in der Christenheit gewann.

Es ist ein eigen Verhängnis im Lebensroman des Stifters der Chartreuse, daß ihm auch hier nicht vergönnt blieb, die Freuden der Einsamkeit bis zu seinem Ende durchzukosten. Denn kaum waren vier Jahre verflossen, daß das einsiedlerische Häuflein sich in diesem Revier der Steinadler und Lämmergeier festgesetzt, so bestieg ein ehemaliger Schüler und späterer Kollega

Brunos aus dem Rheimser Domkapitel als Urban II. den päpstlichen Stuhl.

Schisma zerriß die Christenheit, Gegenpäpste erhoben sich, er fühlte das Bedürfnis, treue Parteigänger um sich zu scharen, und gedachte „der harten Faust“, die unverwendet im Dienst der streitbaren Kirche in unzugänglicher Alpenwildnis Ruhe hielt. Ein Bote erschien in den Bergen der Chartreuse und brachte dem Stifter der geistlichen Ansiedlung den gemessenen Befehl des Oberhaupts der Christenheit, sich unverzüglich nach Rom zu begeben.

Es mag ein bewegter Abschied gewesen sein, da Sankt Bruno, die stella deserti, wie ihn seine Schüler nannten, wiederum hinabstieg durch die Engpässe der Berge, die ihn für immer von der Welt trennen sollten.

Und schwere Arbeit wartete dort seiner; es galt, die normannischen Eroberer Apuliens und Kalabriens an den päpstlichen Stuhl zu fesseln . . . am üppig chevaleresken Hof des Herzogs Roger, auf einer von Griechen, Sarazenen und normannischen Abenteurern bunt durchschüttelten politischen Schaubühne finden wir unsern Alpeneinsiedler wieder . . . vorgeschlagen zum Erzbischof von Reggio — als Stifter des Klosters La Torre in Kalabrien — als päpstlichen Delegaten auf verschiedenen Konzilien — im normannischen Feldlager vor dem von den Griechen verteidigten Capua — und endlich, an einem Herbstsonntag des Jahres 1101 in seinem süditalienischen Rückzugsort San Stefano del Bosco sein vielbewegtes, streitbares Leben beschließend. . . .

Nachdem wir mit der schweren ehernen Klinke ans Tor um Einlaß geklopft, tat sich der Eingang der unheimlich schweigenden Klosterhallen auf, ein dienender Bruder in brauner Kutte erschien und geleitete uns in das dem Empfang der Pilgersmänner bestimmte Hospitium.

Die Fremden werden, nach der alten kirchlichen Provinzialeinteilung, je nach ihrer Nation in verschiedenen Sälen empfangen, z. B. Burgunder und Aquitaner u. s. w. Da sich deutsche Wanderer so selten in diese Höhe verlieren, ist für sie nicht besonders vorgesehen, und wir wurden in den Saal der Franzosen geführt, nach ehrwürdig alter Klostergastfreundschaft sofort ein Feuer im Kamin angezündet und ein wärmend feiner Likör zum Willkomm dargebracht.

Nach Ruhe und Ausrastung der müden Glieder erschien der père Gérésime, dem die Sorge der Fremden obliegt, und brachte in einer verschlossenen Holzkiste, so wie sie jedem Ordensbruder mittäglich zum Schiebfenster seiner Zelle hineingereicht wird, unser Mittagsmahl: ein reichlich klösterliches dîner maigre von Fischen, Mehlspeisen, Eiern, köstlichen Südfrüchten und gutem Wein.

Inzwischen zogen schwere Regenwolken über die Berge, die Nebel wallten und spielten um die vergitterten Fenster; — für uns Weltkinder, die seither nach genommener Mahlzeit in einem menschendurchwimmelten, gasflammenerleuchteten Café am Rhonequai zu Lyon zu sitzen pflegten, war's ein düsterer Eindruck, jetzt im feuchten Klostersaal die Füße ans Kaminfeuer zu strecken und das einförmige Plätschern der Springbrunnen im Hofe zu belauschen, das vom Schall dumpf auf die Dächer niederschlagender Regentropfen melancholisch unterbrochen ward.

Der freundliche Kartäuser bot uns von freien Stücken Nachtquartier im Kloster an und lud uns zu einem Rundgang durch die weiten Gebäude ein.

Die Klosterkirche hat über dem Eingang zum Chor eine schöne Gruppe einer Pietà; — an den Wänden eines Korridors, der zum Kapitelsaal führt, waren die Baurisse und Abbildungen sämtlicher Kartausen der Christenheit zu sehen. Der père Gérésime, der aus unserer Sprache die Heimat erriet, zeigte, daß auch Deutschland mit einer Kartause versehen sei, denn unter der Rubrik Germania fand sich „Ittingen in pago Thurgow“ konterfeit; aber wir bedauerten, ihm die Auskunft erteilen zu müssen, daß der Kanton Thurgau seit einiger Zeit aufgehört habe, ein Bestandteil des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auszumachen, und daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöstern im Land Helvetien neuerdings zuteil geworden, wohl kaum anzunehmen sei, daß die Kartause Ittingen sich noch im geistlichen Stand befinde.

Der Kapitelsaal, in welchem sich von Zeit zu Zeit die Superioren sämtlicher Klöster des Ordens zu Beratung gemeinsamer Angelegenheiten einfinden, enthält eine bedeutende Statue des heiligen Bruno von der kunstreichen Hand Foyatiers, dessen Spartacus wir schon im Museum zu Lyon gesehen; — um die Wände reihen sich die Porträts der fünfzig ersten Ordensgenerale, eine Sammlung von Köpfen, bei deren scharfem Ausdruck ein

Physiognomiker viel lehrreiche Betrachtungen über die Umprägung des menschlichen Antlitzes durch fortgesetzte Askese anstellen könnte.

Der Hauptschmuck des Saales aber sind die Kopien von Eustach Le Sueurs berühmten Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno, deren Originalien in Paris prangen.

Er hatte sich's nicht gedacht, der Meister Eustach Simon Vouets farbengewandter Schüler, da er unter den Mauern der Kartause von Paris den Degen zog, um mit einem übermütigen Edelmann einen Waffengang zu tun, daß er selber ein Kartäuser werden und seinen Pinsel fortan zur Verherrlichung des Ordensstifters führen werde . . . aber auch die Kunst hat ihre gewiesenen Wege zur Einsamkeit und Askesis.

Vom Kapitelsaal geht's in den großen Kreuzgang, in welchen die Zellen der Mönche ausmünden; diese Zellen befinden sich nicht im Zusammenhang eines großen Gebäudes, sondern eine jede ist ein selbständiger Anbau, ein Häuslein für sich, enthaltend zwei Gelasse, darin ein Raum zum Gebet und ein Studierzimmer eingeteilt sind; im untern Stockwerk aber, das ein kleiner Garten umgibt, eine Werkstatt, um durch die Anstrengungen der Handarbeit die schädlichen Folgen sitzender Lebensart fern zu halten. Eine Nische in der Mauer des Kreuzgangs bezeichnet den Platz, darin den Ordensbrüdern ihre magere Mahlzeit deponiert wird; über der Türe ist ein lateinischer Spruch aus der Bibel oder den Kirchenvätern angeschrieben.

Dröhnend hallten unsere Schritte durch den schweigenerfüllten Gang, aus dessen Mitte wir in den Kirchhof hinabschauten — der tägliche Anblick der Ordensmänner, wenn sie zur Kirche gehen. Ungeschmückte Grabhügel decken ihre sterblichen Reste, nur die Gräber der Ordensgenerale sind mit einfachen Steinkreuzen in Form eines zusammengefügten Baumstamms geschmückt.

Die Kapelle der Toten, die Kapelle Ludwigs XIII., das Refektorium, das an den Sonntagen die Brüder zu gemeinsam schweigendem Mahle vereinigt, die Bibliothek und noch manches andere wurde uns gezeigt.

Ein abendlicher Gang führte uns wieder aus dem beengenden Klosterbann hinaus in die wundervoll grünenden Wälder der Umgebung mit ihren Steinbrüchen, Wasserleitungen, Teichen, schattigen Zickzackwegen . . . zu der in abgeschiedener Waldeinsamkeit gelegenen Kapelle Notre-dame de Casalibus und dem auf tannumschattetem, steilem Felsen gebauten Kirchlein des heiligen

Bruno, dem Ort, wohin er sich, wenn es ihm beim Bau der Kartause unter seinen sechs einsiedlerischen Gefährten noch nicht einsam genug war, zurückzuziehen und beim Gemurmel einer nahen Quelle dem Gebet obzuliegen pflegte.

Ueber die Freskomalereien im Innern des Kirchleins sei in diesem Bericht ein streng kartäusisches Schweigen beobachtet. Aber ein lebendes Bild von eigentümlicher Wirkung mag es sein, wenn die sämtlichen Ordensbrüder, wie es im Sommer etlichemal zu geschehen pflegt, in ihren wallenden weißen Gewändern paarweise den Fußsteig heraufgewandelt kommen, um ihrem Stifter eine Messe zu halten — ein langer, schweigender Zug durch den grünen Wald.

Der Laienbruder hatte uns die Abschrift eines Gedichtes gegeben, das Herr von Lamartine einst hier oben improvisiert. Ich bin sonst kein schwärmender Verehrer jener auf hohem Kothurn schreitenden melancholischen Muse, aber hier war sie dem Ernst und der rührend gewaltigen Natur des Orts homogen.

. . . paisibles habitants de ces saintes retraites,
Comme au pied de ces monts, où priait Israel,
Dans le calme des nuits, des hauteurs où vous êtes,
N'entendez-vous donc rien du ciel?

Ne voyez-vous jamais les divines phalanges
Sur vos dômes sacrés descendre et se percher?
N'entendez-vous jamais des doux concerts des Anges
Retentir l'écho du rocher?

— Die Frage klang so einfach und natürlich, wenn das Auge sich emporwandte zu den hoch über dem schweigenden Wald in den Aether ragenden Alpenkuppen, daß ich selber, trotz der schlimmen philosophischen Impfung, die ein deutscher Organismus in seiner Jugend zu erdulden hat, nicht darüber erstaunt wäre, wenn ich auf den felsigen Wänden ob meinem Haupt die himmlischen Heerscharen auf- und niedersteigend erschaut und den verklingenden Widerhall ihrer Gesänge vernommen hätte . . . Ein reichliches Klostermahl versammelte uns in später Abendstunde wieder um das Kamin des Fremdensaales. Ein feiner piemontesischer Offizier leistete uns Gesellschaft: er war herübergereist, um einem Verwandten, der ins Kloster eintreten wollte, das letzte Geleit zu geben, und deutete uns dessen Geschichte an: das

Schicksal hatte es jenem zur Zeit jüngsten Novizen des Klosters gefügt, daß er einem Freund und Waffengefährten erst gegründete Ursache gab, an der Treue seiner Frau zu zweifeln, und ihn sodann im Zweikampf tötete . . . allerdings Grund genug, um reuig und schweigend sich für den Lebensrest ins Mönchsgewand zu hüllen.

Der leichte weltmännische Ton unseres Erzählers, dessen Wachstuchregenmantel, Firnisstiefel und elegante Handschuhe in scharfem Kontrast zu den Kutten und Sandalen unserer geistlichen Quartiergeber standen, versetzte uns aus der Klosterstille hinüber in das frivole Treiben der modernen Salons . . . das graziöse Liedchen „la donna è mobile“, das aus irgend einer Verdischen Oper dem Turiner Kavalier bis hieher gefolgt war und das er unaufhörlich trällerte, klang wie ein Sirenenton an der Stätte des ewigen Schweigens, von der sich übrigens unser piemontesischer Gefährte auch sehnlichst hinüberwünschte zu den Sängerinnen, Tänzerinnen und schönen Frauen seiner Hauptstadt.

Zum Nachtlager wurde jedem von uns eine Zelle angewiesen: vier kahle weiße Wände, ein rauhes Bett, ein Betpult mit Kruzifix und einem kleinen Schrank — und alles in strengem Schweigen, das war das Nachtquartier der grande Chartreuse.

Um Mitternacht aber tönte die Glocke, der père Gérésime erschien, uns zu wecken; wir wurden in die Emporkirche geführt, dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen. In schwarzer Finsternis lag alles, nur ein leiser Schein der ewigen Lampe fiel auf die Marmorgruppe der Pietà, und eine Bewegung im Chor meldete die Anwesenheit der Ordensmänner. Dann hörte man eine rauhe Hand dreimal auf die Bank vor den Stühlen klopfen — und ein strenger, schauerlicher Gesang hub in dem finstern Chor an, als wäre die Unterwelt aufgetan und die Toten redeten von den Dingen der Vorzeit. Dann wurden die Laternen angezündet, und man sah die weißen Kutten, von der Kapuze das Haupt verhüllt, in ihren Chorstühlen sitzen und aus den großen Psalmbüchern ihre mitternächtlichen Antiphonien beginnen. Meist war es einer, der vorsang, die andern fielen im Chor ein: oft unterbrach ein viele Minuten andauerndes schreckliches Schweigen den Gesang, die Lichter erlöschten, Finsternis des Grabes und Todes deckte die Kirche, bis wieder eine klagende Stimme, wie die eines Rufers aus der Wüste, die Liturgie fortsetzte.

Es war ein gräßlich ernster, gespenstiger Eindruck; die

ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug.

Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtfeier, mit leisem Schritt unsere Zellen; noch lange schallte das monotone Psalmodieren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf.

In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40 000 Arbeitern ihre Lohn- und Frondienste tut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft . . . und heute — in einer einsamen Klosterzelle, unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die Gemüter bewegt, nichts von der Organisation der Arbeit und der sozialen Frage, von deren Lösung vielleicht um diese Stunde der Weber von Lyon träumt — nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt — nichts vom rauschenden Faltenwurf der Krinolinenröcke und nichts von der neuen Gottheit des Tages, genannt credit mobilier . . .

Aber ob sie so unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? . . .

Ich gedachte der Kulturmenschen draußen in ihrem Ameisengewimmel, in ihrem vielgeschäftigen Nichtstun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Kartäuserhabit, die Worte des Psalms: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben."

Der folgende Tag führte uns wieder zu den Lebenden zurück. Im Reiseplan stand zwar noch die Besteigung des Grand-Som aufgezeichnet, jenes über der grande Chartreuse sich erhebenden Gipfels, von welchem aus eine prächtige Fernsicht in die von der Rhone durchschnittene Lyoner Ebene, bis weit zu den Bergen des Vivarais und der Auvergne, sowie eines der gewaltigsten Alpenpanoramen den Emporklimmenden überrascht. Der Gedanke war sehr verführerisch, in diesen kottischen Alpen eine rigiartige Umschau zu halten, die ganze weite Kette vom Monte Viso bis zu den Chamounybergen zu mustern und dem Montblanc der Dauphiné, dem riesigen, in ewigen Schnee gehüllten Mont Pelvoux, der dem wirklichen Montblanc an Höhe nur um 600 Fuß nachsteht, einen Gruß zuzuwinken.

Aber ein hartnäckiger Regen machte jeden Gedanken an weitere Bergersteigung zu Wasser.

Nach herzlichem Abschiede von unserem sanften, gastfreien Ordensmanne traten wir den Rückweg nach Grenoble an, der ein sehr schwieriger zu werden drohte. Der Oekonom des Klosters gab uns eine Flasche ihres trefflichen Likörs mit auf den Weg; dieser Likör, sowie das „Lebenselixier" der grande Chartreuse sind seit Jahrhunderten berühmt in Frankreich und werden vielfach als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet; die Zubereitung aus den aromatischen Kräutern dieser Hochalpen ist Geheimnis der Kartäuser, die, nach den großen Vorräten zu schließen, einen nicht unbedeutenden Handel mit diesem Spezifikum treiben. Ohne diese Herzstärkung wäre der sechsstündige Marsch über le Sappey nach Grenoble hinunter sehr bedenklich geworden. Ein wahrhaft sündflutlicher Regen fiel unaufhörlich und machte es unmöglich, der großartigen Landschaft an dem durch einen Torturm abgeschlossenen Engpaß la porte du Sappey und jenseits derselben, wo eine Kapelle das „initium terminorum et privilegiorum domus Cartusiae" bezeichnet, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken.

Allmählich wurden Wege und Stege von brausenden Wildbächen erfüllt . . . so stundenlang marschierend oder vielmehr einherwatend, oft vom Wasser fortgerissen oder tief in den Schlamm einsinkend, dann und wann in einer Sennhütte rastend und die triefenden Gewänder auswindend, überzeugten wir uns aufs klarste, daß man auch durch einen Ausflug in die Alpen der Dauphiné der Ueberschwemmuna vergebens zu entfliehen sucht.

Mut aufrecht . . . als endlich nach langem Bergabsteigen unerwartet die Regenwolken sich lüfteten und das herrliche Tal Graisivaudan mit seinen Wäldern und Rebhügeln und reichen, landhausbesetzten Gefilden zu unseren Füßen lag, und wir von der Höhe von Montfleury hinunterschauten auf die breit daherströmende Isère und die Mauern und Festungswerke von Grenoble und hinüber auf die sich hoch in den Wolken verlierenden dunklen Häupter des Mont Aiguille und des Pic de l'Obion — da war alles Leid vergessen, fröhlich zogen wir durch die Tore der alten Hauptstadt der Dauphiné und hatten noch Stimmung genug, im Vorübergehen den Ritter Bayard auszulachen, der ohne Furcht und Tadel, aber mit schlotternden Knien, als hätte auch ihn ein Gebirgsmarsch und Wolkenbruch zugrunde gerichtet, von der Place St. André als schmerzerweckend schöne Erzfigur in den Regenhimmel hinaufschaute.



Avignon.

(1857.)

Es war eine seltsame, beinahe bedenkliche Eisenbahnfahrt, die mich im Juni 1856 von Tarascon nach Avignon beförderte. In der Not der allgemeinen Ueberschwemmung, die sich damals über das mittägliche Frankreich verheerend und verwüstend ergoß, war auch der Schienenweg allenthalben zerstört; aber der Kaiser hatte seinen Willen ausgesprochen, daß die gewohnten Verbindungen sobald als möglich wieder hergestellt würden, und was Napoleon III. verlangt, das geschieht zur Zeit in Frankreich und mitunter auch anderwärts, ohne daß von Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten in der Ausführung viel die Rede sein darf.

So war auch die Bahnstrecke von Tarascon nach Avignon wenig Tage nach ihrer Zerstörung wieder in fahrbaren Stand gesetzt; wo der Damm auf weite Strecken hin vom Anprall der Gewässer fortgerissen und spurlos verschwunden war, hatte man in angestrengter, täglich und nächtlich ununterbrochener Arbeit, oft mitten in dem noch immer flutenden Wasser, einen Notdamm errichtet, dessen Grundlage aus vielen tausend und abertausend mit Erde, Sand und Steinen gefüllten Leinwandsäcken bestand; gleichviel ob diese Grundlage eine zweifelhafte: es muß gehen! hieß es, und darum ging es auch. Item, die Bahn war wieder fahrbar, wenn auch ein deutscher Techniker hinlänglichen Grund gehabt hätte, dem Wort „fahrbar" den Zusatz „aber fragt mich nur nicht, wie?" hinzuzufügen.

Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündflutlichen und nachsündflutlichen Zuständen davongetragen, wie auf dieser Fahrt, und mancher der Mitfahrenden schaute mit

hellen Tränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder, Olivenpflanzungen und reich wie die Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen -- alles unter einem Schlamme begraben ruhten.

Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben als eine solche Walstatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „schönen, liedervollen, wonnigen Provencer-tale", von denen Lenau singt:

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten,
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten . . .

Das ganze Flachland längs der Rhone und der ihr entgegen-strömenden Durance (die, nebenbei bemerkt, schon im alten pro-vençalischen Volkssprichwort nicht zu den poetischen Zierden, sondern zu den drei Landplagen und Geißeln der Provence ge-rechnet wird, deren erste der scharfe, staubaufwirbelnde Nordwind Mistral, die zweite das Parlament) war in eine schlammüber-zogene Wüstenei verwandelt, darüber giftige Miasmen, von dem in Fäulnis übergegangenen Wiesengras und Getreide erzeugt, lagerten. Die Poesie verstummte gänzlich vor dem Schrecklichen, was hier ausgebreitet war, aber ein Geolog hätte eigentümliche Beobachtungen über die Macht des Wassers und seine alluvialen Bildungen anstellen können; in regelmäßiger Schichtung waren da, wo die Gewässer bereits wieder abgelaufen, gröbere und feinere Schlammablagerungen zurückgeblieben und als Decke über die darunter begrabenen Felder gebreitet; oft weite Strecken entlang war diese Decke durch die darauf wirkende Junisonnenhitze in gleichförmigen Sprüngen zerborsten und bot dem Auge das Bild eines in mathematische Figuren geteilten Mosaikbodens . . .

An anderen Stellen hatte die Zerstörung wilder getobt und für Bilder gesorgt, geeignet von dem melancholisch dem Schauer-lichen zugeneigten Pinsel Ruysdaels oder dem wildphantastischen Salvator Rosas zu bleibendem Gedächtnis fixiert zu werden. Malerisch zertrümmerte ländliche Behausungen, an deren vor-wärts geneigten Mauern oft unweit des Daches noch eine feuchte dunkle Linie die Wasserstandshöhe bezeichnete, zusammenge-

schwemmte und übereinandergetürmte Bäume, da und dort ein ertrunken Pferd — eingesunkene Brücken mit den Resten des ehemaligen Bahndammes, ja an einer Stelle dieser Damm förmlich von Ort und Stelle geschoben und das Unterste zu oberst gekehrt, so daß die eisernen Schienen senkrecht aus Schlamm und Graus in die Höhe starrten und hinausragten wie Knochen vom Skelett eines hier zugrund gegangenen Riesentiers . . . solche und ähnliche Motive folgten in reicher Fülle aufeinander.

Es ist eines der traurigsten Vorrechte des Künstlers, daß er auch in dem, was anderen Jammer und Not bereitet, in Ruinenzusammensturz, Erdbeben, Feuersbrand und Wassersnot, gleichwie in den unseligen Katastrophen, die über ein Menschenherz zerstörend einbrechen, die interessante Seite herausfinden darf.

Unsre Betrachtung der wasserverwüsteten Landschaft wurde übrigens bald auf uns selber und das Schicksal unsers Bahnzugs zurückgeführt . . . immer langsamer und vorsichtiger fuhr die Lokomotive über den provisorischen Damm, und allmählich ward es selbst den lustigen Blauröcken vom „Sixième“ der chasseurs d’Afrique, die in gleichem Zuge nordwärts fuhren und auf die Frage: woher? stolz geantwortet hatten: von Kinburn, nicht mehr ganz geheuer zu Mut. Es schien, als ob unser neuer, auf Kaisers Befehl so schnell hergestellter Damm etwas „aus dem Leim“ gehen wolle, die Feuchtigkeit der Atmosphäre war in die in Leinwandsäcke verschlossene Erdgrundlage eingedrungen, der Damm zusammengeschrumpft, die Oberfläche schief geworden, die Schienen waren gesunken, so daß wir wohl zehn Minuten lang auf geneigtem Geleise, in geneigter Stellung der Wagen — sämtliche Insitzende als Ballast auf die abgekehrte Seite des Waggons gedrängt, in unheilgefaßter Spannung und jeden Augenblick des Umsturzes gewärtig dahinfuhren und bedachtsamere Reisende zu Behütung ihrer Zähne bei etwaigem Umgeschütteltwerden bereits die kurze weiße Tonpfeife ausgehen ließen und in die Tasche steckten.

Aber was der Kaiser anordnet, hat Glück und Erfolg, wenn es auch auf einem Fundament von feuchten Erdsäcken ruht; die Neigung zum Schiefen, die plötzlich über unsern Zug gekommen, verlor sich; Freudenruf aus erleichtertem Herzen erschallte, die kurzen Pfeifen wurden wieder angezündet, und ungebrochenen Halses kam unsre dampfgetriebene Arche, die erste, die seit der

Sündflut wieder auf dieser Bahnstrecke ausgelaufen, in Avignon an. —

Avignon! . . . Es ist eigentlich ein Anachronismus, mit der Eisenbahn in Avignon anzukommen! Wer in Avignon wirklich etwas „Zeitgemäßes" zu suchen hatte, der kam dereinst hoch zu Rosse, gepanzert und geharnischt eingeritten — oder auf langem, zeltbeschattetem Schiffsverdeck die Rhone heraufgerudert — oder getragen in behaglicher Sänfte; aber Avignon, die große Klerikerherberge, das trutzige, üppige, mittelalterliche Babylon . . . und das Reich der Schienen und des Dampfes: beide sollten von rechtswegen nichts miteinander zu schaffen haben.

Indes auch hier ist die moderne, alles auf gleichen Fuß setzende, dem Christen wie dem Heiden sein dîner zu drei Franks, sein déjeuner zu zwei Franks anrechnende Kultur Meister geworden, und ein Omnibus fährt längs der zinnengekrönten, von viereckig vorspringenden Türmen regelmäßig unterbrochenen Befestigungsmauer, die Hernandez de Heredia, Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem, einst als quadergefügten Gürtel um die Papststadt aufrichtete, die Ankommenden vom Bahnhof zum wohlbestellten Hôtel de l'Europe.

Und da denn das Schicksal die große Ueberschwemmung dieses Jahres als den roten Faden durch all meine französischen Reisebilder und Erlebnisse gewoben hat, so mußte auch das erste, was mir bei der Einfahrt in die Augen fiel, ein Stück zusammengestürzten Turmes und Mauerwerk sein, das fünf Jahrhunderte lang stand gehalten, um jetzo von den Fluten, die bis vor kurzem die Straßen der Stadt in schiffbefahrene Kanäle verwandelt hatten, angenagt, unterwühlt und eingerissen zu werden.

Das Wahrzeichen von Avignon war einst: sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren hier residierend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster und sieben Kirchhöfe.

Hiemit ist denn auch der Grundzug dieser Stadt bezeichnet, denn was einmal eine gründliche Krummstabresidenz war, das nimmt zeitlebens, und mag die Weltgeschichte sich umgestalten, wie sie will, keinen wesentlichen andern Charakter mehr an. Wäre doch auch in deutschen Landen manch eine Stadt und Städtlein namhaft zu machen, deren Bewohner ein gewisses schwerdefinierbares Etwas wie einen nicht säkularisierten Alpdruck aus ihrer geistlichen Vergangenheit noch unverkennbar mit sich herumtragen,

wenn es auch unmittelbar nur noch in der Vorliebe für gewisse Fastenkarpfen und Fastenkrapfen und kühle Klosterkellertrinkstuben seinen Ausdruck findet.

Der erste Gang in Avignon konnte in historischer Pflichtschuldigkeit kein anderer sein als zum Schloß der Päpste.

Gewitterwolken zogen sich am Abendhimmel zusammen, ein scharfer, dem Unwetter vorangehender Zugwind blies durch die engen Straßen, frostig und kalt, trotz sommerlicher Jahreszeit, auf daß auch an mir erfüllt werde, was der alte Gedenkspruch sagt:

Avenio ventosa
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Durch dunkle Gassen emporsteigend, durch die „ruelle du Vice-légat“, die mehr einem in den Fels gesprengten Festungslaufgraben als einem sanften Sträßlein glich, auf das vorbereitet, was da kommen sollte, stund ich endlich vor dem Ziel meiner Wanderung.

Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen, den diese kolossale Zwingburg, dieses ganze System von Türmen, Bastionen, Wällen hochgewölbten Palastgebäuden in der massenbeherrschenden, schwerfälligen Bauweise des vierzehnten Jahrhunderts auf den unbefangenen Beschauer ausübt. Vergeblich wäre es, ein architektonisch Gesamtbild mit der Schreibfeder entwerfen zu wollen, und leider ist die Photographie, die ich aus der Werkstatt Tourtins, des Avignoner Photographen, mitnahm verloren gegangen und kann diesem Bericht nicht beigelegt werden.

Gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal, wie ein Hohn für die Unterworfenen, wie eine Herausforderung an die Nachbarn, eine Festung, eine Zitadelle, ein wahres Kampfhaus der streitbaren Kirche — so ragt dieses päpstliche Kapitolium über die einst von ihm beherrschte Stadt; — ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick in betreff damaligen Verhältnisses der Kirche zum Staat und manch andrer schwieriger Punkte belehrender ist als Dutzende tiefsinniger Ausbrütungen gelahrter Stubenhocker.

Der Vatikan zu Rom, der doch auch mit stattlichen architektonischen Massen auf die Weltstadt jenseits der Tiber schaut, ist ein harmlos anmutig Idyll, verglichen mit diesem Twing-

Avignon. Dort schon Grazie, ich möchte sagen weltmännische Haltung, und aus allen Ritzen und Fugen die Kunst in neckischer Anmut hervorschauend . . . hier finsteres, soldatisch aufrechtes Wesen, Trotz und Hochmut in jeder Linie des Ganzen, häuslicher Komfort, Annehmlichkeit, Luxus — alles dem Zweck der Verteidigung untergeordnet; dort in offenen luftigen Hallen die jugendschönen Schöpfungen Rafaels, hier in finstern Inquisitionsräumen die starren, frostigen Reste von Giottos oder seiner Schüler magern Heiligenbildern — dort die humanistische, wenigstens künstlerisch freie Zeit Leos X. und seiner Nachfolger, hier der versteinerte Hauch einer Kirchengewalt, die den Panzer über dem geistlichen Gewand, den Eisenhandschuh über dem Fischerring St. Peters trägt, die gegen das Recht des Stärkern das des Stärksten in Anspruch nimmt, die flucht, bannt, Ketzer verbrennt, Kaiser und Könige wie Schulknaben abfertigt und in der unheiligen Barbarei ihrer geschichtlichen Erscheinung selbst treue Kinder der Kirche, wie jene englische Dame,* die neulich das Leben der Francesca Romana beschrieben, zu dem Geständnis zwingt, daß, würde ihr aufgegeben zu sagen, wann sie am wenigsten gern gelebt haben wollte, wann wohl am meisten ihr Glaube gefährdet und ihr Herz verwundet sein möchte, sie wohl am ehesten das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nennen würde.

Strömender Regen schlug nieder, als ich in den Hof des Papstschlosses eintrat. Es dient gegenwärtig als Kaserne der Besatzung von Avignon; der alte Kastellan lag krank und beauftragte einen geschniegelten jungen Korporal mit sorgfältig gewichstem Schnurrbart, uns herumzuführen und alles genau zu erklären . . . eine Aufgabe, welcher derselbe auch aufmerksam und nicht ohne geschichtliche Bestrebungen nachzukommen suchte.

Auch das Innere des Schlosses trägt den kriegerischen, bis an die Zähne bewaffneten Charakter; alles darauf berechnet, daß im Falle einer Belagerung nach Erstürmung der Tore in diesen innern Räumen der Kampf mit Erfolg noch fortgesetzt werden möge. Türme beherrschen den weiten Hofraum, Schießscharten bedrohen ihn . . . als letzter Rückzugsort der Besatzung ragt ein riesiger viereckiger Turm, die turris magna et quadrata Papst Benedikts XII., wo die damalige Architektur all ihre finstern Geheimnisse, mysteriöse sich plötzlich verlierende Treppen, eiserne

* Lady Georgiana Fullerton.

undurchdringliche Falltüren, Schlupftore, unterirdische Gänge u. s. w. in unheimlicher Fülle entwickelt hat.

Die inneren Teile haben von ihrer Gewaltigkeit dadurch verloren, daß sie, den modernen Kasernenzwecken entsprechend, vielfach verbaut, durch eingeschobene Wände und Halbierung der hohen Stockwerke in zwei niedere u. s. w. entstellt sind.

Die zahlreiche militärische Einlagerung, die während des Gewitters behaglich Tabak rauchend auf Pritschen und Matratzen herumlungerte, trug nicht zur Verbesserung der dumpfen Atmosphäre bei.

Ein Labyrinth von Gängen und Korridoren führt in den unheimlichen Steinmassen umher; allmählich kamen die Erinnerungen alter Zeit zum Vorschein: hier, wo an den Wänden wenige Reste von gemalten Trophäen erschaulich und jetzo ein schnurrbärtiger Schulmeister die Kinder des Regiments, eine köstliche junge Soldatenbrut, im Schreiben und Rechnen unterrichtet, war Arsenal und Waffensaal . . . dort in jener Turmkapelle, wo auf blauem, sternbesätem Grunde die strengen Heiligen und alttestamentlichen Weisen um den Thron Gottes stehen oder standen, denn der Kalkbewurf ist vielfach zerbröckelt und die Revolution von 1791 hat absichtlich manches vom Heiligenschein umflossene Haupt herausgehauen, so daß die Gelehrten wohl schwerlich mehr ins klare kommen werden, von welchem altflorentinischen Meister die Fragmente gemalt wurden — dort hielt das Officium der Inquisition seine Sitzungen, dort wurden, wie einer der Zeitgenossen sich einmal ausdrückt, „processus facti terribiles et sententiae fulminatae fortissimae.“

Hier aber, was hat dieser sonderbar in spitzer Kuppelform gewölbte Turm zu bedeuten, der als hoher Kaminschlot zugespitzt hinausragt über die Dächer? „Wenn die Leute in Avignon aus diesem Schlot ein blaues Räuchlein aufsteigen sahen,“ sprach der Korporal, „schlugen sie ein Kreuz und sprachen: Gott sei seiner Seele gnädig! Die Inquisition war nicht für öffentliche Hinrichtungen, man tat es mehr häuslich ab. Schade, daß im Jahr 1791 alle Tortur- und Marterwerkzeuge, die im Schloß aufgehäuft lagen, in feierlichem Autodafé verbrannt wurden, es soll „une remarquable collection“ gewesen sein!“

. . . da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine. . . .

Es ist ein schwüles Gefühl, auf einem Boden zu stehen, auf welchem dereinst zur Ehre Gottes Menschen geröstet wurden. Draußen blitzte und donnerte es.

S'il vous plaît, mr. le caporal, une autre salle, sprach ich. Er führte uns auf ein flaches Dach, um Uebersicht über das verwirrte Ganze der Papstburg und Stadt und Umgegend zu gewinnen, aber der Regen war so stark, daß wir es nur unter aufgespanntem Schirm in schnellem Geschwindschritt umkreisen konnten . . . eine wohltuende Abkühlung nach Besichtigung der Ketzerverbrennungsstätte.

Rückkehrend schritten wir durch einen dunkeln, geschwärzten, etwas baufälligen, übrigens durch nichts Besonderes ausgezeichneten Saal. „Voilà la salle brûlée!" sprach unser Führer, „une souvenir historique!"

Eh bien, mr. le caporal, was hat sich hier zugetragen in diesem verbrannten Saal?

„Sehen Sie," sprach der Korporal und drehte seinen Schnurrbart, „das war dazumal eine sehr sonderbare Geschichte. Da kommandierte hier im Schloß des Papstes Vizelegat Herr Peter von Luna, ein verteufelter Geselle, der lud eines Tages die ganze feine Welt von Avignon, Herren und Damen, zum Souper ein . . . und wie sie fröhlich hier beisammen saßen und schmausten, sprengte er den Saal mit der ganzen Creme der Gesellschaft in die Luft. Daher der Name."

Eine sonderbare Geschichte, mr. le caporal, sagte ich. Aber was veranlaßte den Herrn Legaten, seine Gäste zum Dessert in die Luft zu sprengen?

„Das war auch wieder eine sonderbare Geschichte. Sie hatten drei Jahre zuvor seinen Neffen an den Galgen gehängt."

Ei! Und warum dieses?

„Sehen Sie, auch das war eine sonderbare Geschichte. Dieser junge Mann pflegte als Neffe des Legaten, Sonntags in der Kirche gegen die vornehmen schönen jungen Damen so zudringlich zu werden und sie so gröblich zu insultieren, daß nicht mehr anders mit ihm auszukommen war, als man mußte ihn aufhängen."

Und der Herr Legat?

„Der Herr Legat ließ sich im Moment, da er Feuer an die Mine gelegt, durch eine Falltüre in den unterirdischen Gang

hinab, kam darin bis an die Rhone und unter der Rhone durch und rettete sich nach Villeneuve hinüber."

Es führt ein unterirdischer Gang unter der Rhone hindurch? sprach ich ungläubig. Aber der Korporal bestand fest darauf, zeigte uns im Hofraum den Eingang zu jenem Souterrain und rief seinen Schlüsselführer herbei, der bestätigte, daß er selbst mit einem Hauptmann vom Genie in den vierziger Jahren in diesen Gang so weit eingedrungen sei, daß sie die Rhone über sich brausen gehört.

Ich mußte diesen Gewährsmännern überlassen, für ihre Geschichte von dem in die Luft gesprengten Souper, wie für die Existenz eines solchen Tunnels einzustehen, der übrigens in Gedanken und Ausführung vollständig zu dem in diesen Verteidigungsbauten durchgeführten System passen würde und damals, da Villanova als zweite Papstfestung das rechte Rhoneufer beherrschte, als unterirdische Verbindung der beiden Schloßbesatzungen von einer der Beschwerlichkeit der Anlage schon entsprechenden Wichtigkeit gewesen wäre.

Es lag nun etwas Anmutendes darin, noch nach fünfhundert Jahren einen verwegenen Vizelegaten als Helden einer Kasernenüberlieferung lebend zu finden; meine Kenntnisse waren jedoch in jenem Augenblick nicht ausgerüstet genug, um historischen Kern und Mythus völlig auseinanderzulösen. Darum steht im damaligen Tagebuch die kurze Bemerkung: „La salle brûlée. NB. Unerachtet der ausführlichen Korporalserzählung zu Hause auch noch die vitae paparum Avenionensium von Stephan Baluze nachzulesen!"

Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen, war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wieder belebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit . . . die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehen und ruft aus allen Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt.

Und bei dampfender Zigarre der Abendsiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden . . . was damals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und beteuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spani-

schen Zigarre umqualmten Scheiterhaufen herab ihre Unschuld ... subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tode des Leibes verweilten und welche Entwicklung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen ... Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör ... Bettelmönche strenger und milder Observanz wüteten gegen einander, ob kurze und enge Röcke mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorratshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht ... singende Geißlerprozessionen, murmelnde Lollharden, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Brüderschaften der weißen und der schwarzen Büßer ... üppige Kurtisanen, die schöne, leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provençalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Kardinäle und Antikardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste ... alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen, und zwischen dem verweltlicht kirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

> O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
> Die, was der Tugend ihr vermählen sollt,
> Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
> Ihr euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt oder wie Katharina von Siena, die mystische Dominikanernonne, laut die Warnstimme erhebt zur Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr ...

Wenn das Schicksal einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten, arbeitsfreudigen modernen Mann an diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Türmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Twingburg auf- und niederschreitend, möchte sich ein eigentümlich scharfes und reiches Kulturbild jener auch in ihren Sünden und Torheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges

und Großes zu denken und zu tun . . . — es blamiert sich ein jeder so gut er kann!

Einer der merkwürdigsten aber, die je das Pflaster von Avignon beritten und beschritten, ist eben jener Peter von Luna, von dem der Korporal so abenteuerlich Fabelwerk zu erzählen wußte. Ich habe seither den in der salle brûlée unvorsichtigerweise gefaßten Vorsatz, die Lebensbeschreibungen und Akten der Avignoner Päpste zu studieren, redlich ausgeführt: die Geschichte dieses streitbaren Kirchenhauptes ist eine mit starrem Ernst, aber auch mit schwerem Humor gewürzte Tragödie. Denn erst aragonischer Kriegshauptmann, dann von Gregor IX. mit dem feinen Wortspiel: „Caveas ne tua luna patiatur eclipsin“ zum Kardinal und am 16. September 1394 in feierlichem Konklave zum Papst ernannt — anfänglich in friedlichem Einverständnis mit dem Gegenpapst Bonifazius IX. seine Würde behauptend, statt sie, wie bei der Wahl beschworen worden, zur Einlösung vom Schisma im erforderlichen Augenblick wieder niederzulegen, allmählich von den Königen von Spanien, von Frankreich und den eigenen Kardinälen verlassen, auf den festen Platz von Avignon reduziert und mannhafte Belagerung aushaltend, bis er als der letzten Verteidiger einer, den Degen in der Faust vor den Siegern durch einen jener maskierten Gänge entfloh — vom Konzilium zu Pisa und abermals vom Konzilium zu Konstanz seiner Würde feierlich entsetzt, aus Avignon verjagt, aus Perpignan vertrieben, auf nichts reduziert — aber trotz aller Konzilien und trotz des Abfalles der ganzen Christenheit fest und hartnäckig als Papst verharrend, zuletzt auf Peniscola, dem Schloß seiner Väter in Aragonien, von seinen Bauern noch redlich als rechtmäßig Oberhaupt der Kirche anerkannt und auf die abtrünnige Welt außer Peniscola seine Bannstrahlen schleudernd: so hat dieser Benedikt XIII., als er, sechzehn Jahre nach seiner Absetzung, erst mit dem Tode sein Papsttum aufgab und sterbend noch die zwei einzigen Priester zu Kardinälen ernannte mit der Bedingung, daß einer von ihnen der echte Nachfolger seiner und Petri sein solle, eine Ausdauer und Zähigkeit entwickelt, die, wenn sie auch vielfach an den Heldenmut des tapfern Ritters von la Mancha erinnert, doch als Beispiel der stählenden und für Unglück wappnenden Gewalt des theoretisch konsequenten Gedankens bemerkt zu werden verdient.

Selbst in das seiner Machtfülle sich so sicher fühlende Konzil

von Konstanz warf jener Turm von Peniscola seinen unheimlichen Schatten: der Kaiser Sigismund machte sich damals anheischig, durch persönliches Erscheinen bei dem hartnäckigen Aragonier ihn zu endlichem Verzicht zu bewegen — aber in siebenstündiger Rede bewies der scharfsinnige Alte dem vermittelungsuchenden Kaiser sein gutes Recht, und Sigismund schied von dem schier Achtzigjährigen unverrichteter Dinge. —

Hier in der festen Zitadelle von Avignon saß nun der hochwürdigste Herr Peter von Luna, den, wie seine Gegner damals schrieben, nonnuli in hoc miserabili schismate Benedictum XIII. appellant, zur Zeit, als ihm allenthalb der Gehorsam gekündet ward, in einer bösen Klemme. Die schlichte Relation eines Zeitgenossen über die damaligen Vorgänge gibt ein so plastisches Bild jener Tage des Kampflärms, daß ich mich nicht enthalten kann, ein Bruchstück daraus zur Berichtigung des vom Korporal erzählten Mythus und zu Nutz und Frommen aller, die Sinn für das Schmackhafte einer urkundlichen Schilderung haben, hier einzuflechten.

. . . „Im Jahr des Herrn 1398" — schreibt jener Augenzeuge * — „geschah auf königl. Befehl zu Paris eine Versammlung der Prälaten, Magnaten und anderen Kleriker des Reichs, in welcher unter Vorsitz der Herren Herzöge beschlossen wurde, unserm Herrn Papste zu Avignon fernerhin allen Gehorsam zu entziehen. Und wiewohl mancher Widerspruch erhoben, veröffentlichte doch der Kanzler des Königs von Frankreich nach dem ihm gewordenen Auftrag sofort das Edikt, wonach in allen Landen des genannten Königs bei Strafvermeidung dem Papste keine Anerkennung mehr zu leisten sei — unter Berufung auf dessen künftigen legitimen Nachfolger . . . und es wurden zwei Kommissarien ernannt, Robert Cordelerii, ein Doktor der Rechte, und Tristan de Bosco, Vorstand des Bistums von Arras, beide vom Parlament des Königs, welche am Sonntag den 1. September in Villanova bei Avignon die erwähnte Lossagung öffentlich bekannt machten und sämtlichen Untertanen des Königs, Geistlichen wie Laien, unter schweren Strafen aufgaben, vom Gehorsam, Dienst und Hofe des Herrn Papstes Benedikt zu weichen.

* Informatio seriosa eorum, quae nuper facta fuerunt Avinioni per Dominos Duces Franciae et alios ex diversis sumptis occasionibus, circa Dominum nostrum Papam Benedictum XIII.

Bei Baluze, vitae papar. Avenionens. t. II pag. 1122 und ff.

Darum verließen sofort die Kapläne, Hofbediensteten, Auditoren und andere Offizialen Haus und Kurie des Papstes. Auch die Herren Kardinäle zogen nach Villanova hinüber, versammelten dort die Bürger von Avignon, schlugen sich nach gepflogenem Rat auf Seite des Königs, sagten sich feierlich von aller Obedienz an den Papst los, veranstalteten einen allgemeinen Aufstand unter der Bürgerschaft von Avignon, sowie in der Grafschaft Venaissin und allen Ländern des Papstes, und nahmen einen Kriegshauptmann, genannt Boucicaut (Bussicaldus), mit gewaffnetem Volk, wie sie sagten, zum Schutz genannter Stadt und Länder, in ihren Sold.

Dieser rückte auch mit seinen Kriegsleuten sogleich vor das Schloß Borbon unweit Avignon, wo einer der Kardinäle von Villanova mit ihm zusammentraf und nach geheimer Unterredung wieder zurückkehrte; worauf alsbald der genannte Feldhauptmann einen Abt aus der Umgebung des Papstes, der die Grafschaft Venaissin regierte und zum Besuch einiger Kastelle gekommen war, unvermutet auf grausame Weise niedermachen ließ.

Hierauf besetzten die Bürger von Avignon den Palast ihres Bischofs, die Kirche Unsrer lieben Frau de Donis auf dem Felsen, sowie die Kornspeicher des Papstes mit Kriegsleuten. Auch machten sie einen Schildknappen in päpstlichen Diensten, der nach altem Herkommen die Schlüssel der Stadt zu bewachen hatte, zum Gefangenen und nahmen ihm die Schlüssel hinweg.

Gleichzeitig zogen einige vom Gefolge der Kardinäle in die Stadt und vor das Hospitium, wo die Bullen ausgefertigt werden, führten mit Gewalt einen Bullenschreiber mit der Bulle des Papstes nach Villanova und lieferten ihn den Kardinälen aus, bei welcher Gelegenheit mehrere Dienstmannen des Papstes sowie andere von spanischer Abkunft verwundet, ihrer Habe beraubt und ins Gefängnis geworfen wurden. Auch verweigerte man dem Papst und denen, die sich mit ihm in seinem Schloß abgesperrt hatten, Lebensmittel, schnitt alle Zugänge mittelst Vergitterungen und anderer Befestigungen ab und postierte Bewaffnete in großer Menge ringsum.

Am Montag den 16. desselben Monats September ritt der Kardinal von Novo Castro, der in Villanova durch das Kardinalskollegium zum obersten Befehlshaber von Avignon ernannt worden, schon in die Stadt eingezogen war und im bischöflichen Palast sein Quartier genommen hatte, in öffentlichem Aufzug zu

Pferd durch die Stadt, im roten Gewand ohne Mantelüberwurf und Pallium, das Schwert umgürtet, einen Krummstab in der Hand, und indem er in diesem ziemlich unehrbaren Aufzug das Volk zur Rebellion aufstachelte, hielt er, unter dem allgemeinen Zuruf: „Es lebe das heilige Kollegium der Kardinäle und die Bürgerschaft von Avignon!" auf den Gassen und Plätzen Volksreden.

Hernach stürmte der genannte Boucicaut mit denen von Avignon den Turm, der auf Seite der Stadt sich oberhalb der Brücke erhebt und von einigen Dienstleuten des Papstes verteidigt war; sie legten Feuer vor die Tore und setzten ihm mit Minen, Ballisten und Bombarden dermaßen zu, daß die Besatzung, unvermögend ferneren Widerstandes, mit Erlaubnis des Papstes den Turm an die Bürger übergab, die ihn unter großem Jubel einnahmen, ihre Paniere auf der Spitze aufpflanzten und das päpstliche Schloß über alle Maßen beunruhigten.

Am Tag des heiligen Erzengels Michael aber, der ein Sonntag war, griff der genannte Kardinal von Novo Castro mit seinen Bombarden die apostolische Residenz gewaltig an, ließ durch Boucicaut und die andern ebenfalls angreifen, und einige Steinsplitter von der Steinkugel einer Bombarde, die aus dem kleinen Palast, wo der Kardinal sein Quartier hatte, abgeschossen wurden, trafen und verwundeten den Papst.

Am Dienstag den 1. Oktober jedoch wurde der genannte Kardinal, wie man glaubt, durch Gericht Gottes, von Geschwüren und Karbunkel am ganzen Körper befallen, verlor alle Besinnung und am Freitag, den sechsten Tag nach dem Fest des heiligen Michael, sein Leben — wolle Gott, nur das des Leibes und nicht auch der unsterblichen Seele.

Hernach wurden zwei große Kriegsmaschinen zu beiden Seiten des Schlosses aufgerichtet, welche Steine von mächtigem Umfang wider das Schloß schleuderten; — mit diesen und viel großen Bombarden, Pfeilen, Schleudersteinen und Vorrichtungen verschiedener Art setzten sie innerhalb vieler Tage die Belagerung fort und legten zugleich an 3 oder 4 oder noch mehr Orten ungeheure Minen unter die Türme und Mauern des Schlosses, wodurch diese Türme und Mauern, wie sie glaubten, da und dort zusammenstürzen sollten.

Am 24. Oktober, nachdem ein freies Geleite zwischen dem Papst und seinen Anhängern einerseits und den Kardinälen

außerhalb und ihrem Feldobristen Boucicaut andrerseits versprochen und zugesagt war, kamen aus dem Schlosse zu einer Unterredung behufs eines Friedensschlusses die papstgetreuen Kardinäle von Pampeluna, von Boyll und de sancto Adriano mit drei der gegnerischen Kardinälen in der Stadt zusammen; da sie sich aber durchaus nicht zu einigen vermochten und die erst bezeichneten Kardinäle zum Papst, der sie abgesandt, zurückkehren wollten, wurden sie durch genannten Boucicaut gefangen genommen, alsbald nach seinem Schloß Borbon abgeführt und dort gefänglich festgehalten.

Samstag den 26. desselben Monats schlichen der Admiral (magister portuum) des Königs von Frankreich und ein Ritter Richard, Boucicauts Waffengefährte, mit ungefähr sechzig Gewaffneten durch einen großen Abzugskanal heimlich in das Schloß ein und drangen bis in die Küche vor, wo sie durch ein göttliches Wunder aufgehalten, alle zusammen ohne bedeutenden Verlust der Schloßbesatzung gefangen wurden.

Die Belagerung wurde durch Boucicaut und die vor der Stadt noch lange fortgesetzt, aber die im Schlosse hielten männlich Widerpart, und wiewohl Feuer an die Minen gelegt ward, stürzte doch, unter sichtlicher Gnade Gottes, nichts von den Schloßmauern ein und die im Schlosse hielten nach wie vor ihre Mauern bewacht und abgeschlossen, und endlich wurde zwischen denen, die draußen, und denen, die drinnen waren, übereingekommen, daß ein Stillstand der Belagerung eintreten solle.

Es ist aber zu wissen, daß in währender Zeit der Belagerung viele von denen, die im Schloß waren, gestorben sind — einige an ihren Wunden, andere an Schwäche wegen Mangel an Speise und Arzneimitteln, die für solche Verwundungen und Schwächen notwendig sind, aber trotz vieler Bitten von draußen grausam verweigert wurden. Und so war, als nach beinah vier Monaten alle Vorräte ausgingen, denen, die im Schlosse waren, alle Hoffnung auf Hilfe aus dieser Not vernichtet . . ."

Leider geht das Belagerungstagebuch nicht bis zur Schlußkatastrophe, da das Schloß mit stürmender Hand genommen ward und der Papst durch einen unterirdischen Gang entweichen mußte . . . unser Berichterstatter erzählt nur noch von einem Entsatz, den päpstliche Parteigänger aus Spanien, zu Schiff die Rhone herauffahrend, aber durch niedern Wasserstand am Vordringen gehindert, vergeblich versuchten, sodann von Austausch

der Gefangenen und verwickelten diplomatischen Verhandlungen . . . aber das Mitgeteilte reicht hin, um sich vorstellen zu können, was zu Peter von Lunas Zeiten Brauch und Art war, und wie der unbekannte Verfasser des Berichtes Grund hatte, an dessen Schluß zu befürchten, daß wenn Gott nicht bald ein gnädig Einsehen nehme, seine Braut, die Kirche, einer bösen Bedrängnis und der Glaube der Christenheit einem bösen Schiffbruch entgegen gehe.

Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden, die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche, die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus, und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die einen Hammer, die andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältnis! —

Für Kunsthistoriker sei übrigens noch die Notiz beigefügt, daß die Baugeschichte des Palatiums zu Avignon unter Papst Klemens VI. (1342—1352), der den Bauten seines Vorgängers Benedikt XII. den Abschluß gab und insbesondere die capella major, die audentia und die terraciae superiores zufügte, sowie die von ihm angeordnete Ausschmückung des Konsistoriums mit passenden Figurenbildern und Sprüchen (der Papst selber verlangte, daß „sub cujuslibet effigie seu figura, aut in rotulis quos suis gestare videntur in manibus seu dicta seu scripta . . . literis grossis et legibilibus scriberentur, libros et capitula in quibus continentur, rubeis literis designando“) in der prima Vita Clementis VI. bei Baluze I. 263 des ausführlichen beschrieben steht.

Und wer sich etwa für die ökonomischen Verhältnisse eines damaligen Kardinals und für die gangbaren Gold- und Silbermünzen interessiert, der möge in Baluzes Urkundenbuch (tom. II. pag. 762) das Inventar über das bare Geld nachlesen, das nach dem Tode des Kardinals Hugo Rogerius im Jahre 1364 sich in seinem „großen roten, mit Eisen beschlagenen“ Koffer vorfand.

Die ersten dreißig Säcke, welche die Testamentsvollzieher herausgriffen und mit der großen Goldwage Stück für Stück prüften, enthielten ein jeder fünftausend Florentiner Goldgulden von feinem Gold und Kameralgewicht — tut zusammen 150 000 Goldgulden, ungerechnet dessen, was in den übrigen „sacculis, bursis et panniculis“ an allen möglichen neuen und alten Münzsorten der Christenheit („scutati, pavilhioneles, floreni auri del grayle, grossi Turonenses, librae et solidi sterlingi argenti, moneta nigra regni Franciae“ u. s. w.) enthalten war. Dem frommen Erblasser scheint einiger Goldregen von den Einkünften des Jubeljahrs zugeströmt zu sein. —

Nachdem ich noch im süßen Schlummer mit Avignons babylonischer Epoche mich beschäftigt und einen wütenden Kampf geträumt, in welchem die strengen kurzkapuzigen Franziskaner ein Kloster ihrer Brüder „von der Kommunität“ stürmten und ihre langbekutteten Widersacher zu Tor und Fenster hinauswarfen, war der nächstfolgende Tag einem Rundgang durch die Stadt gewidmet.

Die sich an das Papstschloß anschließende Kathedrale Notre-Dame des Grâces hat ein Portal, dessen korinthische Säulen einem antiken Bauwerk entnommen sind. Verblichene Fresken auf blauem Grund, ein Christus salvator mundi mit Engeln und eine kaum mehr erkennbare Anbetung der Könige (?) sind aus frühitalienischer Zeit und einigen Bruchstücken nach zu schließen feiner behandelt als die Giottos Namen tragenden Malereien in den Inquisitionsräumen des Schlosses. Die Revolution der neunziger Jahre konnte Portal und Kirche nur dadurch vor der Zerstörung retten, daß sie die seltsame Inschrift „monument antique et curieux“ breit anschrieb.

Ein stattlicher, weißmarmorner Papststuhl von plumpen Formen, zur Seite das Relief eines geflügelten Löwenungetüms tragend, erinnert an Avignons klassische Zeit; ebenso das ziemlich rohe Denkmal Benedikts XII., der im Jahre 1342 hier beigesetzt ward. Friedlich ruht unweit dieses Kirchenfürsten ein provençalischer Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts, Louis Balbe Berton de Crillon, „nommé le brave par les braves eux-mêmes,“ wie die Grabschrift sagt, der, wiewohl er seit seinem fünfzehnten Jahre bei keiner Affäre gefehlt, trotz seiner Wunden von Lepanto sein Leben doch auf vierundsiebenzig brachte und erst 1615 das Zeitliche segnete.

Wenige Schritte von der Kathedrale entfernt ragt eine von Zugwind stets umblasene Felsterrasse empor, le rocher de Notre-Dame. Diesen stattlichen „Luginsland" muß man ersteigen, um einen weiten und großartigen Rundblick bis ins Provençalische und ins Languedoc hinüber zu gewinnen. Da kommt von Norden aus weiter Ferne die Rhone längs ihrer turm- und burggekrönten rebenreichen Ufer einhergeströmt, um sich mit der aus den Meeralpen ihr entgegeneilenden Durance zu vereinigen; — dort drüben an dem rechten Ufer lagerte einst Hannibal mit der karthagischen Armee und ließ Schiffe und Kähne zimmern, bis Mann und Roß und Elefant sicher auf das diesseitige, vom gallischen Landsturm nur schwach verteidigte Ufer des gewaltigen Stromes übersetzen konnten; auch ein reiches Stück Mittelalter steht auf den Hügeln des rechten Rhoneufers in Stein gemauert; das umfangreiche, im Geviertraum die Berghöhe umfassende Fort Saint-André, mit seinem dicken runden Turmgeschwisterpaar am Eingang, seinen hohen Wällen und Zinnen . . . und unmittelbar daneben Villeneuveles-Avignon mit seinem riesigen, viereckigen, den Rhoneübergang beherrschenden Turm, die jenseitige Fortsetzung der Papstresidenz, das Grab Innocenz' VI. und Johanns XXII., einst berühmt durch seine Kartäuser und Benediktiner, jetzt durch die Schönheit seiner Frauen.

Der Blick rhoneabwärts, wo sich eine flache Landschaft gen Süden streckt, ist zum Teil verdeckt durch die gewaltigen Massen, Türme, Kapellen und Hofräume des päpstlichen Palastes, sowie der Kathedralkirche. Aber drüben im Osten schaut eine weite, stattliche Bergkette aus dem Nebel, die basses Alpes, die sich um den wolkenumhüllten, schon von Petrarca als Touristen bestiegenen Mont Ventoux schließen, und in deren Schluchten auch das ewig gepriesen bleibende Vaucluse versteckt liegt. Unmittelbar unter unsrer abgeplatteten Terrasse dehnt sich groß und mächtig das gegen Wind und Sonne gebaute, weitschichtige, unelegante, hochhäuserige, rings noch mit Stadtmauer und Stadttürmen des vierzehnten Jahrhunderts umzogene Avignon, und drunten in der Rhone selbst ragen düster und verlassen, aber von stiller Poesie umschwebt, die Trümmer eines Werkes, das ich nie ohne Rührung betrachten konnte, die Brücke des heiligen Bénézet.

Der heilige Bénézet — wie manches auch die Legende an ihm und seinem Brückenbau ausgeschmückt haben mag — bleibt

immerdar ein guter Heiliger, zu dessen Grab der Künstler lieber pilgert als zu manch anderm prunkenden Monument. Er war das Kind einer noch nicht encyklopädischen und zivilisationsgefirnißten Zeit, wo der Mensch in der Tiefe seines einfältigen Gemütes zufrieden war, einen einzigen Gedanken als Zweck und Aufgabe des Lebens festzuhalten und durchzuführen . . . ein Schäfer aus Alviar in der Landschaft Vivarais, über den, wie hundert Jahr später über seinen schäferlichen Schicksalsgefährten Giotto, die Inspiration der Kunst kam und ihm nicht Ruhe und nicht Rast mehr ließ. Im Jahre 1177 stund der zwölfjährige Hirtenknabe auf den Straßen von Avignon und erzählte jedem der Vorübergehenden, daß er von Gott berufen sei, eine steinerne Brücke über die Rhone zu bauen; den Sachverständigen sprach er verständig wie ein gewiegter Baumeister, den Zweiflern schleppte er, wie die Sage meldet, einen sieben Schuh breiten Stein, den sonst nicht dreißige zu heben vermochten, bis an den Fluß und warf ihn als erstes Fundament hinein, die ökonomisch Bedenklichen wies er auf Gott, der im Schwachen Starkes vollbringt . . .

Begeisterung hat etwas wohltuend Kontagiöses, man glaubte an den jungen Architekten, der an sich selbst glaubte; Bischof, Geistlichkeit und Volk hatten Freude an ihrem „Benedictulus pontifex" und schafften die notwendigen Goldgulden herbei; nach zwölf Jahren waren die steinernen Bogen über das breite Gewässer gespannt, das Unglaubliche war geschehen, der wilde, schon dem Altertum ob seiner jähen, reißenden Strömung („Rhodanusque celer" — „praeceps Rhodanus") berüchtigte Strom durch eine der stolzesten Brücken gezähmt, und die beigetragenen Gelder und frommen Stiftungen reichten noch aus, um am Eingange der Stadt ein Hospital und eine geistliche Brüderschaft, genannt die „Brüder von der Brücke", zu begründen.

Sankt Bénézet aber wollte nichts anderes mehr in seinem spätern Alter, als bei seiner Brücke sein; dort, in steter Sorge um das nach Mühe und Not gelungene Werk seines Lebens, von der Brüderschaft zum Prior erwählt, brachte der Hirtenknabe von Alviar den Rest seiner Tage zu. Auf den dritten Brückenpfeiler aber hatte er, der sich's nicht als möglich denken konnte, daß jemand über das große, starke Wasser wandeln mochte, ohne an die Herrlichkeit Gottes in seinen Strömen zu denken und ein andächtig Vaterunser beten zu wollen, eine anmutig kleine Ka-

pelle angebaut . . . in diese Kapelle auf dem dritten Pfeiler haben ihn im Jahr 1195, da sein irdisch Tagewerk zu Ende ging, seine fratres de ponte hinausgetragen und begraben, und so ruht er denn, gottvergnügter als ein Pharao in seiner Pyramide, in dem Bauwerk, das er selbst so zu sagen aus seinem Herzblut aufgebaut, und hört die Rhone fröhlich brausen um sein Grab, und das Volk, das einem jeden dankt, der es gut mit ihm gemeint, hat den unstudierten Baumeister heilig gesprochen und ihn unter die vielen Heiligen eingereiht, die nicht im Kalender stehen, aber doch ein ehrend Andenken verdienen.

Die Brücke des heiligen Bénézet ist im Lauf der Jahrhunderte geborsten und steht nur noch als ein ehrwürdiger Torso in der Flut, aber dem Pfeiler mit der Grabkapelle tut die Rhone nichts zu leid; aus dem einst von Boucicaut erstürmten festungsartigen Bau, der unnahbar die Brücke von der Stadtseite umschließt, stieg ich hinüber zu jenem dritten Pfeiler; ein wilder Feigenbaum grünte vergnüglich im flutumrauschten Chor des verödeten Kirchleins; ich brach mir ein Feigenblatt, das noch jetzt, da ich dies schreibe, aus dem Skizzenbuch als fröhliche Reliquie zu mir herüberschaut, und ich werd' es in Ehren halten, wenn auch die Welt von heute vom heiligen Bénézet von Avignon nichts mehr weiß und lieber zum heiligen Bénazet in Baden-Baden wallfahrtet, der auf seinen grünen Tischen wohlwollend und gnädig ihr Opfergeld entgegennimmt, ohne Brücken davon zu bauen . . . Vingt-et-un, rouge, impair, passe! . . .

Die Bevölkerung von Avignon scheint keinen Drang in sich zu fühlen, das Andenken an ihre „babylonische" Zeit durch ein Denkmal der Gegenwart zu erhalten; dieser rocher de Notre-Dame, von dessen luftigen Höhen der Blick das ganze ehemalige päpstliche Gebiet umspannt, wäre sonst ein geeigneter Platz, eine jener Gestalten in der dreifachen Krone mit Hirtenstab und Schwert in Marmor oder Erz aufzustellen. Statt dessen erhebt sich hoch oben das Standbild eines bärtigen Mannes in langem Talar, der einen Büschel Pflanzenstengel in der Hand hält . . . und wer ist dieser eherne Unbekannte, der wie ein Beherrscher auf Land und Stadt und Schloß der Päpste herabschaut? . . .

Der Einführer der Krappkultur!

Es läßt sich kaum ein schärferes Symbol des Protestes des französischen Bürgertums gegen alle Erinnerung an die kirchlich feudale Vergangenheit denken, als dieses Denkmal an dieser

Stelle. Ob eine bewußte Absicht seiner Errichtung zugrunde liegt, weiß ich nicht, aber die Fabrikanten und Industriellen und Rotfärber des neunzehnten Jahrhunderts hätten kein bedeutsameres Lied ohne Worte ersinnen können, als indem sie angesichts der in Stein geschriebenen Geschichte der Hierarchie diesen Krappwurzelfarbkraftentdecker, der bereits in den rotgefärbten Hosen der französischen Armee sein vieltausendfältiges Denkmal hat, auf das ehrende monumentale Piedestal erhoben. Und ein neckischer Humor hat es gefügt, daß auch das eherne Standbild den entschiedenen Färberberuf des Krappentdeckers noch auf dem Felsen von Avignon in schöpferischer Tätigkeit fortsetzt, denn infolge von Regen und Oxydation hat das Erz der Figur den schönen weißen Marmor des Fußgestells zersetzend durchdrungen und mit unverlöschlichen Strichen zwar nicht krapprot, aber doch giftig grünspangrün gefärbt . . .

Das Museum Calvet, wohin ich in edler archäologischer Wißbegier von hier aus meine Schritte lenkte, fand ich in einem jammervollen Zustand, dem ich jedoch keine Tränen, sondern ein pietätloses schallendes Gelächter weihte. So viele Schreckensbilder auch die verheerende Gewalt der Ueberschwemmungen schon vor meine Augen geführt hatte, auf den Schreck war ich doch nicht gefaßt, ein archäologisches Museum in Wassersnot zu treffen!

Und doch war es so! Die Gewässer selbst waren zwar aus der Museumsstraße wieder abgeflossen, aber die Spuren der gräßlichen Verwüstung noch ungetilgt und unverhüllt zutage liegend.

Wie sah es in diesem Hofe aus! . . . Ein Avignonischer Winckelmann hätte sich ein Leid darob antun mögen! . . . Umgerissen, sündflutlich übereinander geschwemmt, in Schlammformationen gebettet, als sollten sie eine zweite Versteinerungsperiode durchmachen, lagen die antiken Fragmente . . . hier zu einem Koglomerat zusammengebacken ein Sarkophag mit etlichen Architraven und Stirnziegeln, dort im Gras ein weiblicher Torso unanständig neben einem soliden Meilenstein . . . seitwärts aber unter einer Bretterhütte war ein halb Dutzend verunglückter Götterbilder bereits wieder aufgerichtet, und die Mägde des Inspektors waren in traulichem Verein mit rothosigen Rekruten beschäftigt, unter Singen und Lachen mit Besen, Bürsten und sonstigen „Kriegsmaschinen" die edlen Marmorleiber von dem schier unheilbar inkrustierten Schmutz zu befreien.

Auch in den inneren verschont gebliebenen Räumen war es zu feucht, um lange zu verweilen; solchen, die sich gerne ihre archäologischen Zähne an etwas schwer Erklärbarem stumpf beißen, nenne ich ein Skulpturwerk von fremdartig scheusalhaftem Charakter, gefunden im Jahre 1849 tief unter dem alten Boden der Kirche von Noves, Departement bouches du Rhône . . . ein großes, breitköpfiges, halb affen-, halb wolfsartiges Ungeheuer in sitzender Stellung, dessen Rachen der halb verschlungene Arm eines Menschen entragt und das in seinen Vordertatzen zwei menschliche Köpfe oder Brustbilder hält.

Ob hier phantastisch rohes frühes Mittelalter, oder gallisch-druidische Menschenopferer, oder gar altphönikische Molochverehrer, denen auf ihren Handelsfahrten die Rhonemündungen gar wohl bekannt waren, sich an den Gesetzen des ewig Schönen so grausam in Stein versündigt haben, will ich gelehrteren Männern, die mehr Zeit zu verlieren haben, zur Entscheidung überlassen. Die Schlüsselbewahrerin, die mich umherführte, sagte, das Ungetüm sei „une tarasque“. Ein gründlicher Altertumsforscher könnte also auch noch die fabelhafte Geschichte von dem durch die heilige Martha besiegten Drachen, wovon die Stadt Tarascon an der Rhone den Namen trägt, und die noch jetzt dort am zweiten Pfingsttag in festlichem Jubel durch die Straßen geschleppte ungeheure, künstlich bewegliche, rachenaufsperrende, schwanzkrümmende „tarasque“ (das weit in der Provence berühmte, vom lustigen König Réné durch die Statuen der chevaliers de la Tarasque gefeierte Wahrzeichen von Tarascon) mit diesem Steinbild in Verbindung bringen.

Jedenfalls scheint ein starkes Stück alten Heidentums in dem Ungetüm Nr. 51 des Museums Calvet zu stecken, und — seinem Kunstgehalt nach ist es den christlichen Gottesmännern nicht zu verargen, daß sie es dereinst so gar tief unter drei Fundamenten ihrer Kirche ab und zur Ruhe brachten.

Unweit dieser heidnisch barocken Skulptur steht ein griechischer Grabstein mit der einfachen Grabschrift: *Μονοδότη Χρηστὴ Χαῖρε!**

Es tut unendlich wohl, so nah neben der Barbarei einen Ton reiner, edler Humanität zu vernehmen. Läßt sich einer teuren Hingeschiedenen etwas Innigeres, Vielsagenderes, Bedeutsameres

* Edle Monodote, lebe wohl!

auf das Grab schreiben, als dieser wie Rauschen der blauen Woge des Mittelmeers aufklingende Abschiedsgruß? Wer so dachte, hatte freilich für menschenfressende Ungeheuer keinen Raum in Phantasie und Kunst und Leben. *Μονοδότη χρηστή χαῖρε!* . . .

Aus der Gemäldesammlung des Museums sind mir nur zwei Bilder in der Erinnerung geblieben, ein erst untermaltes von David: ein fast nackter, im Kampf gefallener kleiner Sansculottentambour, die trikolore Kokarde am Hut . . . der tragische Hauch der neunziger Jahre, der damals den Meister selbst elektrisierte, liegt über diesem erschossenen Kinde, von dessen wirklichem Geschick ich vergebens Kunde zu erhalten suchte. — Am Ende eines Korridors aber hängt Horace Vernets bekannter Mazeppa, der, auf den Schimmel gebunden, von Wölfen verfolgt, durch Gedörn und Gestrüpp der russischen Wälder jagt — von dem Meister der guten Stadt Avignon, der Heimat seiner Väter, geschenkt, und — schwer glaublich, aber doch wahr — neben diesem Mazeppa hängt derselbe Mazeppa, von demselben Horace Vernet als leibhaftiger Doppelgänger oder vielmehr Doppelreiter, abermals . . . eine Anordnung und Gruppierung, die den spießbürgerlichen Mäcenaten von Avignon alle Ehre macht. Bei unvorsichtigem Rapierfechten der Schüler auf Vernets Atelier war nämlich der erste Mazeppa von einem Florettstich durchbohrt worden, der der Leinwand einen schweren Riß beibrachte; der Meister entschloß sich edel und kurz, das Bild zum zweitenmal zu malen, und schenkte das zweite unversehrte der Gemeinde Avignon. Da aber die weisen Väter der Stadt vernahmen, daß das erste wieder kunstreich geflickt und retouchiert sei, war ihnen das Gefühl, daß zu Paris nun dennoch jemand durch Erwerb des ersten echten Mazeppa den ihrigen verdunkeln könne, so unerträglich, daß sie auch den florettdurchbohrten noch erwarben . . . und der provinziale Stolz darf sich jetzt den Parisern rühmen, daß er etwas ganz Originales von Horace Vernet besitzt, nicht nur einen, sondern zwei Mazeppa — und beide nebeneinander aufgehängt! . . .

Die Abendstunden des zweiten in Avignon verlebten Tages vergingen mir, wie schon manche frühere, in heiterem Aerger über des Herrn von Thümmel Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. In der Hoffnung, über Land und Leute etwas zu erfahren, hatte ich den vielgepriesenen Touristen

zu mir gesteckt, aber zu meiner Betrübnis mußte ich wahrnehmen, daß man etwas von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers und Tanzmeisters, oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Klassiker deutscher Nation" auf dem Schauplatz seiner Taten mit Genuß würdigen zu können.

Es mag seinerzeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasierten Seelenkräfte wieder zu erlangen," es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremdem Land neue elektrische Regung in den müden Geist zu leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provençalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amors zu belehren oder die Freundin eines avignonischen Dompropstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern . . . mögen auch recht schöne Sachen in den sorgsamen frisierten und gepuderten Oden und Lehrgedichten stehen, die der Verfasser, um sich „sanft über lästige Zeiträume zu heben", kunstreich zu bauen weiß: aber wer außer der süßen Person dem mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegen ging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden.

Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages — nachdem die großen Gewitter um den deutschen Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfindsame Esprit unsrer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden; daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medizinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird: das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Be-

dürfnis hat, alles, alles, selbst ihre Klassiker oktroyiert zu erhalten.

. . . Bis zu der erhebenden, zehn Strophen erfüllenden Ode auf den Tod seines im schönen Süden an Schwermut gestorbenen Mopses vorgedrungen, beendigte ich für diesmal die Lesung des deutschen Klassikers, entschlossen, des folgenden Tages an ein Oertlein hinüber zu fahren, wo man seinerzeit einiges mehr an Poesie in Wort und Leben verstand: an den Quell von Vaucluse!



> „In una valle, chiusa d'ogn' intorno,
> Ch' è refrigerio de' sospir miei lassi,
> Giunsi, sol con Amor, pensoso e tardo
>
> Ivi non donne, ma fontane e sassi.
> E l'immagine trovo di quel giorno,
> Che 'l pensier mio figura ovunqu' io sguardo."

Ein Tag am Quell von Vaucluse.

(1857.)

Ein anmutiger Weg führt durch reich angebaute Campagnen, mitunter auch durch einsames Heideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschließenden Kalkgebirg entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Tal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen. Ein leichtes Fuhrwerk, befehligt von dem wackern Avignoner Kutscher Godefroi Lefort, welcher, um seine Lippen nicht mit gotteslästerlichen Reden zu entweihen und doch andererseits der süßen Gewohnheit des Fluchens nicht zu entsagen, den seltsamen Kraftausdruck „grenouille de Dieu!" als drittes Wort zu gebrauchen pflegte, trug uns an einem fröhlichen Sommermorgen in holperndem Trabe dorthin.

Unweit des Städtleins L'Isle stießen wir auf eine seltsam wandernde Gesellschaft: etliche Männer in Blusen zogen einen tuchüberspannten Wagen, darin ein blasses krankes Weib saß, eine zigeunerartige Alte kam almosenheischend zu uns herüber. „D'où venez Vous?" sprach ich sie an; sie aber schüttelte das Haupt und sagte abwinkend: „Versteh' nicht französisch."

Also fahrende Leute deutschen Stammes auf offener Landstraße zwischen Vaucluse und Avignon. „Deutsch denn!" fuhr ich fort, „woher des Weges?" — „Von Marseille." — „Was dort getan?" — „Am Hafen gearbeitet, Lumpen gesammelt." —

„Sonst nichts?“ — „Ja doch.“ — „Was denn?“ — „Auch Knochen aufgelesen.“ — „Wohin jetzt?“ — „Heim, nach Sulz im Elsaß. Es wird zu heiß in Marseille.“ . . . Sie wiesen uns zu förmlicher Legitimation ihren Paß vor. „Grenouille de Dieu!“ sprach Godefroi Lefort, der Kutscher, da er die Insignien des Kaiserreiches auf ihrem Reiseausweis wahrnahm, „voilà des Français qui parlent un beau patois!“

. . . Es waren trübselige Betrachtungen anzustellen über die Beteiligung der Menschen deutscher Zunge an den Spenden des Mittelmeeres . . . Vorüber, vorüber! . . . Wir gaben den Leuten von Sulz ein reichliches Almosen und wünschten ihnen Glück zur Heimfahrt oder vielmehr zum selbst sich befördernden Heimschub.

Bald waren wir an Ort und Stelle. Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Ueberlieferung der Menschen so aneinander gelötet sind wie diese zwei. Der alte Poet ist nicht nur geistig, sondern auch volkswirtschaftlich der Patron von Vaucluse geworden, man lebt und zehrt von seinem Andenken, der Kutscher verdankt ihm die Bestellung seiner Wagen, der Wirt den Besuch seines Gasthofes, der Fischer in der Sorgue den Verkauf seiner Forellen. Darum steht auch gleich bei der Einfahrt ein Obelisk mit der Inschrift à Pétrarque, an der freilich etliche Buchstaben abgefallen sind, so daß jetzt nur noch der Hieroglyph A . . TRA . QUE. sichtbar ist. Der Gasthof aber trägt das stattliche Schild: „Hôtel de Laure et de Pétrarque!“

Man macht verschiedentliche Erfahrungen an Wirtshausschildern im Lauf eines zu häufiger Einkehr verurteilten Lebens; — seit ich dereinst zu Pompeji im Café restaurant zum „Diomedes“ unweit der Eisenbahn mein Beefsteak nach der Karte und meinen Seefisch verzehrt, konnte es nichts Erschütterndes mehr haben, auch bei der Laura und beim Petrark einzukehren. Vielleicht daß unsre Enkel einstmals in Sesenheim ein stattlich Wirtshaus „zur Friederike und zum Goethe“ oder bei Wetzlar eine Brauerei „zum Werther und zur Lotte“ vorfinden; — die Nachwelt hat verschiedene Formen, sich vergangener Liebe zu erinnern.

Wir bestellten eine Mahlzeit und gingen vorerst, ehrfürchtig wie sich's an einem Orte geziemt, dessen Wirtshäuser solche Namen tragen, zu der eine Viertelstunde entfernten Quelle.

Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker; es mag

einer in vieler Herren Länder suchen, bis er ein so reizendes, zu einsamer Pflege der Musen geeignetes, mit immer frischer Naturfülle das Gemüt anmutendes Oertlein gefunden, und wenn von ihm nichts bekannt wäre, als daß er die üppig lärmende Papststadt am Rhoneufer verlassen, um an diesem kühlrauschenden Felsquell festgesiedelt ein otium cum dignitate zu pflegen, so würde es genügen, den Mann von gediegenem Geschmack, den Kenner eleganter Natur zu bekunden.

Der Pfad zur Quelle der Sorgue, jener „dolce sentier, che sì amaro riesci“ zieht sich auf deren rechtem Ufer, an einer Felsgrotte, dem „trou du Coulobré“, das die Sage zur Behausung des vom heiligen Veranus vertriebenen Drachen macht, den Felsen entgegen. Gegenüber ragen auf steilem Abhang, von dunklem Gebüsch und einer Gruppe von Pappelbäumen umsäumt, über verschiedenen winkligen Häusergruppen und turmartigem Gebäu die Ruinen des Schlosses von Vaucluse, das die Grafen von Toulouse einst erbauten und später den Bischöfen von Cavaillon abtraten, deren einer, Philipp von Cabassole, Petrarcas Zeitgenosse und Freund war, von ihm durch Zueignung der Schrift de vita solitaria und manches freundschaftliche Sendschreiben geehrt.

Die Landschaft ist äußerst malerisch, Stift und Pinsel zur Nachbildung wahrhaft herausfordernd.

Mächtige, über 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Kalkfelsen von grauer, oft gelblich braun unterbrochener Färbung umschließen in pittoresken Formen das enge Tal. Ihre Wände sind kahl, fast ohne alle Vegetation; nur den Ufern der Sorgue entlang und vornen beim Flecken Vaucluse üppiger Baumwuchs und graugrüne Olivenpflanzungen. Schutthügel, mit Felsblöcken übersäet, strecken sich an den Abhängen, durch sie bricht sich das rauschende starke Bergwasser Bahn.

Am Ende des Tales, da wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahrsten Sinne des Wortes abgeschlossen ist — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die „Sorgia, rex fontium“, ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromesstärke aus geheimnisvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zutage springt und unmittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen Beckens in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen talab stürzt.

Der Wasserstand war ein sehr hoher; — zu andern Zeiten senkt sich oft, ohne äußerlich erkennbaren Grund, der gesamte Quell und verschlüpft fast ganz in die Tiefen des Berges, so daß man weit in die Höhlungen des seltsamen Bassins hinab steigen kann.

Wenige Feigenbüsche, mühsam und ängstlich an die Ritzen des kahlen Gesteins sich anklammernd, wiegten ihre Aeste über dem klaren Spiegel; die Ruhe des Quells, die tiefe Durchsichtigkeit der Wasserfläche, auf deren Grund hellgrüne Schlingpflanzen die meerdunkle Farbe des Bergwassers unterbrechen, kontrastiert prächtig zu dem wenig Schritte davon beginnenden milchweiß aufschäumenden Sturz und Entrauschen.

Hier ist wahrhaft ein geschlossen Tal — ein procul abeste profani! — ein Bad zu wohligem Herumplätschern für Nymphen und Najaden und all in den Spalten wohnendes Gnomenvolk — ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung" und einigen andern notwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern.

Hier begreift sich's, wie Petrarca bei der naturgetreuen Schilderung des Tales, die er seiner vita solitaria (lib. II. tractat. X. cap. 2.) einflocht, sich an den Ausspruch Senecas gemahnt finden mochte, daß der Anblick solcher nicht durch Menschenhand, sondern durch Kräfte der Natur in die Felsen gehöhlter Wölbungen das Herz mit frommem Schauer durchziehe, und daß der plötzliche Ausbruch eines Flusses aus verborgener Tiefe zur Gründung von Altären auffordere.

Es wollte mir wehmütig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildnis sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri — als ob das Gebirg von Vaucluse unter dem Meere sich fortziehe bis zum Busen von Neapel und gegenüber dem Vesuv sein Haupt wieder aus den Wellen erhebe; — dort in den Abhängen des Monte Solaro wie hier an Petrarcas Quell dieselben hohen Abstürze von hellem Kalkstein, dieselben seltsamen Spalten und Grotten, dieselben Feigenbüsche und Oliven . . . mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward.

Touristen aus allen Weltgegenden haben ihre Namen an die Felsen geschrieben, gepinselt, eingehauen . . . auch eine Inschrift, wahrscheinlich den Wasserstand betreffend, erscheint an der Felswand, wenig über der Höhe der Quelle. Eine fröhliche Gesellschaft war unten am Saume des Wassers gelagert; Herren und Damen hatten einen kühlen Trunk geschöpft und ließen ihn, nachdem sie übrigens eine Anzahl Weinflaschen schon vorher ausgetrunken, zu Ehren der Laura und ihres Freundes die Runde machen . . . Ueberall Petrarca, und nichts als Petrarca! Zu Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen.

Sein Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen Tribut abzutragen, streckte ich mich hoch oben auf einer Felsplatte in den Schatten und verfertigte, denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrechseltes Sonett, sagte, was ein gebildeter Mensch unter solchen Umständen sagen kann, Lob und Preis a) des Quells, b) des Mannes, der hier so viele und schönere Sonette gemacht, schloß mit der angemessenen Wendung:

> . . . ein halb Jahrtausend ist talab gerauschet,
> Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauschet,
> Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und verschwiegen,
> Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
> Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
> Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poem reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die französische Gesellschaft unterhalb samt andern Frühstückstrümmern zurückgelassen, und warf die Flasche und Sonett in die Tiefe der Flut — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Altertumes nach glücklich vollbrachter Kur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!" rief, klang leise gehaucht ein „. . . Arg! Arg!" zurück, so daß ich von jeder weitern Behelligung des Echo sofort abstand.

Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meisters Francesco vertieft; das

Rauschen des Quells und der flutende Wohllaut seiner Sonette war zwiefache Musik; vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt, und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulierte Ausdruck ihrer Heimatserde sind, so ist's auch für Erkenntnis der Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen,

... „Scis, quo colle sedes? majestas quanta locorum est?" ...

und hinterwärts von Langensalza und Halberstadt darf man wohl bis an das Ende der Tage vor der Gefahr sicher sein, von petrarchischen Sonetten überflutet zu werden.

Inzwischen hatte die Wirtin „zur Laura und zum Petrark" ein treffliches Mittagsmahl bereitet und schickte ihren Boten, der mich zu soliderer Beschäftigung nach Vaucluse zurückrief. Mit Befriedigung überzeugte ich mich, daß für Petrarcas Frühstücke und gesamte „Naturverpflegung" in diesem einsamen Tale genügend gesorgt und namentlich seine Festtagstafel mit erlesenen Gerichten ausschmückbar war; der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch feine Aale, schmackhafte Forellen und delikate Krebse — bei lukullischem Festmahl zu prangen würdig.

Nach vollbrachter Mahlzeit bemerkte der Kutscher Lefort, es sei durchaus notwendig, auch Petrarcas Haus in Augenschein zu nehmen. Ich hieß ihn eine Flasche Wein zu sich stecken und überschritt unter seiner Führung die Brücke der Sorgue, um ins Innere von Vaucluse zu gelangen. Die Hauptstraße des Städtleins ist ein durch den Fels gehauener Tunnel, Rest des Aquädukts, darin einst die Römer das Wasser der Quelle nach den Niederungen von Arles hinüber leiteten.

Das Haus eines Herrn Tacussel, unmittelbar an die steilen Nagelfluhfelsen angelehnt, deren weitere Wände die Reste des Schlosses der Grafen von Toulouse tragen, wird als das des Dichters gezeigt.

Es mag sein ... Lage und Oertlichkeit stimmen ganz mit den Beschreibungen, die er selber von seiner Klause entwirft

Ein einfach viereckig steinern Wohnhaus mit flachem Dach, am Eingang rückwärts eine kleine Veranda, der von der Straße hereinführende Gang von Reben umrankt, ein Garten mit üppigen Feigenbüschen und mächtigen Lorbeerbäumen, dessen Mauern von der kühlenden Flut der Sorgue umspielt sind ... alles im Schatten darüberhangender dunkler Felsen . . . jenseits der Straße in kecken Linien die Ruinen des Schlosses emporsteigend: das war's ungefähr, was in jenem traulichen Winkel, den einst die Römer den Nymphen der Quelle geweiht, zu erschauen war.

Es lagert eine poetische Luft über jenem Oertlein; ich entschied mich ohne weitere Kritik dafür, daß Petrarca wirklich seine fünfzehn Vaucluser Jahre hier verlebt, und begriff mehr und mehr, wie er mit solcher Liebe seinem „geschlossenen Tal“ zugetan und oft in Versuchung sein konnte, sich gänzlich permanent hier zu erklären.

Noch war das Haus, wie er es einst geschildert, jucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitum late capax . . . (Epistol. lib. VIII. ep. 118), noch ragte vorn im Garten am feuchtfrischen Ufer hoch und stolz der Lorbeer, wie jener, von dem er einst gesungen:

. . . così cresca 'l bel lauro in fresca riva
E chi 'l piantò, pensier leggiadri et alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva!

noch strömte murmelnd das Flüßlein vorüber, das einst zu jeder Stunde mit ihm geweint:

. . . 'l bel rio ch'ad ogni or meco piange,

das er, in dichterischer Licenz der Beschreibung, durch seine Tränen anschwellen machte,

— fiume che spesso del mio pianger cresci —

und in Erfüllung gegangen war die stolze Prophezeiung, die er seinem Freund Olympus ausgesprochen, daß in Zukunft bei vielen der Ort Vaucluse nicht weniger durch seines Poeten Namen als durch den wundersamen Quell gekannt sein werde . . . (Opinari ausim, apud multos non minus locum meo

nomine quam suo miro licet fonte cognosci. Epistolar. lib. VIII. ep. 116.)

„Hier also“ — schrieb Meister Franciscus Petrarca dereinst selber — „hab' ich die Sorgen der Stadt mit ländlicher Ruhe vertauscht, diesen Ort hab' ich nicht durch meine Wahl allein, sondern auch durch eine ländliche Mauer und, wie ich hoffe, durch noch solideres Zement, durch Wort und Dichtung, nach Kräften zu schmücken gesucht. Hier — denn mit Freuden denk' ich daran — hab' ich meine „Africa“ begonnen, mit solchem Ungestüm und solcher Einsetzung geistiger Kraft, daß ich jetzt nur wie eine Schnecke auf jenen Spuren einherschleiche und fast selber von meiner Keckheit und dem großen Fundament des Werkes erstaune. Hier hab' ich keinen geringen Teil meiner Episteln in gebundener wie ungebundener Rede und meine bukolischen Dichtungen vollendet — in einer Kürze der Zeit, darüber du dich verwundern würdest.

Kein Ort gewährte mir mehr Muße und schärfere Anregung, die ausgezeichneten Männer aller Länder und Jahrhunderte um mich zu versammeln; in jener Einsamkeit hab' ich die vita solitaria und das otium der Religiosen in einzelnen Abhandlungen auszuführen und zu preisen unternommen.

. . . In jenen Schatten endlich hofft' ich, die jugendliche Glut, die mich so lange Jahre feurig verzehrte, zu kühlen: schon in frühem Alter war ich gewohnt, dorthin wie zu einer festen Burg zu flüchten. Aber ach mir Unvorsichtigem! das Heilmittel selber wandte sich zu meinem Verderben, die Sorgen, die ich mitgenommen hatte, loderten hoch auf, in der öden Einsamkeit war niemand, der mir löschen half, so ward ich nur um so verzweifelter entzündet, die Flamme des Herzens schlug aus meinem Mund, und ich erfüllte Täler und Lüfte mit klagenswertem, aber, wie manche gesagt haben, süßem Gemurmel. Hier entstanden in der Vulgarsprache die Dichtungen meiner jugendlichen Kämpfe, über die mich jetzt Reue und Scham befällt, die aber bei allen, welche an derselben Krankheit leiden, so sehr beliebt sind.

. . . Solang ich lebe, wird jener Sitz mir der angenehmste sein, durch die Erinnerung an meine jugendlichen Sorgen, deren Reliquien mich noch in diesem Alter eifrig beschäftigten.

Aber wenn ich nicht selber mich irre: anderes hat der Mann zu treiben, anderes der Jüngling. Ich hatte in jener Lebenszeit nichts anderes gesehen; richtiger Erwägung stand blinde Liebe

entgegen, Schwäche der Jugend und Mangel an Rat; es stand entgegen die Ehrfurcht vor meiner Beherrscherin, unter deren Zepter zu leben mir mehr wert war, als Unabhängigkeit, ja, ohne welche mir an Freiheit und Lebensfreude etwas fehlte. Jetzt freilich hab' ich jene und alles, was Süßes übrig war, in einem Schiffbruch verloren, und — nicht sprech' ich's ohne Seufzen aus — mein einst so blühender Lorbeer (laurus), der allein mir die Sorgue und die Durance herrlicher machte als den Ticino, ist von jähem Unwetter getroffen verdorrt . . ."

Hier in dem lorbeerumbuschten Garten an der Sorgue, in dem „Hortulus qui fontibus imminet ac rupibus subjacet" blieb mir denn wiederum nichts übrig, als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.

Er war ein Mann eigenen Schlages, der große „Rimatore" und „Sonettatore"; selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.

Die große Menge, die seinen Namen als einen berühmten auf der Zunge führt, weiß freilich wenig anderes von ihm, als daß er in seinen jungen Tagen nach Avignon kam und alldort — wie das Basler historisch-geographische Lexikon von 1736 treffend bemerkt, „mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich."

Andere wissen dann noch weiter, daß er für diese Laura über zwanzig Jahre lang schwärmte, bis sie, von der Pest hinweggerafft, ihm entrissen ward; daß er dann nach ihrem Tode, wie das Leipziger Konversationslexikon ergreifend zu berichten weiß, „für alles dankte und wieder nach Avignon ging, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete" — ja, daß er durch die Masse von Sonetten und andern rime, die er behufs der „Herausstreichung" seiner Angebeteten fertigte, nebenbei auch Schöpfer einer italienischen Lyrik und Dichtungssprache ward.

Belehrt man sich dann des näheren über jenes Verhältnis zur Laura, so findet man in besagter Konversationslexikonsüberlieferung eine so glänzende, herzrührende Schilderung, daß man begreift, wie der Wirt zu Vaucluse noch fünf Jahrhunderte nach dem beiderseitigen Tod ein solches Liebespaar auf dem Schilde seines Gasthofs verewigen konnte. Es wäre unrecht, hier zu verschweigen, was das unvermeidliche Leipziger Lexikon hierüber

des näheren vermeldet. „Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves und seit 1325 mit Hugo von Sade in Avignon vermählt. Sie war eine der vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen waren zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden und von der Hand des Liebesgottes selbst gesponnen (!), ihr Hals blendend, ihr Antlitz von einer Röte gehoben, welche die Kunst sich vergeblich bemüht nachzuahmen, ihr Mund voll Perlen und Rosen (!), ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich, und über ihr ganzes Wesen war bezaubernde Anmut und reizvolle Sittsamkeit ausgegossen.

Petrarca zählte dreiundzwanzig Jahre, war ein blühender Jüngling, lebenskräftig und wohlgestaltet, als er die Schöne zum erstenmal erblickte und die hellen Funken der Liebe in sein Herz niederfielen. Seine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Er fiel in das Netz, worein bezaubernde Gebärden, englische Wörtchen, Anmut, Sehnsucht und Hoffnung ihn fingen. (!) Zwanzig Jahre lang liebte er diese Laura, ohne irgend eine andere Gunst als bisweilen einen freundlichen Blick oder ein sanftes Wort zu erhalten; neunmal ist sie Mutter geworden, und die Blüten ihrer jugendlichen Reize und ihres Körpers fielen ab, aber immer noch blieb sie die Seele seiner Gesänge u. s. w. Eine solche Liebe war nicht von gemeiner Art, sie war geistiger Natur (!) und wirkte geistig in den Dichtungen Petrarcas . . . (!!)"

So der Mann von Vaucluse, wie er bei löblichen Konversationslexikons-Abonnenten, also bei der Mehrzahl der „gebildeten Welt" fortlebt.

Sodann aber gibt es eine Gattung ernster, zugeknöpfter Leute, die gewöhnlich Brillen tragen, auf Liebesgeschichten nicht gut zu sprechen sind und es in betreff von Sonetten und Kanzonen mit ihrem Freund Cicero halten, der da sagte: Und wenn ich doppelt so alt werde, als ich bin, weiß ich doch nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte, unsre lyrischen Dichter zu lesen. Aber auch diese nicken bekannt, wenn sie den Namen Petrarca hören, schlagen ein Handbuch der römischen Literatur oder einen Band hallischer Enzyklopädie auf und holen aus einem wohleingeschachtelten Paragraphen oder Artikel ein ganz ander Bild des Mannes hervor. „Francesco Petrarcha" — klingt es uns da entgegen . . . „Wiedergeburt des Altertums durch Wort und Beispiel . . .

in römischen Dichtern bewandert, übertraf sein Jahrhundert in Gelehrsamkeit (siehe unten!) . . . Großartiges formales Talent und feines Gefühl für die verschollenen Reichtümer der antiken Welt . . . ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein (siehe oben!) . . . vereinzelte Stellung, mitten in abschreckender Barbarei der Scholastik . . . seinem Eifer gelang es bereits, einige Handschriften, namentlich des Cicero, nebst Münzen und andern Altertümern zu sammeln u. s. w."

Respekt vor diesem Petrarca, wie ihn deutsche Philologen und originellere Stilisten, als er selber einer war, sich vorstellen! Wird euch nicht, als sähet ihr ihn im Garten vor seinem Häuslein auf und ab wandeln, den langen Schlafrock umgetan, die lange Pfeife rauchend, mit Wiedergeburt des Altertums und „rechtschaffner Erudition" beschäftigt? . . .

Gedenk' ich aber eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf ins Volle und nur selten einen „Pudel" schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wiederum ein ander Petrarcabild zum Vorschein: weh dir, Meister Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen . . . die deutsche Literaturhistorie ist über euern Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe: mit Papierschere und Radiermesser werden die seligen Dichterleichen seziert, Exzerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Totengericht gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! auch deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet — leg ab den Königsmantel, zahl die Sporteln deiner Verurteilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! Wie kann ein gebildeter Mensch noch künftig nach Vaucluse fahren und sich mit Erinnerung an eine so zweideutige Größe beschäftigen?

„Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche

von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches, wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhms erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür getan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat."

Wie kann man noch mit Seelenruhe im Gasthof zur „Laura und zum Petrarca" frühstücken, nachdem nachgewiesen ist, daß „seine und Lauras Liebe ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr gewesen, aber gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich trug", daß ihn „nur die Eitelkeit in diese Leidenschaft hineinriß, nur Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura darin festhielt?"

Wie noch das Haus an der Sorgue betreten, wenn man weiß, daß der Sänger, während er seine ätherischen Sonette schuf, darin mit einer Haushälterin gewirtschaftet, ja, daß er 1337 durch die Geburt eines natürlichen Sohnes überrascht ward, nicht von Laura, sondern von einer andern „Person" in Avignon, den man ins Kirchenbuch eintrug als natus de soluto et soluta? Wie noch seine vierzehnzeiligen Ergüsse lesen, jene „sinnliche Troubadourtändelei ohne Sinn und Gehalt, bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet?" wie seine patriotischen Briefe, wenn er sich anerkanntermaßen „zu einer politischen Gesandtschaft hergegeben, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft?"

Armer Petrarca, eifersüchtiger, neidischer, schmeichelnder, kriechender, sophistischer Windmacher, selbst in das Laboratorium

deiner Gedanken ist man eingedrungen und hat die Rezepte gefunden, wie du deine Dichtungen gefertigt!

Und es ist nicht zu leugnen, daß es sehr komisch klingt, wenn man liest: „Ich habe dieses Sonett auf Antrieb des Herrn angefangen den 10. September bei Tagesanbruch nach meinen Morgengebeten." — „Ich werde diese zwei Verse von neuem machen müssen und sie singen und ihre Folge umkehren. Drei Uhr morgens, 19. Oktober." — „Dieses gefällt mir. 30. Oktober, zehn Uhr morgens." — „Nein, dieses gefällt mir nicht. 20. Dezember, abends. Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Essen." — „18. Februar, gegen neun Uhr: Jetzt geht dieses gut, dennoch sieh später noch einmal nach!"

Armer Petrarca, was das ärgste ist, nicht einmal italienische Prosa hast du zu schreiben vermocht! Was für eine schlechte Epistel hast du an deinen Freund Jakob Colonna, den Bischof von Lombez, am 10. Juni 1333 geschrieben! „Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme! Ah! se Vi fosse licito, Misser Jacomo, el dimorare en la dicta Valle, di certo Vi rincrescereste di tutto el mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla."

Weißt du, Petrarca, wie das klingt?

„Seine Sprache, die in den Sonetten den höchsten Grad von Feinheit, Eleganz und Korrektheit erreicht hat, steht in den Briefen in dieser Hinsicht nicht nur weit unter der Prosa Dantes und Boccaccios, sondern selbst der geringern Dichter, so daß man einen ganz andern Schriftsteller zu sehen vermutet."

Kurzum, es bleibt dem armen Meister nichts übrig, als hinzugehen zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt und daß er „leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt" — und sich zu bedanken für die gnädige Strafe; denn wenn man erwägt, daß seine Sonette die Schuld tragen, daß „durch diese armselige Form das italienische Volk mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt ward," so sollte von rechtswegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, der Quell von Vaucluse mit Kupfervitriol zersetzt und das ganze Tal polizeilich

abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.

Armer Petrarca, warum hast du dein Leben nicht anders eingerichtet, daß dich die deutschen Unsterblichkeitsregistratoren gnädiger behandelten? Es wäre nicht so schwer gewesen, ihren Beifall zu verdienen. Warum hast du nicht mehr Hunger, Durst, Dachstubenentbehrungen und Kandidatenjammer ausgestanden, wie es einem rechtschaffenen Talente geziemt? warum deine Bildung nicht darauf verwendet, Sekretär der päpstlichen Kanzlei in Avignon zu werden und tapfer auf Abschaffung der Hierarchie und ihrer verjährten Mißbräuche zu dringen? warum nicht gemäßigte Opposition gemacht und auf Gründung parlamentarischer Einrichtungen am Papsthof hingewirkt? warum nicht ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den „Wächter an der Rhone", den „Gegenpapst", den „babylonischen Turm" oder ähnliches, und dich mit freimütiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsternis des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?

Warum hast du so wenig Lust gezeigt, dich als Märtyrer der guten Sache von den Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen oder wenigstens etwas schwarz anrösten zu lassen? Warum es für ein Ziel deines Strebens gehalten, in feierlicher Krönung auf römischem Kapitol dem eignen Haupt den Lorbeer zu erringen, anstatt unter die Birbanten und Rezensenten zu gehen und andern Lorbeerträgern den ihrigen vom Kopf zu reißen? Warum endlich hat es dir besser behagt, von der leichtsinnigen Königin Giovannina von Neapel dir den alternden Bart krauen zu lassen, als ihr geharnischte Grobheiten über ihr unzuchtfreudiges Leben ins lächelnde Antlitz zu schleudern? Petrarca, ein guter Staatsbürger, ein echter Tyrannenfeind hätte anders gehandelt!

Es mag sein! . . . Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen.

Es war mir ziemlich gleichgültig, was in den „schwarzen Büchern" der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtschreiber hat das privilegium odiosum, aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen — andere freut anderes.

Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime und weil mir das Sonett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann

ich's zur Kurzweil frei zu verdeutschen und schrieb in mein Tagebuch wie folgt:

Petrarcas Wanderlied.

Ardennischer Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet in Harnisch und Helm sonst ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es schreckt mich nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich singe mein Lied — o du täuschender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum
Sie, die meine Augen suchen.
O du täuschender Traum! Schon wähn' ich sie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
. . . Doch sind's nur Tannen und Buchen!

Und horch! Was schlägt an mein lauschend Ohr?
Rauscht nicht aus Aesten und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodisches Grüßen?
O du täuschender Traum! — nur der Vogel singt,
Ueber Moos und Kräuter der Bergquell springt
Und murmelt leis im Entfließen.

Keines Menschen Fuß hallt weit und breit.
Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
Umweht mich mit schaudernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
Stünd' deinem Dunkel nicht allzufern
Meiner Liebe leuchtende Sonne! —

. . . Unterdes war eine alte Magd des Hauses in den Garten getreten und näherte sich dem fremden Gast, ihn namens des abwesenden Eigentümers zu begrüßen.

„Ich weiß schon, warum Ihr hier seid," sprach sie in kaum verständlichem, provençalischem Jargon. „Wegen Moussu dé Pétrarco seid Ihr hier; es kommen jedes Jahr viele zu uns wegen Moussu dé Pétrarco, haben auch schon das Haus kaufen wollen, aber wir geben's nicht her . . . Alle nehmen einen Lorbeerzweig

mit wegen Moussu dé Pétrarco, wenn sie gehen, die Engländer hätten auch schon die Treppenstufen und Fensterläden mitgenommen, wegen Moussu dé Pétrarco, aber das ist zu viel!"

„Ihr habt's erraten," sprach ich lachend. „Ich will aber außerdem einen Schluck Wein trinken wegen Moussu dé Pétrarco," und rief den Kutscher mit der Flasche und lud die Alte dazu ein.

„Soll leben, der Moussu dé Pétrarco!" sagte ich, als die Gläser gefüllt waren.

„Grenouille de Dieu!" sprach Lefort, der Kutscher, „un grand homme!"

„Wißt Ihr auch, was er getrieben hat, Euer Moussu, als er noch in Eurem Hause lebte?" fragte ich die Alte.

Da lachte sie vor sich hin. „Ob wir's wissen!" erwiderte sie – „jedes Kind hier weiß es, daß der Moussu dé Pétrarco, der hier wohnte, der Seigneur von Vaucluse war, und der beste Seigneur, den Vaucluse gehabt, und der weiseste; der hat mehr verstanden als andere Leute, hat die Straße durch den Fels gehauen, die das Wasser nach Arles führt, hat das Schloß droben auf dem Berge erbaut und hat die Quelle aufgegraben; es liegt jetzt noch ein Teil seiner Schätze darin versenkt, denn er war ein steinreicher Seigneur, und was er nicht in dem Queil vergrub, hat er dem Spital von Vaucluse vermacht und dem Armenhaus — aber die Herren Bischöfe haben alles für sich behalten und der Gemeinde nichts zukommen lassen. Ah! Moussu dé Pétrarco war ein braver Seigneur, ein frommer Seigneur, es wäre gut für Vaucluse, wenn er noch lebte!"

... Es war rührend zu vernehmen, wie Petrarca, gleich dem Virgilius im Mittelalter, in den Mythus des Volks übergegangen und zum Zauberer umgewandelt war, der den Bau römischer Aquädukte und gräflicher, im zwölften Jahrhundert gegründeter Schlösser verübt haben mußte.

Also wieder ein anderer Petrarca! ... Ich habe mich sehr gehütet, die Dienerin des Hauses Tacussel mit den Ergebnissen bekannt zu machen, welche die Geschichte der italienischen Poesie in betreff des großen Seigneur von Vaucluse herausgeklittert.

„Soll leben, der gute Moussu!" sprach ich wiederum und stieß mit ihr an.

Unterdes war Godefroi Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von

Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur," sprach er, „un souvenir de Pétrarque!"

Er ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf: „grenouille de Dieu!" fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtigerweise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch — „j'ai bien vu que vous êtes poëte vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poëte!"

Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm gezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroi Lefort in Anerkennung des Anteils, den ich für Petrarca hegte, das Lorbeerreis aus seinem Garten auf meinen Hut steckte:

. . . porrige ramum,
quem sacra castaliae regnatrix tradidit almae
illius hic, nostrumque simul tibi munus habeto!

(Petrarca, carmen bucolic. Ecloga 3.)

Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Roms süße Müßiggänger auf das Kapitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriziern und Senatoren geleitet, der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillardas Hand droben am heiligen Mittelpunkt der Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; . . . heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben" und Tinte ins Antlitz geschüttet wird.

Im stillen aber dacht' ich: Wackerer Rosselenker von Avignon! wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahrhunderts wachsen; wenn du wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Oel über uns gießen und Leiche an Leiche in die Totenschreine ihrer Geschichtskompendien einmarinieren; — wenn du wüßtest, wie wenig es sich, wofern du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer" bist, rentiert, wenn „ein waltender Gott den hohen Gesang dir verliehn hat," wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb gibt, um den

Salomon Alpari oder einem andern streitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen: . . . ich zweifle, wackerer Godefroi Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: Ça me parait bien belle chose, d'être poëte!

Den Lorbeerzweig aus Vaucluse aber habe ich unversehrt in die Heimat eingebracht und der Sammlung anderer selbst errungener Reichskleinodien von gleich realem Wert einverleibt.

— Ich hielt die Merkwürdigkeiten von Vaucluse für erschöpft, als ich meinen Schritt von Petrarcas Haus zum Gasthof zurücklenkte.

Aber das alte Kirchlein des heiligen Veranus am Eingang des Ortes lag allzu malerisch und anmutend da, als daß ich es unbesucht lassen konnte.

Seine Formen sind einfach, frühromanisch, durch spätern Ueberbau teilweise verdeckt; ein Glockenturm ohne Dach, an dessen einer Seite eine erhöhte Giebelwand zur Aufnahme der Glocke bestimmt ist, gibt ihm einen eigentümlichen Charakter. In feinen Linien erhöht sich über der Kirche der felsige Hügel mit den hellglänzenden Ruinen des Schlosses, hoch und kahl schließen die senkrecht emporstarrenden Kalkwände, aus deren Schluchten der Quell entströmt, den Hintergrund . . . ein ganz südliches Bild, darin die Wildnis des nackten Gebirges von den verschiedenen Architekturen pikant unterbrochen wird.

Des Pfarrhofs alte Schaffnerin kam herüber, zündete ein Licht an und führte mich zu der Kapelle des Heiligen, dem ältesten Teil der Kirche, dessen plumpe Bogen auf antiken, vielleicht dem ehemaligen Heiligtum der Quellennymphen entnommenen kannelierten Säulen ruhen. Andere antike Fragmente sind in die Wand eingemauert, und auf plumpem Untergestell ruht ein ebenso plumper, mächtiger, aus einem Stück gehauener Steinsarkophag, ein Werk des sechsten Jahrhunderts, einstmals bestimmt, die sterblichen Reste des heiligen Veranus, Bischofs von Cavaillon, der hier ums Jahr 540 „in praedio suo cellulam in honorem Dei genitricis construxit," aufzunehmen.

Der heilige Veranus, ein Kirchenmann, Einsiedel und Bischof in wüster merovingischer Zeit, dem die Sage Beschwörung und Bändigung des Drachen im „trou de Coulobré" ohnweit der Quelle zuschreibt, hat lange vor Petrarca das Tal berühmt gemacht; von ihm ward auch die Kapelle auf dem Gipfel des

riesigen Felsens über dem Quell erbaut; sein Grab war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort auch von Petrarca (z. B. de vita solitaria lib. II. tract. 10. cap. 2) mannigfach erwähnt, in der ersten Revolution aber verwüstet und seither beinahe vergessen.

„Der Herr Curé hat alles genau beschrieben," sagte die Schaffnerin, „das müssen Sie lesen!" und sie ging und brachte mir die notice historique sur le tombeau de St. Véran, von Abbé André, dem Pfarrer von Vaucluse, verfaßt. Beim flackernden Schein ihrer Kerze in der Veranuskapelle schlug ich das Büchlein auf und las betroffen die ersten Zeilen:

„Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours! Est-ce donc une chose si étonnante et si rare que l'amour d'un poëte pour une femme quelconque? . . ."

Der Herr Curé ist nämlich weidlich erzürnt, daß alle Besucher seines Tales nur zu den Reliquien Petrarcas wallfahrten und sucht mit seinem strengen, magern merovingischen Heiligen dem verliebten Kanonikus und Archidiakonus des vierzehnten Jahrhunderts eine gefährliche Konkurrenz zu machen. Aber seine eigene Haushälterin ist, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, noch nicht von ihm bekehrt.

„Eine schöne Kapelle," sprach ich zu ihr, „ich danke Ihnen, daß Sie mir sie gezeigt!"

„Ja," sprach die Schaffnerin, „und in dieser Kapelle hat Petrarca die Laura zum ersten Male gesehen! Sie trug einen grünen Mantel mit Violen gestickt damals!"

. . . Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours!! Guter Pfarrer von Vaucluse, die Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein, und der heilige Drachentöter Veranus wird das Andenken an den Poeten nicht mehr verdrängen! Wie einst die jonischen Städte um die Wiege Homers, so streiten die Kirchen von Avignon, von Vaucluse, von Cabrières, von Sade, von L'Isle und vielleicht noch manche andere um die Ehre, auf ihrem Steinpflaster zum erstenmal Lauras Glanz ihrem Freunde gezeigt zu haben, und wiewohl er selber zur Hebung aller Zweifel in dem berühmten Eintrag auf das Titelblatt seines Virgilius, den jetzo die ambro-

sianische Bibliothek zu Mailand bewahrt, versichert, daß jene erste Begegnung im Jahre des Herrn 1327 am 6. April in früher Morgenstunde zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara stattgefunden, und wiewohl der Pfarrer von Vaucluse ein eigen Büchlein verfaßt in der Absicht, den Petrarca- und Laura-kultus mit Feuer und Schwert zu vertilgen: seine Haushälterin ist die Penelope, welche die Fäden wieder auftrennt, die ihr Herr sorgsam gewoben; von dem alten Heiligen im Steinsarg weiß sie nichts, von Petrarcas ungeeigneten Titelblatteinträgen in seinen Virgil ebensowenig: aber ein Liebespaar in dieser Kapelle, die so eng ist, daß die erste Begegnung jedenfalls eine sehr nahe gewesen sein müßte, das wäre doch „une bien belle chose“, und mag der Herr Pfarrer noch zwanzig Bücher schreiben, die Frauen und Jungfrauen seines Kirchspiels werden doch auf Seite der Dichtung gegen die Geschichte kämpfen und Petrarca bleibt doch oben.

. . . lateque sonorum
nomen habet: quae rura Padus, quae Thybris et Arvus,
quae Rhenus Rhodanusque secant, quaeque abluit aequor,
Omnia jam resonant pastoris carmine nostri.

(Petrarca carm. bucol. Ecloga I. „Parthenias“.)

Was mich anlangt, so hatte ich dem Meister Petrarca einen fröhlichen Tag zu verdanken, der im Buch der Erinnerungen mit Rotstrich verzeichnet bleibt, und fuhr darum vergnügt in kühler Abendluft wieder von dannen. Und wie ein jeder sein eigen Ellenmaß für den Dichter von Vaucluse hat, so habe auch ich das meine.

Die Schwachheiten und Sünden seines Privatlebens gehen mich lediglich nichts an. In betreff seiner Poesie halt' ich es mitunter mit Vittorio Alfieri, der in seinen handschriftlichen Studien zu Petrarca beim 108. Sonett einmal die böse Randbemerkung macht:

„Sonetto che non s'intende, ma ci son' de' bei versi!“ *

(Biagioli, rime di F. Petrarca. I, p. XXXII. p. 208.)

Aus dem ehrwürdigen Foliantband aber, darin Johann von Amorbach, der Basler Drucker, unter des trefflichen Sebastian

* Dieses Sonett versteht man zwar nicht, aber es sind schöne Verse.

Brant Auspizien im Jahre 1496 seine lateinischen Werke zusammengestellt, hab' ich des Anziehenden schon vieles herausgelesen und mich manch gutes Stündlein mit dem alten Poeten gut unterhalten; in seiner vita solitaria die resignierte, dem Künstler so mitempfindbare Freude an melancholisch einsamen, aber schöpferischem Naturleben, in den philosophischen Traktaten eine klare, anständige, besonnene Anschauung menschlicher Dinge, in den vier Büchern „Invektiven gegen einen gewissen Arzt", der behauptet, die Dichtkunst sei „non neccessaria" daher „ignobilis", eine geharnischte Verteidigung der Poesie, in seinen Briefen an die Freunde einen Schatz anziehender Mitteilungen aus damaliger Welt und damaligem Kulturleben gefunden und neben anderen löblichen Eigenschaften insbesondere einen geschmackvollen Touristen an ihm kennen gelernt, der mit feiner Beobachtung seine Erinnerungen an mannigfache Fahrten in Deutschland, Frankreich und Welschland aufzeichnet. Unter der Rubrik „Ein Tourist des vierzehnten Jahrhunderts" ließe sich einmal eine anmutige Sammlung seiner Reisebriefe und damit wieder ein neuer Gesichtspunkt zu Betrachtung des schon unter so vielen Gesichtspunkten Betrachteten aufstellen.

Da nun mein Tag in Vaucluse doch ganz in petrarchischen Erinnerungen aufzugehen bestimmt ist, will ich zum Schluß auf Geratewohl zwei Stücke aus jenem Foliantband herausgreifen, die uns den Mann selber und seine Art zu denken in bezeichnender Weise vorführen.

Das erste enthält seine Ansicht über die Schriftstellerei, ein beherzigenswertes Kapitel für jeden, der des süßen Wahnes lebt, an Förderung der Menschheit durch Druckerschwärze und Löschpapier mitarbeiten zu müssen, ein Bruchstück aus dem philosophischen Traktat de remediis utriusque fortunae, darin in dialogischer Form die Lust (Gaudium) und die Vernunft (Ratio) sich über verschiedene Lagen des Menschenlebens besprechen, und lautet wie folgt:

„De scriptorum fama. Dialogus."

Das Gaudium spricht: „Jetzt schreib' ich selber Bücher."

Die Ratio spricht: „O der öffentlichen, ansteckenden, unheilbaren Krankheit! Alle und alle maßen sich das Amt des Schreibens an, was doch nur wenigen zusteht, und einer, der von diesem Uebel ergriffen ist, steckt viele an. Den Guten es

gleichtun, ist gewagt, Nachahmen schwierig: daher wird täglich sowohl die Zahl der Kranken als die Gewalt der Krankheit bedenklicher, täglich wird mehr, täglich schlechter geschrieben, denn nachtreten ist leichter, als selbst anstreben.

In der Tat in Erfüllung gegangen und durch die Zeit noch berühmter geworden ist der Ausspruch jenes hebräischen Weisen: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende mehr."

Gaudium. „Doch schreib' ich."

Ratio. „O daß doch die Menschen sich innerhalb ihrer Schranken hielten und die Ordnung der Dinge bestehen bliebe, die jetzt durch der Sterblichen Vermessenheit umgestoßen wird: schreiben sollen die, die etwas wissen und können, die andern sollen lesen oder zuhören! Ist es denn so ein kleiner Genuß des Geistes, etwas zu verstehen, auch wenn die Hand nicht also gleich anspruchsvoll zur Feder greift? und ist ein jeder, der einmal etliche Seiten eines Buches verstanden hat oder zu verstehen glaubt, darum sogleich fähig, selber Bücher zu schreiben?

Möchte man doch dem Gedächtnis jenes Wort Ciceros einprägen, das er auf seinem Tusculum sprach: „Es ist möglich, daß einer richtig denkt und doch, was er denkt, nicht beredt ausdrücken kann."

Und jenes andere: „Wer aber seine Gedanken zu Büchern ausspinnt, ohne daß er sie zu disponieren oder zu erläutern oder mit irgend einem Reiz den Leser anzulocken versteht, der ist ein seine Muße wie Wissenschaft unanständig mißbrauchender Mensch."

Wie sehr hat Cicero recht — er, der einst nicht aus trocken rinnenden Bächlein, sondern aus dem Quell der Wahrheit selber das schöpfte, was er schrieb.

Und doch schreibt jetzo ein jeder — nicht nur fremde Schriften, sondern auch eigene, neue; zweifelhafte und verdammte Lehren werden in die Welt eingeführt und in ungebildetem, bäuerischem Stil vorgetragen, so daß, wenn auch die Kraft des Ingeniums darin fehlt, jedenfalls an Verlust der Zeit, Plage der Ohren, und schwerem Ekel kein Mangel gelitten wird. Das ist heutzutag die Frucht der Erfindungen: Infizieren oder Affizieren, niemals aber oder nur sehr selten: Heilen. Alles aber sitzt eifrig am Büchermachen, in keinem Jahrhundert war solcher Ueberfluß an Schreibenden und Lehrenden, solcher Mangel an Wissenden und Beredten. Darum trifft dann wiederum ein, was Cicero sagt: „Und so müssen sie ihre Bücher selber mit ihren An-

gehörigen lesen, und kein anderer greift danach als die, die dieselbe Freiheit des Schreibens für sich in Anspruch nehmen." Und die Zahl dieser ist leider heutzutag größer als zu Ciceros Zeit, alle wollen sie jene Freiheit, und so machen sie einander gegenseitig Mut und treiben einander an, indem sie hohles Zeug schreiben, hohles Zeug loben und durch falsches Lob anderer selbst wieder Lob ergarnen.

Bei dieser Frechheit der Schriftsteller und dieser Konfusion der Dinge weiß ich nicht, wie lang es dir bei deinem Bücherschreiben gefallen wird."

Gaudium. „Ich schreib' eben doch Bücher."

Ratio. „Du würdest besser tun, zu lesen und das Gelesene zu Regeln des Lebens umzuwandeln. Dann erst wird die Kenntnis der Schriften von Nutzen, wenn sie zur Tat übergeht und sich praktisch bewährt, nicht mit Worten.

Im andern Fall geht oftmals in Erfüllung, was geschrieben steht: „Wissenschaft macht aufgeblasen!" Vieles und Großes klar und schnell auffassen, hartnäckig im Gedächtnis bewahren, beredt aussprechen, kunstreich niederschreiben und angenehm wiedergeben: was ist all das, wenn es nicht aufs Leben bezogen wird, anders als Werkzeug unnützen Ueberhebens, leere Mühsal und Geräusch?"

Gaudium. „Ei was, ich schreibe."

Ratio. „O wie wäre dir besser, das Feld zu pflügen, Vieh zu weiden, Leinwand zu weben, Seemann zu werden. Viele, die die Natur zu mechanischen Künsten geschaffen, treiben wider Trieb und Neigung Philosophie. Und im Gegenteil, andre, zur Philosophie Taugliche hat das Schicksal auf Feld und Weide geboren werden lassen, oder hält sie auf den Schemeln der Handwerker, auf den Bänken der Ruderer gefesselt. Daher kommt, worüber die des Grundes Unwissenden staunen, daß auf hoher See, auf dem Land, in Wäldern und Werkstätten scharfe und aufrechte Geister anzutreffen sind, in den Schulen blutleere, blasse und niedergebeugte — denn die Natur ist schwer zu besiegen, wenn sie auch besiegt wird."

Gaudium. „Ich schreib' hitzig drauf los."

Ratio. „Wie viel hitziger noch haben andre vor dir geschrieben, aber ihre Hitze ist gelöscht, und man wußte nicht, daß sie je geschrieben, wenn spätere es nicht aufgezeichnet. Kein menschlich Ding hat langen Bestand, und aus

sterblicher Arbeit wird nichts Unsterbliches geschaffen."

Gaudium. „Vieles schreib' ich."

Ratio. „Wie viel mehr haben andere geschrieben! Wer zählt die Bücher des Cicero oder Varro? Wer die Werke des Titus Livius oder Plinius? Ein einziger Grieche hat, wie die Sage geht, sechstausend Bücher herausgegeben. Der Mann muß einen sprühenden Geist und lange ruhige Muße gehabt haben, wenn die Sache wahr ist. Wenn es schon etwas Wunderbares ist, so viele Bücher zu lesen, um wie viel wunderbarer, sie geschrieben zu haben.

Es wäre allzulang, aufzuzählen, wie viel Männer bei euch, wie viel bei den Griechen, und was sie geschrieben; keiner ist so glücklich, ganz und voll von uns studiert werden zu können, da ist ein Stück, dort ein großer Teil, von einigen alles zugrund gegangen. Schau nun zu, welch Los du dem deinigen prophezeien willst!"

Gaudium. „Ich schreibe, denn das ist mein einzig Vergnügen."

Ratio. „Wenn du schreibst, um dein Talent zu üben und andre zu belehren, oder um die schlechten Zeiten zu vergessen und in der Erinnerung an die Vergangenheit dem Ekel an der Gegenwart zu entfliehen, so magst du entschuldigt sein. Schreibst du aber nur, um der verborgenen und unheilbaren Schreibkrankheit los zu werden, so dauerst du mich. Denn, wenn du's noch nicht weißt, es gibt Leute, die nur schreiben, weil sie es nicht lassen können, sie rennen einen Abgrund hinab, wollen nicht still halten und werden dahin gerissen."

Gaudium. „Mein Ungestüm zu schreiben ist ungeheuer."

Ratio. „Es gibt unzählige Arten von Melancholie: einige werfen mit Steinen um sich, andre schreiben Bücher; bei dem einen ist das Schreiben der Anfang des Wahnsinns, beim andern das Ende."

Gaudium. „Ich habe schon vieles geschrieben und schreibe noch."

Ratio. „Wenn du der Nachwelt nützen willst, so gibt es nichts Edleres; willst du dir aber lediglich einen Namen erwerben, so gibt's nichts Eitleres und

du bewirkst mit deinem Unsinn nur, daß das Papier teurer wird als sonst."

Gaudium. „Ich schreibe und hoffe mir Ruhm davon."

Ratio. „Ich habe dir bereits gesagt: Wenn du eine Ernte hoffst, so würdest du besser tun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden, und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar einige als berühmte Leute, unzählige andre aber als Narren und arme Teufel ins Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu verlachen. Sehet euch vor, während ihr schreibet: die für bessere Beschäftigung taugliche Zeit zerrinnt; euch selber entrückt und in träumendem Schlaf bemerkt ihr es nicht, bis spät euch Alter aufrüttelt und Armut."

Gaudium. „Und doch schreibe ich, dem Ruhm zu lieb."

Ratio. „Sonderbarer Eifer, mit seiner Arbeit Wind zu erzielen! Ich habe seither geglaubt, daß nur die Schiffer Grund hätten, sich Wind zu wünschen . . ."

Es fällt schwer, sich eines Kommentares zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ecloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Kanzleistuben, Bierkellern, Kaffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Kandidaten des Schriftstellertums vorzukommen pflegen, verteilen lassen.

Das andre petrarchische Bruchstück, was ich nicht zurückhalten möchte, ist die Schilderung seines Ausfluges auf den ohnweit Vaucluse mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragenden Mont Ventoux; die zwar niemals den Geistlichen, Schriftgelehrten und Ideologen des vierzehnten Jahrhunderts

verleugnende, aber mit frischer Naturanschauung und noch unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen bei der Rast in einer Alpenhütte aufgezeichnete Erzählung dieser Bergfahrt gewährt allen, die selber jenes Haupt der basses Alpes nicht ersteigen, einen eigentümlichen Ersatz.

Die Art, wie einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohltuend, wenn neben dem konventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten wert ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist.

Und ich weiß nicht, ob viele der Leser das von andern über den Mann von Vaucluse gefällte harte Urteil billigen, wenn sie ihn, den Alpenstock in der Rechten und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus in der Reisetasche, den Mont Ventoux hinauf und hinab steigen sehen.

Des Franzesco Petrarca Sendschreiben an den Kardinal Giovanni Colonna, die Besteigung des Mont Ventoux betreffend.

(Epistolar. lib. IV ep. 49.)

„Den höchsten Berg unsrer Gegend, der nicht unverdienterweise der windige (ventosus) genannt wird, habe ich gestern bestiegen, lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennen zu lernen.

Seit langen Jahren lag mir diese Wanderung im Sinn; denn von Jugend an bin ich in diesen Gegenden, wie du weißt, vom Schicksal, das die Dinge des Menschen umtreibt, umhergetrieben worden.

Jener Berg, weit und breit sichtbar, stund mir fast allzeit vor Augen, allmählich ward mein Verlangen ungestüm, und ich schritt zur Ausführung, insbesondere nachdem ich tags vorher bei Lesung der römischen Geschichte im Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Makedonien, der mit dem römischen Volke Krieg führte, den Berg Hämus in Thessalien

besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das adriatische und der Pontus Euxinus sichtbar sein sollen. Ob dies nun richtig oder unrichtig ist, hab' ich nicht in Erfahrung gebracht, die Entfernung des Hämus von unserm Erdteil und die Meinungsverschiedenheiten der Schriftsteller macht die Sache zweifelhaft; Pomponius Mela, der Kosmograph, meldet ohne Bedenken, daß dem so sei, Livius hält die Sage für falsch . . . so viel aber weiß ich, wenn der Hämus so in meiner Nähe läge wie der Mont Ventoux, würde ich die Sache nicht lange im unklaren ruhen lassen.

Um nun — jenes dahin gestellt, auf besagten Mont Ventoux zurückzukommen, so schien mir, was bei einem greisen Könige nicht zu tadeln ist, auch bei einem jungen für sich lebenden Manne zu entschuldigen.

Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum irgend einer meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Uebereinstimmung des Gemütes und der Lebensweise eine seltene; der eine erschien mir säumiger, der andre wachsamer, der eine langsamer, der andre schneller, der eine trauriger, der andre fröhlicher, der eine dummer, der andre klüger, als ich wünschte; bei dem einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim andern die Geschwätzigkeit, beim einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim andern die Magerkeit und Schwäche; — hier war die kühle Gleichgültigkeit, dort die allzu hitzige Tätigkeit zu bedenken — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt — denn die Liebe erträgt ja alles, und die Freundschaft weigert sich keiner Last — dasselbe wird auf der Reise oftmals erdrückend.

Also wog mein Gemüt zarterweise bei diesem Wunsch einer ehrbaren Vergnügung alles ab — ohne Verletzung der Freundschaft, und suchte schweigend alles, was der vorgenommenen Reise lästig werden konnte, fern zu halten.

Kurz und gut, endlich warb ich häusliche Hilfstruppen und eröffnete meinem jüngern Bruder, den du wohl kennst, die Sache. Dem konnte nichts fröhlicher kommen; er wünschte sich Glück, zugleich Bruders und Freundes Stelle bei mir einzunehmen.

Am bestimmten Tag zogen wir von Hause ab und kamen gegen Abend nach Malocenes (Malausana). Dieser Ort liegt an den Abhängen des Berges gegen Norden; dort verweilten wir einen Tag und heute endlich bestiegen wir mit etlichen dienenden Leuten den Berg, nicht ohne große Schwierigkeit, denn er ist eine

steile und kaum zugängliche Masse felsigen Terrains. Aber der Dichter sagt: labor improbus omnia vincit. Der Tag war lang, die Luft mild, die Gemüter waren entschlossen, die Körper stark und geübt im Marschieren; nur die Natur des Ortes schuf uns Hindernisse.

In den Schluchten des Gebirgs trafen wir einen alten Hirten, der versuchte mit viel Worten uns von der Besteigung abzubringen und sagte, er sei vor schier fünfzig Jahren in demselben Drang jugendlichen Feuers auf die höchste Höhe emporgestiegen, habe aber nichts mit zurück gebracht als Reue und Mühsal, Leib und Gewand zerrissen von Steinen und Gedörn, und es sei niemals weder vorher noch nachher erhört worden, daß einer ähnliches gewagt. Während er aber also plauderte, wuchs bei uns — wie ja der Jugend Sinn stets ungläubig ist für Warnungen — aus der Schwierigkeit das Verlangen. Da nun der Alte merkte, daß er nichts bei uns ausrichte, ging er ein Stück weit mit und bezeichnete uns mit dem Finger einen zwischen Felsen emporziehenden steilen Fußpfad, indem er uns noch vielfach ermahnte und vieles, nachdem wir uns schon getrennt hatten, noch von rückwärts nachrief.

Bei jenem ließen wir zurück, was uns an Gewändern und Gerät lästig war; gürteten und schürzten uns nun lediglich für die Bergbesteigung und stiegen wohlgemut und hitzig empor. Aber, wie es zu gehen pflegt — auf mächtige Anstrengung folgt plötzliche Ermüdung. Wir machten also nicht weit von da auf einem Felsen halt; von dort rückten wir wiederum vorwärts, aber langsamer, und ich insbesondere fing schon an, den Gebirgspfad mit bescheidenerem Schritt zu beschreiten. Mein Bruder strebte auf einem abschüssigen Pfad mitten über die Joche des Berges zur Höhe empor; ich, als weicherer Steiger, wandte mich mehr den Schluchten zu. Da er mir nun zurief und den Weg richtiger bezeichnete, erwiderte ich ihm, ich hoffe, von der andern Seite leichter emporzukommen, und scheue mich nicht vor dem Umweg, wenn er mich ebener führe. Dieser Vorwand sollte die Entschuldigung meiner Trägheit sein; aber während die andern schon hoch auf der Höhe stunden, irrte ich noch durch die Täler, ohne daß irgendwo ein sanfterer Ausweg sich auftat; nur mein Weg ward verlängert und die unnötige Arbeit erschwert. Indessen, da ich mißmutig mich meines Irrtums ärgerte, beschloß ich, geradeswegs die Höhe zu erstreben, erreichte auch wirklich

müd und mit zitternden Knien meinen Bruder, der sich mit langem Ausruhen erquickt hatte, und wir gingen ein Stück weit gleichen Schrittes. Kaum aber hatten wir jene Höhe verlassen, so vergaß ich meine frühere Erfahrung und kam wieder mehr zur Tiefe hinab — und indem ich etliche Täler durchwandelt und die leichten langen Wege einhielt, bereitete ich mir selber große Schwierigkeit, denn ich schob die Mühsal des Emporsteigens zwar hinaus, aber durch des Menschen Ingenium wird die Natur der Dinge nicht verändert, und niemals wird es möglich werden, daß einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange.

Kurz, nicht ohne Lachen meines Bruders stieß mir solches während weniger Stunden drei oder mehrmal zu. Solcherweise oft getäuscht, machte ich in einem Tale halt.

Dort, in geflügelten Gedanken von Körperlichem auf Unkörperliches übergehend, sprach ich etwa folgendes zu mir selber: „Was dir heute bei Besteigung dieses Berges so oftmals widerfahren, wisse, daß dies auch dir wie vielen andern auf dem Wege zum seligen Leben widerfährt, aber es wird darum von den Menschen nicht hoch angeschlagen, weil des Körpers Bewegungen einem jeden offenkundig sind, die der Seele aber unsichtbar und verborgen. Siehe nun, auch die Seligkeit steht auf erhabener Höhe; ein schmaler Pfad führt zu ihr hin, viele Hügel ragen dazwischen, und von Tugend zu Tugend muß mit fürsichtigen Schritten gewandelt werden.

Auf dem Gipfel ist das Ende und Ziel unsers Lebens, auf ihn ist unsre Wallfahrt gerichtet.

Dorthin wollen alle gelangen, aber wie Ovid sagt: Velle parum est, cupias ut re potiaris oportet.

Und wenn du nun entschieden empor verlangst, was hält dich zurück? Nichts anderes, als daß der Weg durch die Freuden der Erde und ihre Niederungen ein ebnerer und beim ersten Anblick zweckmäßigerer erscheint. Aber nach langem Herumirren oder unter der Last übel hinausgeschobener Arbeit bleibt dir doch nichts übrig, als geradeswegs zum Gipfel der Seligkeit emporzusteigen oder aber in den Tälern deiner Sünden ermattet niederzusinken und — was Gott verhüten möge, wenn Finsternis und Schatten des Todes dich dort überraschen, ewige Nacht in ewiger Qual zu verbringen."

Diese Betrachtung richtete mich unglaublich an Geist und Körper wieder auf. Gebe Gott, daß meine Seele ihre große Reise,

der sie bei Tag wie bei Nacht sich entgegen sehnt, glücklich zu Ende führe!

... Den obersten der Gipfel heißen die Leute im Gebirg „das Söhnlein" (filiolum), warum, weiß ich nicht, vielleicht des Gegensatzes halber, denn er schaut in Wahrheit eher wie der Vater aller benachbarten Berge aus. Auf seinem Scheitel streckt sich eine kleine Ebene, dort hielten wir ermüdet Rast.

Und da du nun vernommen, von welcherlei Sorgen der Geist des Emporsteigenden erstiegen wurde, so vernimm, ehrwürdiger Vater, auch den Rest und wende ein Stündlein auf Lesung der Erlebnisse dieses meines einen Tages. Zuerst denn, von ungewohntem Zug der Luft und dem freien Schauspiel ergriffen, stand ich wie ein Staunender; — ich schaue zurück: da lagerten die Wolken zu meinen Füßen. Schon erschien mir minder fabelhaft der Athos und Olympus, da ich das, was ich von jenen gehört, und gelesen hatte, an einem minder berühmten Berge erschaue.

Hernach wende ich den Strahl des Auges nach der italienischen Seite, wohin sich ja am meisten die Seele neigt: starr und schneebedeckt und ganz in meiner Nähe erschienen mir die Alpen, durch welche einst jener wildeste Feind des römischen Namens sich einen Durchgang bahnte und, wenn der Sage zu glauben, mit Essig die Felsen sprengte; — und doch sind sie ein Beträchtliches von hier entfernt. Ich seufzte, ich gestehe es, nach Italiens Himmel, der mehr meiner Seele, als meinen Augen erschien, und eine unsägliche Sehnsucht, Freunde und Vaterland wieder zu sehen, befiel mich — eine Sehnsucht, die ich eigentlich eine unmännliche Weichheit schelten sollte, aber auf großer Männer Zeugnis zur Entschuldigung stützen kann. Hernach kam ein neuer Gedanke über meinen Geist, und ich führte ihn vom Raum zur Zeit. Denn ich sprach zu mir selber: „Heute erfüllt sich schon das zehnte Jahr (1326. 1336), seit daß du nach Vollendung der jugendlichen Studien Bologna verlassen! O unsterblicher Gott, o unwandelbare Weisheit, wie viel und wie große Umgestaltungen deines Wesens hat diese mittlere Zeit erlebt! Unzähliges übergehe ich, denn ich bin noch nicht in dem Hafen, um sicher vergangener Stürme zu gedenken; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich alles in der Reihe, wie es geschah, wiedererzählen kann, indem ich, wie Augustinus, als Vorwort spreche: ‚Meiner vergangenen Schmählichkeiten will ich gedenken und der fleischlichen Verderbnis meiner Seele, nicht weil ich daran ein Gefallen trage,

sondern um dich, mein Gott, zu lieben.‘ Jetzt aber steht mir noch viel zweideutig und lästig Geschäft bevor, was ich zu lieben pflegte, lieb' ich nicht mehr — aber, um nicht zu lügen, ich liebe es noch, aber ehrbar und in Betrübnis. Dies ist die Wahrheit: ich liebe, was nicht zu lieben mir lieb wäre, was zu hassen ich wünschte, ich liebe es zwar, aber wider meinen Willen, gezwungen, traurig und klagend, und an mir selber erprobe ich die Wirkung jenes berühmten Verses:

Adero si potero: si non invitus amabo.

Noch ist mir das dritte Jahr nicht verflossen, seitdem jene verkehrte und schlimme Neigung mich ganz fesselte und in dem Hofraume meines Herzens einzig und ohne Widersacher regierte; eine zweite begann, sich wider sie zu erheben und sie zu bekämpfen: auf der Walstatt meiner Gedanken wird nun täglich in schwerer, aber unentschiedener Schlacht von beiden gestritten . . .“

. . . Also und ähnlich freute ich mich des Fortschritts, beweinte meine Unvollkommenheit, bemitleidete die allgemeine Wandelbarkeit menschlicher Handlungen und hatte schier vergessen, warum ich heraufgekommen, bis ich einsah, daß noch andere Orte passender seien, sich mit Sorgen zu plagen, und bis ich das betrachtete, dessen Anblick zu lieb ich heraufgestiegen. Denn schon war es Zeit zurückzukehren, die Sonne neigte sich, der Schatten des Berges wuchs mächtig und gemahnte mich gleichsam, aufzuwachen. Da wandte ich mich rückwärts und schaute nach Westen.

Jener Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien, die Gipfel der Pyrenäen, werden von dort aus nicht gesehen — nicht als ob ein fremder Gegenstand dazwischen stünde, sondern nur wegen der Unzulänglichkeit des menschlichen Auges.

Zur Rechten aber waren die Berge der lyonischen Provinz, zur Linken der Meerbusen und die etliche Tagereisen entfernten Gewässer von Aigues-Mortes aufs deutlichste sichtbar; die Rhone selbst strömte vor unsern Augen.

Wie ich nun dies im einzelnen bewunderte und bald mich nach irdischen Dingen erkundigte, bald nach Vorbild des Leibes auch den Geist in höhere Sphären versetzen wollte, kam mir zu Sinn, das Buch der Bekenntnisse des Augustinus, das mir deine Güte einst verehrt und dessen ich mich zur Erinnerung an den

Geber bediene, aufzuschlagen — ein erprobtes Werklein, das ich allezeit zu Handen führe, klein von Umfang, aber unsäglich süß von Inhalt. Ich schlage es auf, um zu lesen, was mir entgegentreten würde — denn auf was anderes als etwas Frommes und Ergebenes könnte ich wohl stoßen? Zufällig griff ich das zehnte Buch jenes Werkes heraus. Mein Bruder, erwartungsvoll, aus meinem Munde etwas von Augustinus zu vernehmen, stund mit gespannter Aufmerksamkeit; — ich rufe Gott an und ihn selber, der bei mir war — wie ich die Augen auf das Blatt senkte, stund geschrieben: Et eunt homines admirari alta montium, et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos.*

Ich gestehe, daß ich sehr betroffen war; meinen etwas zu hören begierigen Bruder bittend, mir nicht beschwerlich zu fallen, schloß ich das Buch, ich zürnte mir selber, daß ich auch jetzt noch irdische Dinge bewundert hatte, die ich längst schon selbst von den Philosophen der Heiden lernen gekonnt, daß nichts wunderbar als der Geist, und daß, wenn dieser groß, nichts anderes mehr groß erscheint. Dann aber, sattsam zufrieden, den Berg gesehen zu haben, wandte ich den innern Blick in mich selber zurück, und von jener Stunde an war keiner, der mich reden hörte, bis wir in der Tiefe unten wieder anlangten. Genug der Beschäftigung hatte jenes Wort über mich gebracht, ich konnte nicht glauben, daß es zufällig so eingetroffen; alles, was ich gelesen, schien mir in bezug auf mich, nicht auf andere gesagt; ich erinnere mich, wie Augustinus selber ein ähnliches erlebt.

Der Rest meines Lesens war Schweigen; ich bedachte, wie arm an Rat die Sterblichen, wie sie ihr edelst Teil vernachlässigend sich über so vieles verbreiten und an leerem Schauspiel ereiteln, wie sie das, was im Innern zu finden ist, äußerlich suchen, und ich bewunderte die edle Anlage unseres Geistes, der nur leider aus freiem Willen entartet, von seinem primitiven Gehalt abgewichen ist und das, was ihm Gott zu seiner Ehre verliehen, ins Gegenteil verwandelt hat.

Wie oft, meinst du, hab' ich an jenem Tage talabwärts steigend und rückwärts gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube,

---

* Da gehen die Menschen, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Strömungen der Flüsse, des Ozeans Umkreis und der Gestirne Bahnen, und verlieren dabei sich selber.

verglichen mit der Höhe menschlicher Kontemplation, wenn dieselbe nicht in den Schmutz irdischer Niedrigkeit getaucht ist.

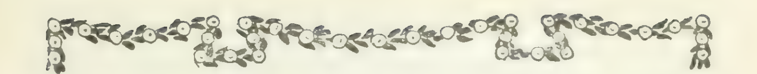
Das auch fiel mir bei jedem Schritte ein: Wenn es uns nicht verdrießt, so viel Schweiß und Mühsal zu ertragen, um den Körper dem Himmel ein weniges näher zu bringen; welches Kreuz, welch Gefängnis, welcher Stachel darf eine Seele schrecken, die sich Gott nähern will! . . .

. . . Unter solchen Erregungen des Herzens kam ich ohne ein Gefühl des steinigen Fußpfades wieder bei jener gastlichen Hütte des Hirten an; vor Tagesanbruch waren wir von dort aufgebrochen, in tiefer Nacht kehrten wir zurück, der Mond spendete uns seinen dankenswerten Schein auf den Marsch. Dieweil nun unsere Diener mit Herbeischaffung der Abendmahlzeit beschäftigt sind, habe ich mich in einen abgelegenen Teil des kleinen Hauses begeben, dir dieses eiligst und aus frischem Gedächtnis zu schreiben, damit nicht, wenn ich's verschiebe, durch Aenderung des Ortes auch die Gedanken ein ander Gewand erhalten und der Eindruck sich abschwäche.

Betrachte es nun, geliebtester Vater; nichts an mir soll deinen Augen verborgen bleiben — mein ganzes Leben wie meine einzelnsten Gedanken teile ich dir sorgsam mit; bitte zu Gott für sie, daß sie, die so lange schweifend und unstet sind, endlich ihre Ruhe finden und nach nutzlosem vielfältigen Umhergeschleudertsein sich dem einen Guten, Wahren, Sicheren und Bleibenden zuwenden mögen.

Leb wohl!"

. . . Und mit diesem frommen Schlußwunsche Petrarcas will auch ich für heute dem Tal von Vaucluse, dem Berge Ventoux und dem ganzen Lande von Avignon und Venaissin Lebewohl sagen!



Skizzen aus dem Elsass.

(1872.)

I.

Rosheim.

Eingetieft in eine Mulde des Tales, welches von dem Vogesenflüßlein Magel gebildet wird, zwischen sonnigen Vorhügeln, darauf Hopfen und Reben mit Feldern und Wiesen abwechseln, während als dunkler Hintergrund blaugrau die schwungvollen Umrisse des waldigen Odilienberges und die Sandsteinkuppe, die das Schloß Girbaden trägt, die Landschaft abschließen, liegt Rosheim, eine der zehn Städte des Elsaßes, von jetzt vielleicht viertausend Einwohnern, im achten Jahrhundert als villa Rodasheim, im dreizehnten als oppidum Rodesheim erwähnt und erbaut in Form einer von einer Stadtmauer umgrenzten Ellipse, welche eine lange Hauptstraße und eine kürzere Querstraße, jeweils von einem Torturm abgesperrt, rechtwinklig durchteilen.

Mit der von Straßburg nach Barr führenden Eisenbahn angelangt, durchschreiten wir das östliche Stadttor, einen schiefergedeckten Turm, über dessen Spitzbogen in modernem Freskobild eine Madonna mit dem Kinde das Wappen der Stadt, als deren Schutzpatronin sie verehrt wird, dem Wanderer entgegenhält. Die elsäßischen Städte lieben ihre „armoiries parlantes“ etwas mehr Vertrautheit mit älterem Deutsch dürfte manche poetisch ansprechende Heraldik berichtigen, und wenn auch selbst die Madonna einen Schild mit goldener Rose im roten Feld hält, so leitet der unerbittliche Sprachforscher dennoch „Rodesheim“ nicht von den

Rosen ab und würde in einem rodenden Bauern ein zwar minder poetisches, aber richtigeres Stadtsymbol erblicken; wie er sich aus gleichem sprachlichen Grunde kaum entschließen wird, das elsäßische Rodesheim im edlen Wettstreite mit dem bayerischen Rosenheim am Inn für die Vaterstadt des Minnesängers „Chuonze von Rosenheim" zu erkennen, von welchem die Manessesche Sammlung sechs Strophen zu Ehren der Frauen aufzeichnet.

Sicher beglaubigt unter Rosheims frühmittelalterlichen Erinnerungen sind seine nahen Beziehungen zum Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg. Dieses übte, den Kaiser stellvertretend, auf aller ihm zugehörigen „salischen Erde" eine volle Souveränität und besaß „einen freien Dinghof zu Rosheim gelegen, da gehöret Ding und Twing und Bann hin"; es hatte Meier und Kellermeister, Büttel und „Ochsener", sowie einen Heimbürgen daselbst. Der Meier hielt als Amtmann des Klosters dreimal im Jahre „Ding", das heißt Gericht und dreimal „Botschaft", das heißt Ergänzungsgericht. Am ersten Tag nach Sankt Martins Tage hatten vor ihm zu erscheinen alle, „die zu Rosheim Hausrauch haben", mit Ausnahme dreier Höfe, „die des Graven Hugo waren und seiner Erben". Er hatte sich am Sankt Odilientage zur Huldigung auf dem Berge einzufinden und die Nacht zu wachen, daß kein Unfug geschehe von den Pilgern mit Feuer oder „anderer Unfüge, davon das Kloster und der Berg möchten zu Schaden kommen". Der Heimbürge, den die Aebtissin als Beamten setzte, hatte zu wachen über Maß und Gewicht, über Markt und Weinkauf, hielt Ruggericht zu Feld, Reben und Wald und über alles, das unter einem Schilling zu richten ist, und „wenn die Stadt ausziehet mit dem Heerwagen, deß soll er pflegen".

Den Text des in seinen altdeutschen Rechtsanschauungen und Sprachformen gleich merkwürdigen Weistums, „des freien Dinghofes zu Rosheim gelegen, welcher zugehört dem Kloster zu Hohenburg", hat der gelehrte Abbé Hanauer aus den Archiven des Domkapitels Straßburg seinem Werke Les constitutions de campagnes de l'Alsace, Paris 1864, einverleibt.

Aus bäuerlicher Klostervilla zur hohenstaufischen Stadt herangewachsen, erlebte Rosheim im Jahre 1212 einen schweren Ueberfall und Straßenkampf durch die Lothringer. Als der Hohenstaufe Friedrich II. 1212 zur Herrschaft gelangte, setzte er Rosheim dem Herzog Friedrich von Lothringen als Pfand ein

für ein Darlehen von 4000 Mark Silbers, zog es aber nach dessen Tode zurück. Thiebald, des Lothringer Herzogs Sohn, schwergekränkt, sandte seinen Marschall Lambrin von Durches mit einem Heer durch das Breuschtal vor, die Stadt wurde mit Handstreich genommen, die Bürger flüchteten in die Kirchen, aber die Lothringer, „bäurische Kriegsleute", wie der Chronist spottend sagt, „die nur so viel vom Wein wissen, als sie davon gelesen haben, und lesen verstehen sie nicht", taten des Guten zu viel in den reichgefüllten Weinkellern, so daß Ritter Otto von Rosheim seine Mitbürger mit mutigem Zuspruch zu den Waffen rufen, die trunkenen Sieger überrumpeln und nach Erschlagung vieler schmählich wieder hinauswerfen konnte.

Der Mönch Richerius, der damals in der vogesischen Abtei Senones sein Chronicon schrieb, hat diesen „Tumultus" beschrieben, und der wenig gekannte, aber nicht unbegabte unlängst verstorbene elsäßische Schriftsteller Richard hat in seinem heimatlichen Roman „Kaisersburg en Alsace" den streitbaren deutschen Rittersmann Otto von Rosheim in französischer Sprache verherrlicht.

1215 scheinen Handel und Wandel erfreulich geblüht zu haben, da uns die Urkunde 401 in Schöpflins Alsatia diplomatica belehrt, daß Abt und Konvent von Sankt Leonhard Kelche, Meßgewänder und Meßbücher bei den „Judaei in Rocksheim" in Versatz hatten. 1248, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit waren die alten Rechte und Einkünfte des Stiftes Hohenburg auf den Rosheimer Besitzungen gefährdet, da die ritterlichen Dienstleute so viel an sich zogen, daß bei dem Papst Klage geführt werden mußte und der Dekan Wolfhelm zu Sankt Thomas in Straßburg als päpstlicher Richter einen eindringlichen Erlaß an den Schultheißen richtete.

Wir haben nicht Zeit, den Staub der Pergamente weiter aufzuwirbeln, noch den in einer deutschen Inschrift auf dem Rathause verewigten Schmerz zu erneuern, den am 6. Juli 1622 Mansfelds erzürnte Soldateska mit Feuer und Schwert dem Städtlein zufügte — und wenden uns sofort zu dem einzigen, aber hochmerkwürdigen Denkmal mittelalterlicher Kunst in Rosheim, der Kirche der Heiligen Petrus und Paulus. Es ist still auf ihrem Platze; den Hör- und Sehbedürfnissen des heutigen Tages entspricht mehr die neuere Pfarrkirche zum heiligen Stephan, aber kein Freund romanischer Bauweise, der im Elsaß

reist, sollte die Rückreise antreten, ohne hier seinen Besuch abgestattet zu haben.

In Kreuzesform regelmäßig angelegt, technisch wie aus einem Guß ausgeführt, nichts von dem ängstlichen, mönchisch Gedrückten anderer romanischer Bauten kundgebend, in edler Goldbräune gelblichen Vogesensandsteins des Quaderwerkes seinen Fugenschnitt mehr wie gelötet denn gemauert aufzeigend, die Außenwände von Lisenen und Bogenfriesen wirksam belebt, den achteckigen, in den obern Teilen spitzbogig ausgeführten Turm auf der Kreuzung des Lang- und Querschiffes tragend, auf den Ecken und in der Mitte des Daches statt mit Akroterien mit frei vorspringenden, grotesk ungeheuerlichen, aber von präzisem Meisel gehauenen Steingestalten dekoriert — so ragt dieses Gotteshaus der Heiligen Petrus und Paulus aus dem frischen Grün umgebender Kastanienbäume, fremdartig, rätselhaft, ein Märchen aus alten Zeiten . . . und sein Reichtum an Steinbildwerken wirkt um so sonderbarer, als überall, wo sonst an Kirchen solche angebracht zu werden pflegen, insbesondere in den Halbbogen der Portale, hier keine sichtbar sind, während an Punkten, wo sie sonst nicht für nötig erachtet werden, es hier weder an zähnefletschenden Ungetümen noch an menschlichen Dachsitzern fehlt.

An verschiedenen Stellen der Mauer sind Flachreliefbilder eingefügt; eigentümlich ornamentiert ist die Außenseite der großen Chornische; ein Blattwerk von reicher Formgebung umrahmt das Rundbogenfenster, drei Steinplatten zeigen die Symboltiere der Evangelisten, den Adler, den Ochsen, den Flügellöwen von Heiligenschein umgeben, während das Symbolbild des Engels auf der vierten Platte sorgsam weggehauen und nur im Umriß noch sichtbar ist.

Das Hauptportal, anderwärts oft ganze Cyklen von Kirchengeschichte, Legende und scholastischer Theologie in Stein gehauen entfaltend, ist sogar ganz ohne Säulen und Kapitäle, nur von einem rings umherlaufenden Bande von abwechselnden Kannelüren und Schuppen umschlossen. Eine einzige biblische Figur, der heilige Petrus mit Schlüssel und Buch, erscheint hoch oben im Giebel der Vorderfassade, alle andern Bildwerke sind Tiersymbolik und Bauhumor.

„Die Fassade hat," wie Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste mit feinem Kennerblick bemerkt, „etwas Antikisierendes und eine an gewisse italienische Bauten erinnernde

einfache und klare Anordnung. Der Turm befindet sich nämlich auf der Vierung des Kreuzes, und die Vorderseite stellt nur den Durchschnitt des Innern dar, und zwar in der Art, daß der untere, der Höhe der Seitenschiffe entsprechende Teil durch Lisenen und Rundbogenfriese sehr einfach und harmonisch verziert ist und das Dachgesimse neben seinem Bogenfriese auch über den mittlern, das Portal enthaltenden Raum als horizontale Bedeckung fortläuft und ihn mit den Seitenschiffen zu einem Ganzen verbindet. Hierdurch erhält der obere, durch einen flachen Giebel bekrönte Teil der Fassade ungefähr die Verhältnisse eines antiken Tempels, an den er um so mehr erinnert, als der Giebel auf der Spitze einen Adler, an den Eckwinkeln ruhende Löwen mit menschlichen Gestalten zwischen ihren Klauen trägt."

In das Innere durch ein mit zwei seltsam gewundenen Säulen und schweren Archivolten geschmücktes Seitenportal eintretend, werden wir von einem, durch die Glasmalereien der verhältnismäßig niedern Rundfenster bewirkten, so mystischen Halbdunkel und trüben Farbenschimmer umfangen, daß es unmöglich wird, in gedrucktem Gebetbuch zu lesen, oder die merkwürdige Anordnung des Langhauses, dessen Schiffarkaden eine Neigung zum Spitzbogen haben — die bald schachbrett-, bald blattwerk-, bald strickartig in mannigfachstem Wechsel verzierten Gesimse der Pfeiler oder die in ihrer Art einzigen riesigen Würfelkapitäle der vier kurz gedrungenen, mit schweren Pfeilern abwechselnden Säulen genauer zu betrachten. An einer der kurzstämmigen Säulen des Langschiffes wird die schwere viereckige Plinthe durch ein aus Würfelknäufen zusammengesetztes Kapitäl getragen, um dessen Ablauf sich wie ein Kranz oder eine Perlenschnur vierundzwanzig kleine Menschenköpfe oder Masken aneinandergereiht herumziehen. Zwei Pfeiler und zwei Säulen sollen Spuren alter Bemalung tragen.

Glücklicherweise haben unsere Kunstforscher Lübke und Lasius in Försters „Allgemeiner Bauzeitung", Jahrgang 1866, das System der Rosheimer Kirche und Einzelheiten wie das Menschenhauptkapitäl, das Lindenlaubkapitäl, die hockenden Gestalten, welche die Konsolen der Gewölbeansätze stützen, unter anderem in so genauen Aufnahmen dargestellt, daß uns das im Innern herrschende Dunkel nichts Ungekanntes verhüllt.

Eine mit Geschmack und Pietät geleitete Wiederherstellung verdankt die Kirche dem Stadtbaumeister von Schlettstadt, Herrn

Ringeisen. Haupt- und Seitenaltäre wie die Kanzel sind im alten Stil erneut, die Glasfenster von Petit-Gérard, die im Chor vor dem Erlöser knieenden Schutzheiligen Petrus und Paulus in Fresko gemalt von Richomme.

Rätselhaft wie die Kunstform ist auch die Geschichte des Baues. Italienische Meister sollen ihn nach dem Vorbild des Domes zu Ancona erbaut, der dem elsäßischen Geschlecht der Grafen von Dachsburg entstammte Papst Leo IX., als er 1049 sein Heimatland besuchte, ihn eingeweiht haben. Eine Bulle dieses deutschen Papstes Leo IX. von 1051 ist in Schöpflins „Alsatia diplomatica“, Nummer 209, nachzulesen. Die neuere Forschung setzt die Ausführung der Kirche in das zwölfte Jahrhundert. Urkundlich bestanden schon 1137 in Rosheim die obere Pfarrei zu Sankt Stephan, die untere zu Peter und Paul, und zwar letztere unter dem Patronat der Abtei Haute Seille.

Der allzeit zu Erdichtungen bereite Volksgeist hat sich mit wenig Bedenken aus einer Kombination der Skulpturen die Bausage der Kirche vollständig zurechtgelegt. Betrachten wir nämlich die Steinplatten des Dachansatzes, da wo der achteckige Turm zwischen Lang- und Querschiff aufsitzt, näher, so sitzen dort in Lebensgröße zwei menschliche Figuren, einmal, nach Nord schauend, den rechten Fuß rechtwinklig gebeugt, unter dem linken Bein durchgeschlagen, barhäuptig ein Alter, der mit der rechten Hand den langen Bart zu streichen oder zu raufen scheint und einigermaßen an den Vers erinnert: „Aûf dem Dache sitzt ein Greis, der sich kaum zu helfen weiß“ — sodann auf der dreieckigen schiefen Ebene nach Süden, ebenfalls in sitzender Stellung der Orientalen, das rechte Bein stumpfwinklig nach innen gebeugt, ein schöner vollbärtiger, barettragender Mann, der mit der Linken den Unterschenkel hält, mit der Rechten aber eine große Bursa oder Geldtasche.

Die realistisch und gut gemeißelten Steingestalten in Verbindung mit den vier menschenverschlingenden Tierungeheuern der Eckpfeiler und dem großen Vogel auf dem Giebel der Vorderfassade, sowie den vierundzwanzig Menschenköpfen am Säulenkapitäl des Langhauses deutet nun die Legende also: Der in Verzweiflung auf dem Dach Sitzende ist der Graf von Salen, dem zur Strafe sündhaft heidnischen Treibens die Wölfe sechs Söhne und sechs Töchter gefressen. Er gelobte zur Buße die Kirche zu bauen, ein Vogel schwirrte nieder und wies die Baustelle, eine

Waldkapelle unter hohen Linden. Der Bau dauerte zwölf Jahre; während jeden Baujahres schenkte die Frau Gräfin als Ersatz für die von den Wölfen geholten ihrem bußfertigen Ehegemahl wieder ein schönes Kind. Einmal aber ging das Geld aus und mußte ringsum neue Bausteuer eingetrieben werden, deß zum Zeugnis sitzt auch der Architekt auf dem Dach mit der Geldtasche.

In der Nähe von Rosheim ist ein Hofgut, welches noch heute der Bildhauerhof heißt.

Mag es sich nun mit dem mythischen salischen Grafen, seinen vierundzwanzig Kindern, seinem Adler, seiner Geldklemme und seinem Architekten so oder anders verhalten, jedenfalls deuten diese plastisch energischen Steingestalten an, daß der Mensch, wenn er auf schiefe Ebenen geraten ist, sich nur durch festes Knieeinstemmen vor Hinabrutsch bewahrt, und daß es beim Kirchenbau wie überhaupt in jeder Lebenslage ratsam ist, allzeit ein gefülltes Portemonnaie zu haben.

Mit dieser Nutzanwendung, die wir aus dem Bauhumor der Bildhauer und Freimaurer dieser altehrwürdigen Peter- und Pauluskirche schöpfen, scheiden wir von dem im übrigen wenig Anlaß zu längerem Verweilen darbietenden Städtlein; man scheint hier der Vorväter, welche einst die Kirche erbaut und geweiht und die Stadt gegen die von jenseits der Vogesen verteidigt, wenig mehr eingedenk, und was den Komfort der Wirtshäuser betrifft, so lautet er in anderer Rechtschreibung: „Komm fort, bis ein Gasthof da ist."

II.

Lützelburg — Ratsamhausen — Girbaden.

Rings um den Odilienberg zieht sich nach allen Richtungen eine Kette von Burgen, einige auf Vorsprüngen des Gebirges, weithin sichtbar, andere heimlich versteckt im Waldesdunkel, die meisten nach ihrer ursprünglichen Anlage zu Vorwerken des großen Verteidigungssystems der Heidenmauer bestimmt, welches das Bergplateau der heiligen Odilia in seiner vorklösterlichen Zeit als von Natur und ergänzender Menschenhand befestigtes Lager und Gauheiligtum zum Mittelpunkt hatte.

Zwischen Andlauertal und Barr ragen das doppeltürmige

Schloß Hohandlau und die schlanke Speßburg — am Fuß des Männelsteins mit der feinen Rundbogen- und Erkerfassade seines Rittersaales Landsperg, der gelehrten Aebtissin Herradis Stammsitz — schwerfindbar im düstern Forst, durch den der Mörderpfad führt, und ganz von uralten Tannen verdeckt, Birkenfels; — sodann, zu großem Steinhaufen zusammengesunken, eher einem Waldklausner als fröhlichen Rittersmännern als Wohnsitz passend, Kagenfels, vom Volke Hausmatter Schloß genannt — weiter gen Norden, unweit des noch an die große Heidenmauer anstoßenden Felsens Stollhafen, das gedreifachte Felsennest „zu den drei Steinen" oder Dreistein; — unweit des von einer römischen Lagermauer umschlossenen Berges Köpfel auf zwei gewaltigen Kuppen, die ein Mauerbogen kühn überspannt, unzugänglich wie der Horst des Adlers im Bergwald, das Hagelschloß, urkundlich Waldsperg geheißen — endlich, mehr im Nordwest des Odilienberges, über Ottrott das weithinaus lugende stattliche Burgenpaar Ratsamhausen und Lützelburg, und jenseits Klingental, zwischen Magel und Breusch, zuletzt hier aufgezählt, aber einst nicht die letzte im Kreise der Starken, Girbaden.

Der Freund geschichtlicher Trümmer hat in diesem klassischen Vogesenrevier die Wahl zwischen „ganz alten, alten und neueren Ruinen" und kann ihrer viele ersteigen und durchklettern in einem Sommertag. Wählen wir, offene Lage und herrliche Fernsicht dem Düster wildunheimlicher Waldverstecke vorziehend, als Ziele einer Wanderung die drei letztgenannten.

Die Eisenbahn bei Oberehnheim verlassend, sind wir bald in dem rebenumsäumten Ottrott, ehemals weicher Ottenrode genannt, und von dort, über die sonnigen Halden des Homburgerberges emporsteigend, bei den Ottrotter Schlössern, früher als Lützelburg die Vorder- und die Hinterburg, später, nachdem Kaiser Wenzel die Hinterlützelburg oder das „hinder Schloß" 1393 den drei Brüdern Hartmann, Egenolf und Hans vom Zweig der Ratsamhausen von Ehenweiher zu Lehen gegeben, als Lützelburg und Ratsamhausen unterschieden.

Das Dorf Ratsamhausen, von welchem dies im Elsaß bedeutende Geschlecht ausging, liegt an der Ill unweit Schlettstadt, und die Stammburg des andern Zweiges der „Ratsamhausen zum Stein" stand in dem der Welt durch seinen menschenfreundlichen Pfarrer Oberlin bekannten unwirtlichen Steintal, ban de la roche, auf den Höhen über dem Dorf Bellefosse und wurde 1467

wegen Landfriedensbruches durch ein Heer des Bischofs von Straßburg und der Grafen von Salm zerstört.

Unsere beiden Nachbarburgen sind baulich wenig ungleichen Charakters: beide erheben sich gleich trotzig auf steil abgeschrotetem Untergrund roten Sandsteinfelsens, umzogen von einem in die Felsen gehauenen Graben, der die Steine zum Bau spendete, beide sind von einem gewaltigen zirkelrunden Bossagequaderturm flankiert, beide beschützen waffenbrüderlich denselben Berg. Aber Ratsamhausen ist stattlicher, vornehmer, seigneurialer, mehr Herrenhaus; Lützelburg, die vordere, zusammengedrängter, einfacher, mehr Burgstall und Kaserne ritterlicher Ganerben, von denen der einzelne, weil sie in gemeinschaftlichem Burgfrieden das Ganze bewohnten, nicht viel zu baulichem Schmuck aufwendete.

Durch den gebüschverwachsenen Burggraben in das Innere der Burg „Razenhusen" eingedrungen, kommen wir zuerst zu dem mit einer Mauerdicke von 4 m 1 bei einem Durchschnitt von 12 m 3 aufgeführten festen Rundturm, dessen Eingangspforte hoch über dem Erdboden nur von dem Hauptbau aus durch eine Zugbrücke erreicht werden konnte. Die Phantasie mag sich ausmalen, wie einst die Klagen der Gefangenen hinter diesen dicken „Mauern der Vergessenheit" verhallten; der fleißige Vogesentourist Silbermann, der 1733 die Trümmer durchstöberte, erzählt, daß Bergknappen, von oben hinabgelassen, im engen Verließ Menschengebeine in Ketten und Banden liegend antrafen. (S. Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg samt umliegender Gegend. Neue Auflage, besorgt von A. W. Strobel, Straßburg 1835.) Von malerischer Wirkung sind auf den Turmzinnen die mächtigen Föhren, deren knorrige Stämme der Regen weiß gebleicht hat. Unmittelbar daneben erhebt sich efeuumwuchert der Hauptbau, ein massives, vielstockwerkiges Doppelviereck, oder Corps de Logis, mit zugemauerten Rundbogen, tief einspringenden Spitzbogenöffnungen, großen Tragsteinen für Gebälke, Bau und bauliche Aenderungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts beurkundend. Nordfront und Südfront haben regelmäßige, nach römischer Art bossierte Quadern, das Mauerwerk der Mittelfüllung ist sehr roh, daher auch, von eingedrungenen Baumwurzeln veranlaßt, ein unheilbarer Riß vom Scheitel bis zum Grund klafft und Einsturz droht.

Im zweiten Teil des vierstockwerkigen Hauptbaues oder

Palas bezeichnet eine Reihe gewölbter Fenster mit Steinsitzen, ehedem „Baien“ genannt, den Rittersaal. In der Höhe des dritten Stockwerkes, wie in der Luft schwebend, ersehen wir auch jene „charmante cheminée à colonnettes romanes“, deren Eleganz einst den künstlerischen Freund des Odilienberges, Generalvikar Schir, entzückt und die Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmale im Elsaß zu einer Wiederherstellungsarbeit veranlaßt hat: ein von romanischen Säulenpfeilern geschmücktes Kamin mit einem Nebenfenster mit reizender, spitz zugehender punktierter Ueberwölbung. Hieher mag man als Staffage die anspruchsvollen Damen und rauflustigen Herren jenes rauhen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts denken, wo so ziemlich alle mit allen in Händeln lagen, wo man ungestüme jüdische Gläubiger mit dem Scheiterhaufen zur ewigen Ruhe brachte, wo das Elsaß bald von englischen Prätendenten und Söldnerbanden, bald von armen Gecken und innern Raubfehden so verwüstet und geplündert wurde, daß die besten Bewohner dieser Feudalsitze nach heutigem Ordnungsbegriff die besten Kunden unserer Schwurgerichte sein würden. Jetzt weiden braune Lämmer den verschütteten Grund, und nur der heisere Schrei des Wanneweih bricht die Einsamkeit . . .

Lützelburg, das vordere Schloß, ebenfalls von einem in den Sandstein eingeschroteten Burggraben wehrhaft umsperrt, ist kleiner als die nur auf Pfeilschußweite von ihr entfernte Hauptburg, ein viereckiger Steinklotz mit quaderfest aufgeführtem Rundturm; die Mauern sind beinahe ohne Fenster, roh gemauert; aus dem geräumigen Burghof, in dem ein verlassenes Wohnhaus des derzeitigen Besitzers Herrn Fuchs von Illkirch steht, führt der Eingang zur Burg über eine Art Brücke zwischen engen Mauern hin; über dem Tor ist als einziger Schmuck statt eines Wappens eine ausgehauene leere Nische, wie sie auch an elsäßischen Bauernhäusern für die Hausheiligen bestimmt ist. Die Sage vermeldet nichts von dieser Lützelburg, die Geschichte wenig. Vom Geschlecht derer von Lützelburg, die im vierzehnten Jahrhundert ausstarben, kam sie an die Herrn von Andlau, dann ebenfalls an die Ratsamhausen, welche sie im Burgfrieden mit Engelhart von Nidekk, Jakob von Hohenstein u. a. gemeinschaftlich besaßen. Lehensherren waren die Kurfürsten von der Pfalz. 1474 soll sie von Kriegsleuten Karls des Kühnen von Burgund eingenommen worden sein.

Vergessen wir den Trümmerwust entschwundener Zeiten und halten wir fröhliche Bergrast im Burghof unter dem uralten, weißgebleichten, ganz ausgehöhlten und doch wieder neu treibenden Nußbaum. Da schweift der Blick in die langgedehnten, föhrendunklen Wälder ob dem Klingental, nach den Höhen, die das Breuschtal säumen, und hinab in die reiche elsäßische Ebene, über die gotischen Doppeltürme der neuen Kirche von Oberehnheim hinweg zum silbern blitzenden Rhein und hinüber zu den bekannten Schwarzwaldhöhen der Kinzigtalberge und des Kniebis ... Bienen summen über der von Lamium und Plantago, Ranunculus und Ajuga kräftig durchblümten Halde, in vollem Frühlingsgrün prangt das Buschwerk des Burggrabens, Linden, Ahorne, Holunder, blühende wilde Apfelbäume, alles in wildverwachsenem Durcheinander, in Maienluft und Maienbluſt, die Luft ist mild und stärkend, und der Friede Gottes ruht über uns und den Bergen.

Das Buch des als Künstler sich selbst mit radierten Landschaftsbildern rauh illustrierenden Elsäßers Emanuel Friedrich Imlin: „Vogesische Ruinen und Naturschönheiten", hat uns in der Reisetasche heraufbegleitet.

Nicht ohne Rührung lesen wir in seinem, pindarische Form nachahmenden, holprigen Schlußhymnus:

„Auf den hohen Zinnen wurzeln Bäume,
In dem Kerker haust nun Kauz und Eule,
Alles mahnt hier an Vergänglichkeit.
Nur du, o Vogesus, zeigest dich immer
Majestätisch in hehrer Pracht.
Mögen auch blitzend die Wetter der Nacht
Dich umhüllen, du stehst, wie vor Jahrtausenden, fest;
Segensfülle spendend dem Lande,
Das zu Füßen dir sich entfaltet,
Reichst du erinnerungsvoll Kunden der Vorzeit.
Sei uns gegrüßet und bleibe noch lange,
Wie du den Vätern und Urvätern warst,
Uns ehrwürdig, Vogesus!"

Nach einer weiteren Wanderung an den Hammerwerken, Schleifmühlen und Landhäusern des waffenschmiedenden Klingentals vorüber in das waldfrische Tal der Magel ersteigen wir,

einer Forststraße folgend, gegenüber dem 780 m hohen Heidenkopf die trümmergekrönten, waldigen Höhen über Mollkirch, erhalten am Forsthaus des Herrn Coulaux einen Schlüssel und öffnen uns den Zugang in die Ruinen von Girbaden oder Geyerbaden, einer Vogesenfeste ersten Ranges, nach der Hohenkönigsburg der größten im Elsaß. Wer von unten hinaufblickt, erschaut, des Bergwaldes Wipfel überragend, nur ein Stück Fels, das, von verwegenem Mauerbogen überwölbt, die drei hohen Mauerseiten eines geborstenen Wartturmes trägt. Dies ist aber der kleinere Teil des Ganzen, die Umfassungsmauern und Ruinen der Gebäude sind von einer Weitläufigkeit und Großartigkeit der Anlage, daß es einer tüchtigen Schuttdurchkletterung bedarf, um sich den Plan des Gesamtbaues zu vergegenwärtigen.

Da erscheint zuerst, von starker Ringmauer und einem vorspringenden Turm in der Weise römischer Lagerbefestigung umschlossen, ein weiter, ebener, grasbewachsener Vorhof, zu einem Exerzierplatz oder einer Renn- und Stechbahn wohlgeeignet. Jetzt steht einsam dort eine lange Kirche des heiligen Valentin, zu welchem als Schutzpatron gegen Viehseuche alljährlich am vierzehnten Hornung starke Wallfahrt geht, die dem ganzen Schloß im Volksmund den Namen „Veltenschloß" erwirkt hat. Ein alter Forstmann, aus Bayern zugewandert, hat vor einigen Jahrzehnten als Waldbruder hier geklausnert.

Wir überschreiten dann den Graben, um zu dem auf den Sandstein aufgetürmten Teil des Schlosses emporzusteigen. Von Tor zu Tor, deren eines mit neuerdings eingerissenem Mauerwerk im Schlußstein ein Doppelwappen, rechts den straßburgischen Querbalken, links drei übereinanderstehende fünfblätterige Rosen aufweist, führt der gepflasterte Burgweg bis zu dem von Stoßfalken benisteten geborstenen Wartturm, dessen Fundament der kühn überwölbte Fels ist. Große Verhältnisse und große Landschaft umgeben uns hier; die Abendsonne wirft warme Färbungen auf die Waldrücken des Breuschtales, auf den hohen Donon ob Schirmeck, auf die Nidekker und Haslacher Berge, während dämmernde Schatten sich über das von Sägmühlen belebte Mageltal und den jenseitigen Nachbarberg, den von uralter Ringmauer kunstlos umfaßten, laubgrünen Heidenkopf zu lagern beginnen. Der Kuckuck des Girbadener Bergwaldes aber, dessen Frühlingsruf wir hier oben genau belauscht haben, ruft nicht, wie seine deutschen Brüder jenseits des Rheins, zweisilbig Guckguck! sondern drei-

silbig in anapästischem Metrum: Guckguckguck! und wenn wir die naturgeschichtlichen Gründe dieser provinzialen Besonderheit auch nicht kennen — wir ehren sie.

Im Innern der Trümmermassen unterscheiden wir ein ansehnliches Gebäude, dessen Südseite einst von vier großen, säulengeschmückten Rundbogenfenstern durchbrochen war. Aus den Hügeln von Schutt und Einsturz haben Ausgrabungen, veranlaßt durch den früheren Besitzer Baron Wangen und die archäologische Gesellschaft, eine Anzahl Säulentrommeln, Kapitäle, Würfelgurte in der rührend schwerfälligen Plastik des frühromanischen Stiles zutag gefördert, die nun wieder in malerischer Verwirrung den Boden decken. Die Schloßkirche, der heiligen Katharina geweiht, sei hier gestanden, sagt unser Führer, und da einst „rote Ritter", d. h. Tempelherren, als Lehenträger der Bischöfe von Straßburg bis zur Austilgung ihres Ordens hier gehaust haben sollen, mag die Ueberlieferung recht haben, wenn es nicht ihr Ritter- oder Kapitelsaal war. Die Maurer und Steinhauer am Münsterbau zu Straßburg — so erzählt unser einheimischer Gewährsmann weiter, seien dort fortgelaufen und hätten hier gebaut und geschafft, weil sie zwei Kreuzer mehr Lohn erhielten.

Bei solcher Bedeutung der in ihrer Verwüstung noch stolzen Feste ist nicht zu wundern, daß Geschichte und Sage manches von ihr zu berichten wissen. Daß vor den jetzt zerstört niederliegenden Bauten hier ein römisches Lagerkastell stand, ist nach der Anlage sehr wahrscheinlich. Wenn der Straßburger Kriegsbaumeister Daniel Specklin, der 1576 auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand eine Landkarte des Elsaßes zu fertigen hatte, nicht leichtsinnigerweise mehr gesehen hat, als vorhanden war, so hatte es zu seiner Zeit „viel heidnische Antiquitäten und viel alte, römische Inschriften da oben, davon viele ausgebrochen und in fremde Länder verführet worden". Von dem jenseits der Magel sich am Fuß des Heidenkopfes dehnenden Rosheimer Wald erzählt man noch heute, daß darin eine uralte Goldgrube betrieben, und daß beim Ausstocken viel heidnische Münzen ein Meter tief im Boden gefunden worden.

Der Kapelle „Girbaden" tut 1192 eine Bulle des Papstes Cölestin III. Erwähnung. Nach dem Aussterben des hier gebietenden Grafen von Egisheim-Dagsburg im Mannesstamm entstand um Girbaden Streit. Kaiser Friedrich der Zweite verlieh 1226 dem Bischof Bertold von Straßburg „das neue vor

Girbaden neuerlich erbaute Schloß" zu Lehen, aber der Gemahl der dagsburgischen Erbtochter Gertrud, Graf Friedrich von Leiningen, nahm es mit den Waffen in der Hand für sich in Anspruch. Seit einem 1239 geschlossenen Vergleich verblieb es dem Bistum Straßburg, als dessen Belehnte 1395 Herren von Hohenstein, 1477 von Landsperg und Ratsamhausen zum Stein urkundlich erscheinen. Es mag oft fröhlich gezecht worden sein, wenn der große mit Federn geschmückte Filzhut, die Eule genannt, im Kreise herumging und der zum ersten Male die Burg betretende Gast den Eulenkrug zu leeren hatte. Wer aber den Eulenfederhut aufsetzte, durfte sein Schimpfsprüchlein sagen, und wären Könige und Kaiser mit zu Tisch gesessen.

Der Burg Niederbrennung und Zerstörung scheint im siebzehnten Jahrhundert durch lothringische Ueberrumpelung erfolgt. Eine wildschauerliche Sage berichtet, daß noch jetzt, wenn es sich jährt, um Mitternacht die Geister der mordlich erschlagenen Besatzungsleute, unter denen mit blutig ausgestochenen Aughöhlen und ohne Arme der damals also verstümmelte Burgamtmann den Vorsitz führt, grausiges Strafgericht abhalten über den verräterischen Knecht, der die lothringischen, als Bauern verkleideten Soldaten nächtlich einließ.

Da es schon dunkelt und wir nicht wissen, ob nicht gerade mit dem Tag unseres Besuches der Jahrtag des schauerlichen Spukes sich wiederholt, so überlassen wir, ungerne scheidend, die Ruinen von Girbaden ihren Ortsgeistern und Gespenstern und gehen auf schmalem Fußpfad den Höhensaum entlang erst zum Krappenfels, dann zum „Christkindelstein", dann hinüber zu dem von gesunder Bergluft umwehten hochgelegenen Flecken Grendelbruch, einst Grindebroch geschrieben, wo aus der zur abendlichen Maiandacht beleuchteten Kirche später Gesang der Jungfrauen stimmungsvoll erschallt und der müde Wanderer in Fridolin Schallers gediegenem Gasthof freundliche Aufnahme und alles findet, was zu seiner Erquickung not tut. —

III.

Der Odilienberg.

Eine Beschreibung des altehrwürdigen und altberühmten Odilienberges versuchen, heißt eigentlich Eulen nach Athen und Quader auf die Heidenmauer tragen. Dieser heilige Berg und seine Bergheilige haben eine Literatur, die selbst wieder zum Berg zu werden droht. Seit Hieronymus Gebweiler „Sankt Odilien fürstlichen Herkommens, heiligen Lebens und Wandels Historie samt Stammbaum" im Jahre 1521 „gestellt" und zu Straßburg in Druck gegeben hat — seit Schöpflin, Silbermann, Pfeffinger, Karth, Rey, Levrault, Schir die Vergangenheit und Topographie erforscht und mit Plänen und Aufnahmen verdeutlicht haben, bis zu dem ungenannten weg- und herbergenkundigen Verfasser der „Festfahrt nach St. Odilien am 2. Mai 1872, Straßburg bei Wolff" ist alles geschehen, um diesen „Bergwürdigsten und Merkwürdigsten des Wasgau" nach Verdienst zu ehren und geistliche wie weltliche Wallfahrer in seine Geheimnisse und Mirakel einzuweihen.

In verschiedenartigsten Absichten und Stimmungen — den wildmalerischen Spuren der bemoosten Heidenmauer folgend, oder auf gepflasterter Römerstraße oder auf schattigkühlen Waldwegen — mag der Wanderer seine Schritte zu dem siebenhundert Meter über Meeresspiegel sich erhebenden Gotteshaus Hohenburg emporlenken: er wird dem Genius Loki dankbar und mit dem Wunsch auf Wiedersehen von dannen gehen.

Altitona — Hohenburg — Odilienburg; Gallier — Römer — Germanen: von den Geschichten aller lagert auf dem Berg eine Schichte.

Sein ganzes Plateau dehnt sich von dem südöstlichsten Punkt, der Felsgruppe Männelstein, bis zu dem nordöstlichen Ende, etwa dem Köpfel ob Klingental, schmal und langgestreckt, mit etlichen Ausläufern. Die Kuppe, welche das Kloster der heiligen Odilia trägt, ist ein in dessen Zentrum vorspringendes Vorgebirg von roten grobkörnigen Sandsteinfelsen, die senkrecht, steilunzugänglich aus den umgebenden Wäldern sich erheben. Diese Felsen

bilden hier, wie an andern Stellen der Hochfläche, einen natürlichen Wall. Da wo die Abhänge sanfter und zugänglicher sind, ist von Menschenhand in grauester Vorzeit der Quaderwall der Heidenmauer aufgetürmt, die, genau der Kontur der Hochfläche folgend und alle natürlichen Vorteile der Felsenwände mit in ihr Verteidigungssystem einbeziehend, innerhalb der Ebene Bloss, des Odilienklosterbezirks und des mit diesem zusammenhängenden nördlichen Berges einen Flächenraum von mehr als einer Million Quadratmeter oder einhundert Hektaren umfaßt und über zehntausendfünfhundert Meter oder nach alter Rechnung zweiunddreißigtausenddreihundertvierundzwanzig Fuß im Umfang hat. In gerader Linie berechnet, soll ihre ganze Länge dreitausendundsiebenzig Meter oder neuntausendvierhundertfünfzig Fuß betragen.

Solcher Art waren die Bergbefestigungen der gallischen Oppida, wie sie Cäsar überall angetroffen und geschildert hat.

Innerhalb solcher Umwallung bei den von Druiden oder Druidinnen gehüteten Heiligtümern der Götter und Begräbnisstätten der Menschen versammelte sich in geweihter Jahreszeit die Bevölkerung eines Gaues zu Opfer und Volksgemeinde, wie Lucanus singt:

„zu dem barbarischen Götterdienst und dem schrecklichen Festbrauch",

hier wurden Orakel erteilt, Gottesgerichte und Märkte abgehalten, über Frieden und Krieg beschlossen. Von hier loderten in heiligen Nächten und Sonnwendzeiten die Feuerzeichen hinaus in das Flachland; hier, wenn der Krieg ausbrach, ward hinter festem Steinwall und der ihn umsperrenden Dornhecke des Feindes letzter Angriff erwartet und als letzte Gegenwehr mit Anzündung des dürren Holzwerks der Berg in Rauch und Flammen gehüllt.

Die Erinnerung an solche uralte Heiligkeit des Berges, der, den Göttern geweiht und des Gesamtvolkes Veste, keinen Waldbesitz oder Feldbau einzelner duldete, war noch lebendig, als längst die Verehrung der heiligen Odilia an Stelle der vogesischen Gottheiten getreten war. Eine merkwürdige Urkunde des bischöflichen Archives zu Straßburg (G. 468) aus dem Jahre 1190 — von den seitherigen Geschichtschreibern wenig gekannt, erst in Hanauers constitutions des campagnes de l'Alsace veröffent-

licht, besagt: „Ich Bischof Conradus . . . tue kund und zu wissen allen . . . daß etliche Satzungen, vom Stifter der Hohenburger Kirche, Adalrich, dem Vater der heiligen Odilia ausgegangen und seither auf Hohenburg treulich bewahrt, in wahrheitsgetreuer Ueberlieferung uns zu Gehör kamen:

Es ist eine Satzung, daß kein weltlicher Mensch ein Hofgut besitzen oder ein Haus bauen darf auf dem Hohenburger Berge, außer wenn es die Äbtissin auf Grund der Notwendigkeit erlauben wird, denn die ganze Area des Berges bis zur Kapelle des heiligen Johannes Evangelista ist ein Friedhof der Toten, nach uralter Landesverfassung.

Dazu ist es ferner Satzung, daß innerhalb der Umfriedung der Heidenmauer kein Mensch einen Acker bauen oder ein Haus aufrichten oder von irgendwoher sich einnisten soll ohne Erlaubnis der Äbtissin, denn es ist salisches Land (quia saïica terra est)."

Unter salischem Land aber ist dasjenige zu verstehen, welches schon in Römerzeit zu öffentlichen Zwecken dem Einzelbesitz entzogen, von den merowingischen Eroberern dem Reich zu Zwecken der Gesamtheit zugeschieden ward.

Sogar in die Litanei der heiligen Odilia hat sich, den geistlichen Verfassern unbewußt, eine Erinnerung an die Zeit eingeschlichen, wo nicht die gute christliche Heilige, sondern die gute heidnische Befestigung des Berges das Elsaß beschützt hat. Die Gläubigen beten noch heute: „Heilige Odilia, sicheres Refugium der bedrängten Bevölkerungen in Zeiten des Krieges und der Verfolgung, bitt für uns!"

Wer nun der Mediomatriker und Tribokker halbmythischer Vorzeit einen Gang widmen will, der wandert, mit Schweighäusers und Thomassins Plan sachdienlich versehen, vom Kloster südöstlich erst zu dem Bekkenfels. Zwei kieselreiche Sandsteinblöcke etwa vier Meter hoch, ruhen hart nebeneinander auf einer Unterlage von gleichem Sandstein frei aufsitzend, als ob sie von Menschenhand hingesetzt wären. Ein in den untern Fels eingeschroteter schmaler Durch- und Ausgang ermöglicht durchzukriechen.

Von hier betritt man die früher oft von schädlich wühlenden Wildschweinen heimgesuchte Hochebene Bloss und erfreut sich des wahrhaft malerischen Vordergrundes, den die Heidenmauer zu dem im Mittelgrunde auf seiner braunroten Felswand statt-

lich emporsteigenden, lindenumschatteten Odilienkloster und der duftigen Rheinferne bildet. Die Heidenmauer, obgleich ihr wohl manches Hunderttausend Steine zum Schlösser-, Kirchen- und Häuserbau der Talbewohner abgeführt sein mag, ist noch drei, höchstens vier Meter hoch, bei anderthalb bis zwei Meter Breite, nicht zyklopisch irregulär, sondern quadratisch regulär geschichtet. An etlichen Stellen sind sechs Lagen riesiger Quader geradlinig frei übereinander gesetzt, ohne alle Verbindung von Kalk und Mörtel, als ob die Mauer auch für den Fall gerichtet wäre, schließlich dem anstürmenden Feind auf den Kopf geworfen zu werden. An anderen Stellen sind die Steine malerisch eingestürzt und weisen an den Kanten viereckige Eintiefungen für das Eintreiben von zusammenhaltenden Eichenkeilen, die von ihrer Gestalt den Namen Schwalbenschwänze (queue d'aronde) erhalten haben. Mag, wer Lust hat, weiter untersuchen, ob solcher Quaderverband auch der altpelasgischen Technik bekannt und in älterem Mauerwerk des Parthenon ähnlich zur Verwendung gekommen ist.

Als natürlicher, vierzehn Meter hoher Felsvorsprung fortifikatorisch in die Heidenmauer eingepaßt, ragt an der Spitze der Bloss mit flachebenem Gipfel, von allen vorderen Vogesenhöhen die weitgedehnteste Vorschau in die große mittelelsäßische Rheintalebene darbietend, der Männelstein. Man sieht hier, wie des Klosters ehemaliger Prior Hugo Peltre als Gewährsmann angibt, bei heiterem Himmel neben Schwarzwald und Alpengebirgen dreihundert Flecken und Dörfer, zwanzig Städte, darunter die vornehmsten sind Straßburg, Breisach, Freiburg, Schlettstadt, Offenburg, Hagenau u. a. — Ein Kultus, der die aufgehende Sonne begrüßte, mußte diese Terrasse zu seiner besten Gottesdienststätte erkiesen. Der Altertümler, der sich auf „Schalensteine" versteht, findet in den auf- und nebeneinander geschichteten Blöcken einige jener kreisrunden Eintiefungen (cuvettes), welche den Stein als einen geheiligten bezeichnen. Noch heute legen die Kinder schüchtern einen Erikastrauß oder eine handvoll Heidelbeeren als Weihegabe in diese Schalen.

Auf dem Plane, den J. P. Müller im Jahre 1603 von der Bloss verfertigt hat, ist an der senkrechten Felsenwand des Männelsteins ein großer eiserner Ring als eingehängt angezeigt, welchen die Sage als Erinnerung an die Entstehung des elsäßischen Festlandes deutet, da unten noch See und hier oben in der würdig luftigen Höhe von achthundertdreiunddreißig Meter

über der gegenwärtigen Meeresfläche Schiffsläude war. Wie mag des Keltenvolkes Noah geheißen haben, der zum Ehrengedächtnis der Anlandung seiner Arche auf diesem vogesischen Ararat die Theologen des Berges den Eisenring schmieden ließ? Aus des Lucanus Pharsalia kennen wir die Namen der gallischen Gottheiten,

„Dich, Teutates, der nur mit grausem Blute versöhnt wird,
Und dich, Hesus, deß Altar trieft von unmenschlichen Opfern,
Dich auch, grausam gesinnt wie der Skythen Diana, Tarannis!"

Ihre Mythen aber sind verschollen. — Vom Männelstein westwärts umbiegend, erreichen wir, niedrigem Mauerwerk der Heidenmauer folgend und von herrlicher Fernsicht über die Täler von Barr und Andlau bis zu den waldigen Rücken des Climont erfreut, den Schaftstein und den Wachstein . . . ersterer aus einer Tiefe von etwa siebenzehn Meter als viereckiger Pfeiler senkrecht emporsteigend, in gleicher Höhe mit dem Boden der Hochebene und selbst eine abgeebnete Plattform von fünfzehn Schritt Breite bildend — letzterer ein unweit davon, außerhalb der Mauer ganz frei und abgesondert stehender, oben ovaler Monolith in Weise eines Menhir, wie sie in keltischen Ländern als Grenzsteine und „Feenspindeln" vorkommen. Da man von hier aus eine ganze Seite des Berges mit allem Gegenüber bis zu den mit Melkereien besetzten Hochebenen des „Champ du Feu" und der „Sutt" wächterlich bespähen kann, paßte er zu einem Wachtposten.

Anderthalb Kilometer von hier gen Nord befinden sich unweit der unmittelbar oben ziehenden Heidenmauer die von Archäologen viel erörterten Druidendenkmäler, ein Abhang mit stehenden und liegenden Blöcken, mehrere als Schutzdach querüber gelegt, so daß separate gedeckte Gevierträume entstehen, in denen mehr gekrochen als gegangen wurde — primitive Wald- und Felseinsiedeleien, sehr heimlich und unheimlich, Dachsbauen vergleichbar, wo der Bewohner in Moos eingegrabene Sprüche der Weisheit ausdenken oder die rauhe Winterszeit verschlafen konnte. Ob nun in diesen nach vorn offenen Grotten einer jener Dolmen zu erblicken, die zu Druidenbivouac oder Feerei geheimnisvoller Wildwaldfrauen diensam waren, lassen wir ohne Kummer unentschieden. Näheres samt Plan teilt C. F. Oppermann mit in dem

Bulletin der elsäßischen Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmale, zweiter Serie erster Band Seite 178.

Die Römer, seit Cäsar Herren im Elsaß, nahmen die „septa gentilis muri“, die ganz den Grundsätzen entsprachen, die ihr Ingenieur Hyginus in seinem Traktat von den Lagern aufgestellt hat, in neue Verwendung, tilgten das Druidenwesen und verstärkten das Zentrum, da wo jetzt das Kloster steht, mit einem Kastell, als dessen Erbauer oder Erneuerer Diokletians Mithelfer im Grenzkrieg gegen die Germanen, Maximianus Herculeus, genannt wird. Neben diesem Prätorium war als Tempel eine Rotunde errichtet, die erst 1734 abgebrochen wurde.

Es hat Wahrscheinlichkeit, daß die von Alemannen und Franken drohenden Gefahren in den Zeiten der Kaiser Julian und Valentinian Anlaß zur Erweiterung der Befestigungen gaben, und daß die Ringmauer des nördlichen Berges, des Heidenkopfes, sowie das Kastell Girbaden damals angelegt wurden. Zum letztenmal klirrten römische Waffen in den Vogesen, als im Jahr 407 die einbrechende Völkersturmwoge der Vandalen, Alanen und Sueven am Rhein und der Goten in Italien den Oberfeldherrn Stilicho zwang, die Besatzungen der Grenzvesten zu einem Rückzug über die Alpen zu befehligen, auf den kein Vormarsch mehr erfolgt ist.

Mit verändertem Angesicht schaut Altitona in der Rheinlande fränkisch christliche Zeit.

Adalrich oder Attich, Eticho, des Merowingerkönigs Childerich des Dritten Anverwandter, um das Jahr 666 zum Herzog des Elsaßes ernannt, der Fürstenhäuser Oesterreich-Habsburg und Baden-Zähringen Ahnherr, zu Oberehnheim Hof haltend, richtet die römische Hohenburg aus den Trümmern auf, übergibt sie, mit Pfründen reich dotiert, seiner erst von ihm mißhandelten, später bevorzugten Tochter Odilia zu einem Damenstift, dessen erste Äbtissin sie wird, und bringt mit seiner Gemahlin Bereswinde die letzten Lebenstage in der neugeweihten Stiftung zu.

Odilia, als deren Todestag der dreizehnte Christmonat des Jahres 720 angegeben ist, ward als Heilige verehrt, ihr Grab Ziel häufiger Wallfahrt, ihre Lebensgeschichte mit wundersamen Legenden geschmückt. Sie soll, selbst blindgeboren, erst durch des Regensburger Bischofs Erhard Taufe zu Palma in Burgund das Licht der Augen erhalten — von vornehmen Freiern über den Rhein verfolgt, in plötzlich sich öffnender Bergspalte Zuflucht

gefunden — den Pilgern zum Augenheil mit ihrem Stab den Odilienbrunn aus dem Klosterfels geschlagen — ihres Vaters Seele durch anhaltend Gebet in der Tränenkapelle aus flammendem Fegfeuer befreit — vor ihrem Tod von einem Engel die letzte Wegzehrung erhalten haben. Der kaum dankbaren Mühe, die Gespinste, welche der Menschheit leichtgläubiges Wunderbedürfnis um ihre Lieblinge spinnt, kritisch zu entwirren und wieder aufzulösen, hat Roth in Stöbers Alsatia, Jahrgang 1856, sich unterzogen; die allgemeinen Züge, nach welchen auf die weiblichen Gauheiligen christlicher Zeit Wesen und Zauber heidnischer Gottheiten sich übertrug, hat Rochholz in seinen Untersuchungen: „Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als Kirchenheilige" nachgewiesen.

Unter wechselnden Schicksalen gedieh das Stift, verfiel auch zeitweise, wurde vom elsäßischen Papste Leo IX. besucht und im Jahre 1051 mit einer Bulle beehrt, aber von Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Barbarossa Vater stark geplündert und „fast völlig zerstört zurückgelassen". Sein kaiserlicher Sohn, des Vaters Unbill bedauernd, stellte Abtei und Kirche wieder in stand, erteilte den Vorsteherinnen den Titel „des heiligen römischen Reiches Fürstinnen" und ernannte seine Verwandte Relindis zur Äbtissin. Unter dieser und ihrer Schülerin und Nachfolgerin Herradis von Landsperg ward die Ordensregel des heiligen Augustinus eingeführt, es sammelte sich eine stattliche Zahl edler Jungfräulein zum Unterricht in lateinischer Sprache, Poesie, Musik und Zeichnenkunst. Der kräftige Geistesschwung der Hohenstaufenzeit lebte auch in diesen zarten Kreisen. Relindis starb im Jahre 1167, Herradis am 25. Julius 1195.

Nicht ohne Rührung erneuen wir das Andenken der geistreichen, kunstsinnigen Herrad von Landsperg, deren Gestalt nicht wie Odilia mythisch, sondern, dank ihren Werken, in geschichtlicher Klarheit uns durch die Kreuzgänge, Kapellen und Lindenschatten ihres geliebten „mons Hohenburc" geleitet.

Die überlieferten Rechte des Stiftes gegen raublichen Eingriff Späterer zu wahren, ließ sie in den wiederaufgebauten Klostergang als Eckstein ein Bildwerk fügen: da sitzt mit langgeflochtenen, weit über die Schulter herabfallenden Zöpfen Eticho Dux und übergibt der Tochter Odilia als Zeichen der Investitur das Salbuch; da steht Sankt Leudgarius, Bischof von Autun, Odiliens mütterlicher Oheim, der hier die erste Kirche geweiht

hat; da knien vor der auch mit königlichen Zöpfen geschmückten Himmelskönigin Maria mit dem Kinde demütig Relind Abbatissa und Herrad Abbatissa.

Aus Herradis' Zeit stammt wohl auch die Architektur der an die erst 1692 neugebaute Hauptkirche anstoßenden wohlerhaltenen Kreuzkapelle, deren Alter irrtümlich bis zur heiligen Odilia in das Jahr 690 hinaufdatiert wird. Ihre auf acht mit Halbsäulen reich ausgestattete Mauerpfeiler auflehnenden vierfachen Kreuzgewölbe werden von einer einzigen, nur zwei Meter hohen kurzgedrungenen Säule unterstützt. Diese im Zentrum des Ganzen freistehende Säule zeigt ein schweres, romanisches Kapitäl, an dessen vier Ecken aus reichem Blattwerk vier „grimassierende" Menschenköpfe vorragen. An den vier Winkeln der Säulenbasis ist statt Blattschmuckes je ein Paar erhobener Menschenhände ausgehauen. Sollen diese Häupter und Hände die hier oben einst dargebrachten Menschenopfer andeuten? oder aber die dem Stift geschworenen und nicht gehaltenen Eide? oder den Königsfrieden des Berges, dessen Bruch mit Abhauung von Haupt oder Hand zu strafen war?

Zwei kleine Fenster erhellen in gebrochenem Dämmerlicht den niedern Raum. Ein verstümmelter, jetzt leerer Steinsarg, in welchem nach der Sage Odilia die sterblichen Reste des Elternpaares Attich und Bereswinde beigesetzt hat, ist in die Mauer eingefügt. Dem Altar gegenüber zeigt die Mauer einen modernen Glassarg, darin eine mit herzoglichem Samtmantel geschmückte Holzfigur nebst verschiedentlichem Gebein liegt. Seine Inschrift besagt: Atticus Alsatiae dux obiit 695.

In den Flammen, welche während der Beschießung Straßburgs die neue protestantische Kirche und Bibliothek verzehrten, ist der Fürstabtissin Herradis großes Werk hortus delicarium, der Wonnegarten, „der mit einer Lese von Blüten aus heiligen Schriften die Schar der Jungfräulein wonnig ergötzen soll," untergegangen — weiland ein stattlicher Kodex von 324 Pergamentblättern in Folio, in lateinischer Sprache und Minuskelschrift, Prosaauszüge aus Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern über biblische Geschichte und das gesamte theologische Lehrgebäude, gelegentlich auch über Astronomie, Geographie, Mythologie und was sonst zu Belehrung und Unterhaltung der adeligen Klostergemeinde diensam — dazu der Verfasserin eigene lateinische Lieder meist mit Musikbegleitung und einer Reihe von Gemälden

in sorgsamer Federzeichnung, Farbe und Vergoldung. „Gleich einem Bienlein zu einem honigtriefenden Bienenwaben hab' ich alles zusammengefügt," sagte die gelehrte Äbtissin in ihrer Vorrede; sie war eine echte Künstlerin, Phantasie, Ernst und heiterer Scherz, freie Gestaltung des Stoffes, kernige Eigenart und freimütige Kritik walten in den naiven Illustrationen. Das Schlußgemälde war dem Kloster Hohenburg insbesondere gewidmet, den Stiftern, der heiligen Odilia, der Freundin Relindis' und der ganzen „Congregatio religiosa temporibus Relindis et Herradis abbatissarum in Dei servitio in Hohenburc caritative adunata" mit den Brustbildern und Namen von sechsundvierzig Stiftsfrauen und zwölf Laienschwestern. Züchtig gesenkten Hauptes und wohlumschleiert, aber unverhüllten Angesichtes, wie zu einer Festparade zieht in diesem Gemälde die geistliche Damenschar vor dem spätlebenden Beschauer vorüber: Guta und Adelheit, Mahtild, und Edellint, Richinza und Luggart, Hedewic und Heilwic, Gerdrut und Kunigunt, Bereswind und Offemia, Willebirc und Uticha, Clementia und Hazicha, Ita und Iuta und wie sie alle benamst werden, die dereinst hier oben in dem Glauben „Nunnen daz sint Sunnen" fromm lebten und starben.

Zwei Lieder, dem Berg zu Ehren, mit Musik schlossen das Werk. Es war des Elsaßes Kleinod und schönste Handschrift.

Nun sind auch die schönen Pergamentblätter sieben Jahrhunderte nach ihrer in Gott fröhlichen Schreiberin zu Staub und Asche geworden, aber wer seinen Odilienberg so geliebt hat wie Herradis von Landsperg, dessen Andenken besteht fort mit dem Berg selber. „Zu gewissen Stunden," sagt die Legende der heiligen Odilia, „bleibt der Wanderer am Bergpfad stehen und der Holzhacker am Abhang hält inne: durch die lauschenden Lüfte gehen Stimmen Unsichtbarer, geht der Gesang der Jungfrauen von Hohenburg." Auch der Schreiber dieser Zeilen, sonst kein sehr musikbegnadigter Mann, hört ihn wiederklingen, wenn er, was nicht selten geschieht, seine Schritte hinaufgelenkt hat:

„Salve cohors virginum
Hohenburgiensium
Albens quasi lilium
Amans Dei filium.

Herrat devotissima
Tua fidelissima
Mater et ancillula
Cantut tibi cantica.

Te salutat millies
Et exoptat in dies
Ut laeta victoria
Vincas transitoria."

Oder:

„Hunc ad montem
Vitae fontem
Derivavit gratia
Ubertatis
Castitatis
Irrorans solatia.

Gaude laeta
Canta sueta
Florens cohors virginum
Ordo cujus
Ornat hujus
Secli domicilium.

Sacer cultus
Simplex vultus
Casta mens et humilis
Amatori
Servatori
Christo est amabilis."

Oder, wenn Schnee die Höhen deckt und Christi Geburt gefeiert wird, jenes seltsame, etwas vom wilden Jubel der heidnischen Wintersonnwendfeier verratende Weihnachtlied:

Leto lata concio
Cinoël resonat tripudio
Cinoël hoc in natalicio.
Cinoël, cinoël,
Noël, noël, cinoël,
Noël, noël, noël, noël, noël.

Ein schwermütiger Bild aber kann sich vor dem Auge des in die Hohenstaufenzeit rückblickenden Forschers nicht erheben, als im Klostergarten an einem jener traulichen Mauerplätzlein mit der herrlichen Rundschau, unweit der Tränenkapelle die hohe Gestalt einer in Trauer gehüllten Verbannten, Sibylla, König Tankreds Witwe von Sizilien, umgeben von zwei Töchtern und getröstet von Herradis der Äbtissin, welcher Siziliens Eroberer, der Hohenstaufe Heinrich VI., 1195 die erlauchten Gefangenen zur Obhut gesandt hat, während Sibyllens Sohn, des Augenlichtes geblendet, auf der Veste Hohenems seine Tage vertrauern muß.

Das heutige Kloster der heiligen Odilia, nach den Stürmen der französischen Revolution 1851 durch eine Art elsäßische Landeskollekte vom Bischof zu Straßburg neu aufgerichtet und vom Generalvikar Schir mit Kunstverständnis baulich hergestellt, gehört Schwestern vom dritten weiblichen Orden des heiligen Franziskus und etlichen mit Wald- und Feldarbeit beschäftigten Laienbrüdern. Es gewährt eine einfache anspruchslose Gastfreundschaft. Einen schwereren Tag aber hat die würdige Superiorin oder „Frau Mutter" (Druis Antistita wäre zu Cäsars Zeit der ältesten Druidin richtiger Titel gewesen) samt allen Nonnen hier oben wohl nicht erlebt, als den zweiten Mai im Jahre des Heils 1872, als die deutschen Festgäste, die der feierlichen Eröffnung der Universität Straßburg angewohnt hatten, das Kloster mit friedlichem Ueberfall und — um das Wort des Lucanus nochmals scherzhaft zu gebrauchen — „mit schrecklichem Festbrauch" heimsuchten; statt vierhundert, wie angemeldet war, wohl fünfzehnhundert an der Zahl. Da hub sich deutschen Studentenlebens fröhlicher Schall unter den Linden des stillen Klosterhofes, da ward in Hallen und Gängen, vor Küchen und Kellerpforten in freundlich wirrem Gedräng der „Kampf ums Dasein" gestritten, um Schüsseln mit Rettichen, mit Fleisch und grüßenden Salaten, da sah man einen verehrten Festgast fürstlichen Standes nicht verschmähen, den Klosterwein in Ermangelung des Glases aus alter Kaffeeschale zu trinken, da lagerten in bunten Reihen Kriegsleute, Studenten und Männer der Wissenschaft, und donnernder Jubelruf umdröhnte die Ruhestatt des Herzogs Attich und der heiligen Odilia, als Bertold Auerbach dem glorreichen deutschen Heer, dem Heer des Mutes und der Bildung, und als der Elsäßer Egbrecht Graf Dürkheim-

Montmartin dem Kaiser Wilhelm ihre beredte Huldigung brachten.

Auf des Männelsteins Felsterrasse aber, wo nachher der Festzug die zweite fröhliche Bergrast hielt und der Ausblick in die maigrüne Pracht der Landschaft sonnenrein und duftig war wie je, stand wie ein ehrwürdiger Wasgaudruide Kolmars Staatsprokurator Vaccano und hielt in deutscher Sprache dem versammelten Volk eine Bergpredigt, die klang, als solle der uralte Geist des Wasichen in seinen Bergen aufgestört werden und mit bewegten Wipfeln seiner Bäume mitrauschen in den Festjubelruf der Epigonen: „Das ganze Deutschland vom Fels zum Meere hoch!"



